Maja Apelt (Hrsg.)

Forschungsthema: Militär

Militärische Organisationen im Spannungsfeld von Krieg, Gesellschaft und soldatischen Subjekten

BUNDESTAG GRUNDGESETZ POLITISCHES SYSTEM EUROPÄISCHE UNION WAHLEN VERFASSUNG INTERNATIONALE BEZIEHUNGEN POLITISCHE THEORIE PARTEIEN INSTITUTIONEN POLITISCHE KULTUR POLITISCHE ELITEN PARLAMENTARISMUS DEMOKRATIE MACHT REGIERUNG VERWALTUNG FÖDERALISMUS POLITISCHE SOZIOLOGIE GLOBALISIERUNG POLITISCHE KOMMUNIKATION PARTEIENSYSTEM RECHTSSTAAT GERECHTIGKEIT STAAT POLITISCHE ÖKONOMIE POLITIK BUNDESTAG GRUNDGESETZ POLITISCHES SYSTEM EUROPÄISCHE UNION WAHLEN VERFASSUNG INTERNATIONALE BEZIEHUNGEN POLITISCHE THEORIE PARTEIEN INSTITUTIONEN POLITISCHE KULTUR POLITISCHE ELITEN PARLAMENTARISMUS DEMOKRATIE MACHT REGIERUNG VERWALTUNG FÖDERALISMUS POLITISCHE SOZIOLOGIE GLOBALISIERUNG POLITISCHE KOMMUNIKATION PARTEIENSYSTEM RECHTSSTAAT GERECHTIGKEIT STAAT POLITISCHE ÖKONOMIE POLITIK BUNDESTAG GRUNDGESETZ POLITISCHES SYSTEM EUROPÄISCHE UNION WAH

VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Maja Apelt (Hrsg.)

Forschungsthema: Militär

Maja Apelt (Hrsg.)

Forschungsthema: Militär

Militärische Organisationen im Spannungsfeld von Krieg, Gesellschaft und soldatischen Subjekten



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2010

Lektorat: Katrin Emmerich | Tanja Köhler

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe
Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Rosch-Buch, Scheßlitz
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany

ISBN 978-3-531-17124-1

Inhalt

Maja Apelt
Einleitung 7

I. Krieg, Gesellschaft und Militär

Volker Kruse
Krieg und Gesellschaft in der frühen soziologischen Theorie. Auguste Comte, Ludwig Gumplowicz, Franz Oppenheimer, Herbert Spencer, Werner Sombart 27

Dierk Spreen
Die Konstitutionsfunktion des Krieges. Konstitutionstheoretische Zugänge zum Krieg in der deutschen Gegenwartssoziologie 49

Cordula Dittmer
Krieg, Militär und Geschlechterverhältnisse 87

Fabian Virchow
Militär und Medien 107

II. Militärische Organisationen

Heiko Biehl
Kampfmoral und Kohäsion als Forschungsgegenstand, militärische Praxis und Organisationsideologie 139

Hendrik Vollmer
Kohäsion und Desintegration militärischer Einheiten.
Von der Primärgruppenthese zur doppelten
sozialen Einbettung militärischen Handelns 163

Maren Tomforde
Neue Militärkultur(en).
Wie verändert sich die Bundeswehr durch die Auslandseinsätze? 193

Gerhard Kümmel
Sex in the Army.
Militärische Organisationen und Sexualität 221

III. Soldatische Subjekte

Jens Warburg
Paradoxe Anforderungen an soldatische Subjekte avancierter
Streitkräfte im (Kriegs-)Einsatz 245

Stefan Kaufmann
Der ‚digitale' Soldat.
Eine Figur an der Front der Informationsgesellschaft 271

Die AutorInnen 295

Einleitung: Forschungsthema Militär

Maja Apelt

Warum sind Menschen bereit, sich militärischen Organisationen unterzuordnen, das eigene Leben aufs Spiel zu setzen oder das Leben anderer zu bedrohen? Was tun diese Organisationen, um Menschen dazu zu befähigen? Wie passen solche Organisationen, die Krieg führen und Lebensgrundlagen zerstören können, in eine moderne Gesellschaft? Mit diesen u.a. Fragen setzen sich die vorliegenden Beiträge auseinander.

Der Sammelband möchte damit an die Tradition der klassischen Soziologie ausgehend von Comte, Durkheim und Weber (vgl. Comte 1974; Weber 1972; Wachtler 1983; Knöbl/Schmidt 2000; Kruse in diesem Band) sowie die der Nachkriegssoziologie von Georg Picht (1965-66) und Ludwig von Friedeburg (1966) anknüpfen. Dieser Tradition ist eigen, dass sie den Fragen von Krieg und Militär einen systematischen Platz in der soziologischen Theoriebildung bietet. Wurden Militär und Krieg in den Jahrzehnten danach aus dem soziologischen Diskurs nahezu ausgeschlossen, so ändert sich das Bild seit den 1990 Jahren. Es scheint, als ob der Krieg nicht nur in die politische Diskussion und das öffentliche Bewusstsein, sondern auch in die Soziologie zurückgekehrt ist. Dies gilt, wenn auch zögerlicher, ebenso für die Streitkräfte.

Der vorliegenden Band reiht sich in diesen Wandel des sozialwissenschaftlichen Diskurses, der sich in mehreren Bereichen vollzieht, ein. Dazu gehört erstens der Diskussionszusammenhang der politischen Soziologie, aus dem in den letzten Jahren wichtige Beiträge zur Analyse von Kriegen, Terror und Gewalt entstanden sind. Dabei ging es vor allem darum, diese Phänomene nicht ausschließlich in ihren anomischen, dysfunktionalen Folgen zu bestimmen, sondern als soziale Tatsachen, die soziale Ordnungen nicht nur zerstören, sondern auch neue Ordnungen herstellen (vgl. z.B. Trotha 1997; Heitmeyer/ Soeffner 2004; Hitzler/Reichertz 2003; Neckel/Schwab-Trapp 1999; Spreen in diesem Band). Zweitens beziehen sich die Beiträge auf die Diskussion der Organisationssoziologie, die sich in den letzten Jahren zunehmend damit auseinandergesetzt hat, wie Organisationen Gewalthandeln ermöglichen bzw. erzwingen (vgl. Kühl 2005), wie sie mit Extremsituationen und Abweichungen umgehen (vgl. Ortmann 2003) und in welchem Verhältnis Profession und Organisation stehen (vgl. Klatetzki/Tacke 2005). Diese Fragen wurden aber bisher kaum anhand militärischer Organisationen analysiert. Drittens knüpfen die Beiträge an

den modernisierungskritischen Diskurs zur Konstruktion von Identität und Subjekt an. In diesem geht es um die Frage, wie das Subjekt in der funktional differenzierten, globalisierten und informatisierten Gesellschaft gedacht werden kann, ob oder inwieweit die Autonomie des Subjekts dadurch eingeschränkt oder erweitert wird und Identitäten fragmentiert werden (vgl. Keupp/Höfer 2007; Keupp/Hohl 2006; Keupp u.a. 2006).

Nicht zuletzt ordnet sich dieser Band in die militärsoziologische Forschung ein. Diese hat in den letzten Jahren vieles dazu geleistet, die Eigenheiten militärischer Organisationen und deren Wandel zu bestimmen (vgl. dazu auch Leonhard/Werkner 2005, Caforio 2003), ohne dass alle wissenschaftlichen Fragen bereits geklärt wären. Auf wesentliche Forschungsthemen und die noch offenen Fragen soll hier noch kurz eingegangen werden.

Eines der Themen der politischen Soziologie und der Militärsoziologie ist das widersprüchliche Verhältnis des Militärs zur Gesellschaft (s.o.). Einerseits ist das Militär Teil der Gesellschaft, wird durch diese geprägt und prägt diese selbst, zum anderen weist es aus der Gesellschaft heraus, da es die materiellen und sozialen Grundlagen von Gesellschaften zerstört (vgl. von Bredow 2000: 36ff.). War die Diskussion lange Zeit von der Unvereinbarkeit von Militär und Gesellschaft geprägt, wird sie gegenwärtig wesentlich differenzierter geführt (vgl. zuletzt z.B. Münkler 2006). Ein sozialwissenschaftlich fundiertes Verständnis aber darüber, wie sich die Normalisierung des Krieges und die Beteiligung von Streitkräften an Kriegen bzw. Postkonfliktprozessen auf Gesellschaften auswirken, steht noch weitgehend aus.

Wie das Militär gesellschaftliche Strukturen verändert und umgekehrt, wie soziale Strukturen auf das Militär wirken, wurde als organisationssoziologisches Thema bisher noch unzureichend beachtet. Moderne Streitkräfte haben historisch eine zentrale Bedeutung für die Herausbildung moderner bürokratischer Organisationen. Das stehende Heer war Vorbild und zugleich Voraussetzung für die Bürokratisierung von Großorganisationen (vgl. Weber 1972: 560; Elbe/Richter 2005: 140f.). Auch für andere organisationale Entwicklungen gab es im Militär bedeutsame Vorläufer. So z.B. können die Reformen des Moritz von Oranien als Vorwegnahme des Scientific Managements begriffen werden (vgl. van Doorn 1965; Bröckling 1997). Ein anderes Beispiel ist die vor allem im Deutschland der 1920er Jahre erstarkte Idee der Betriebsgemeinschaft, die ihre Wurzeln in den Zünften, aber auch in dem Kameradschaftsgedanken des Militärs hat (vgl. Krell 1994). All diese Prozesse könnten neoinstitutionalistisch als Prozesse des Isomorphismus (vgl. DiMaggio/Powell 1991) interpretiert werden (vgl. Senge/Hellmann 2006). In der Gegenwart lassen sie sich in entgegengesetzter Richtung feststellen. So hat die Ökonomisierung der Verwaltung auch im Militär ihre Spuren hinterlassen (vgl. Richter 2007) . Aber auch die Verände-

rung der Geschlechterstrukturen (vgl. Ahrens/Apelt/Bender 2005) und die Verpolizeilichung (vgl. Haltiner 2001) lassen sich aus dieser Perspektive analysieren. Eine Geschichte der gegenseitigen Durchdringung der Strukturen von Militär und anderen Organisationen aus organisationssoziologischer Perspektive steht indes noch aus.

Militärische Organisationen sind in Hinblick auf ihre Formalstruktur ‚janusgesichtig': im Friedensbetrieb erscheint ihre Umwelt als überdurchschnittlich stabil, transparent und berechenbar. Routine, Formalisierung und Spezialisierung werden befördert. Im Einsatz dagegen stehen die Streitkräfte vor Bedingungen, die durch hohe Ungewissheit, Unbeherrschbarkeit und zeitliche Dynamik geprägt sind und ganz andere Strukturen erfordern (vgl. Geser 1983: 148f.) Mehrfach wurde daraus eine starke Tendenz zum Ritualismus und strukturellem Konservatismus abgeleitet (vgl. Janowitz 1968; Haltiner/Klein/Gareis 2004). Es müsste allerdings empirisch untersucht werden, ob diese These angesichts des massiven Wandels, dem die Streitkräfte ausgesetzt sind, in der Gegenwart noch haltbar ist und welche Bedingungen Beharrungs- oder gar Erstarrungstendenzen befördern bzw. diesen entgegenstehen. Dies würde einen weiteren wichtigen Beitrag zur Analyse, wie Organisationen Ausnahmezustände bewältigen, leisten.

Eine zweite wesentliche These zu den Formalstrukturen bürokratischer Organisationen bezieht sich darauf, dass sich aus den neuen sog. ‚Kleinen Kriegen' (vgl. von Trotha 1999) Dilemmata für die Streitkräfte ergeben (vgl. Haltiner 2001; Batistelli 1991). So geht die klassische Militärforschung davon aus, dass der Einsatz von Makrogewalt eine zentralisierte, von oben nach unten durchgängige Führung benötigt. In den Kleinen Kriegen und in Friedensmissionen muss die Führung dagegen dezentralisiert werden, die Soldaten müssen direkt vor Ort Entscheidungen treffen können. Zugleich geht der Einsatz von Makrogewalt mit einer rigiden Abschottung nach außen und einer engen Bindung nach innen einher. In den neuen Kriegen und in Postkonfliktsituationen kann dieses nicht mehr uneingeschränkt gelten. Die Streitkräfte erwerben die Fähigkeit zum kontrollierten Gewalteinsatz und zur Deeskalation. Sie müssen mit der einheimischen Bevölkerung, mit lokalen und internationalen politischen Institutionen kooperieren und dürfen sich daher nicht mehr in gleichem Maße nach außen abgrenzen. Wird die Situation in den Krisengebieten aber riskanter, so entstehen aus diesen Anforderungen paradoxe Situationen (vgl. Warburg in diesem Band).

Mit ambivalenten, paradoxen Anforderungen sind aber auch andere Organisationen – man denke an Krankenhäuser, die Leben retten und Kosten sparen sollen – konfrontiert (vgl. Kühl 1998; 2000), so dass die Analyse der Streitkräfte die Organisationsforschung auch in anderen Bereichen befördern könnte.

Eines der wesentlichen Dilemmata militärischer Organisationen ist das zwischen Integration und Spezialisierung. Dieses Dilemma stellt sich als ein organisationsinternes Problem des inneren Zusammenhalts und der gleichzeitigen Abgrenzung zu anderen Institutionen der Sicherheitsproduktion dar. So üben die Mitglieder militärischer Organisationen – abgesehen von der Verwaltung – den gleichen Beruf aus, es sind Soldaten, die eine militärische Sozialisation durchlaufen und bestimmte Grundfähigkeiten erwerben müssen. Darüber hinaus benötigt das Militär allerdings mehr und mehr unterschiedliche Spezialkenntnisse, so dass ein großer Teil der Organisationsmitglieder zwei Berufe erwirbt. In welchem Verhältnis diese übergreifenden und spezifischen Kompetenzen stehen und welche Folgen die erweiterten Anforderungen für den Professionalisierungsprozess haben, ist noch weitgehend ungeklärt. Zugleich stellt sich die Frage, wie sich die Zuständigkeiten zwischen den an kriegerischen Konflikten und den Nachkriegsprozessen beteiligten und Sicherheit produzierenden zivilen und militärischen Akteuren verändern, wie die Grenzen zwischen diesen Akteuren zukünftig gezogen werden und wie zugleich die Kooperationsfähigkeit zwischen ihnen gesichert wird (vgl. Abbott 2002, Snider/Watkins 2002, Evetts 2003, Apelt 2006, von Bredow 2005).

Die Mitglieder militärischer Organisationen müssen fähig und bereit sein, das Leben und die materiellen Grundlagen anderer Menschen zu zerstören und dafür auch die Gefährdung des eigenen Lebens in Kauf zu nehmen, beides aber nur auf Befehl und im Rahmen der arbeitsteiligen Organisation (vgl. Kliche 2004). Daraus ergeben sich einige Besonderheiten für die Mitgliedschaft in militärischen Organisationen.

Traditionell unterwerfen die Streitkräfte ihre Mitglieder daher einer ganz besonderen Form der Erziehung und Sozialisation. Die Rekruten werden von der zivilen Gesellschaft und dem Herkunftsmilieu isoliert. Durch Uniformierung, Einschränkung der persönlichen Habe und die Aufhebung bzw. Einschränkung der Privat- und Intimsphäre werden die Individuen mit dem Ziel verunsichert, dass vorher angeeignete zivile Normen relativiert und militärische Handlungsmuster internalisiert werden können. Die Rekruten müssen ein System genauer Vorschriften erlernen und sich in die militärische Hierarchie einfügen. Durch Abschottung nach außen, sozialen Gruppendruck und die Ausgrenzung von Fremden wird ein Wir-Gefühl hervorgerufen, aus den Rekruten sollen soldatische Kämpfer werden, die Stärke und emotionale Distanz aufbauen. Inwieweit diese Sozialisation im Militär angesichts einer veränderten Sicherheitsarchitektur noch Gültigkeit beansprucht, welche funktionalen und dysfunktionalen Folgen sie für die Rekruten, für das Militär und die Gesellschaften kurz- und langfristig hat, davon wissen wir derzeit immer noch zu wenig (vgl. Scholz 2005; Apelt 2004; 2009).

Ein wichtiger Mechanismus der Inklusion der Mitglieder in die Organisation und zugleich wichtiges Merkmal der Organisationskultur ist die Kameradschaft. Zwar gibt es bereits einige hoch interessante Untersuchungen dazu (vgl. z.B. Kühne 2006), eine organisationssoziologisch fundierte Einordnung des Phänomens steht allerdings noch aus.

Eine Möglichkeit dafür wäre z.B., Kameradschaft mit Kollegialität und Cliquenwirtschaft zu vergleichen. Kameradschaft und Kollegialität ist gemeinsam, dass sich mit ihnen querlaufende Beziehungen entwickeln, die die hierarchische Ordnung unterlaufen und dadurch zugleich stützen. Kameradschaft soll aber – anders als rein kollegiale Beziehungen – auch gefühlsmäßig unterfüttert werden. Das verbindet sie mit Cliquen. Mit Cliquen hat Kameradschaft zudem gemein, dass sie mit einem hohen Maß an Identifikation mit einer Gruppe und einem starken moralischen Unterstützungssystem für die Mitglieder dieser Gruppe einhergeht. Fraglich ist, inwieweit Kameradschaft - der Cliquenbildung ähnlich - die Abgrenzung nach außen und die Entwicklung einer eigenen Subkultur befördert, in der sich abweichende Normen etablieren können.

Als Leitbild militärischer Organisationen kann Kameradschaft als Versuch angesehen werden, die Vorteile der Clique mit denen der Kollegialität zu verbinden. Sie soll die Defizite der rigiden Hierarchie und Formalstruktur ausgleichen und den Zumutungen militärischer Organisationen, im Ernstfall das eigene Leben für die Organisation einzusetzen, einen Sinn jenseits politischer Ideologie geben (vgl. Biehl in diesem Band). Kameradschaft impliziert die enge Verbundenheit der Soldaten einer militärischen Kampfgemeinschaft jenseits persönlicher Sympathie und Freundschaft, die Fürsorge des Vorgesetzten für ‚seine Männer' und das Vertrauen der Untergebenen in diesen. Kameradschaft in die unterschiedlichen Formen der Inklusion von Individuen in Organisationen einzuordnen (vgl. Bröse u.a. 1994) und mit diesen zu vergleichen, könnte für die Organisations- wie die Militärsoziologie gewinnbringend sein.

Ein anderes traditionell bedeutsames Merkmal militärischer Organisationskultur ist Männlichkeit. Welche historischen Wurzeln diese hat, wie stark sie in den jeweiligen Armeen durchgesetzt war bzw. welche Rolle Frauen historisch in den Streitkräften gespielt haben, ist umstritten. Sicher ist, dass das Militär nie ein frauenfreier Raum war. Im 14. bis 19. Jahrhundert gehörten Frauen (und Kinder) noch ganz selbstverständlich zum Tross der kämpfenden Haufen, sie haben als Repräsentantinnen von Königs- und Adelshäusern Armeen befehligt und haben – von den Kameraden mehr oder weniger entdeckt, geduldet oder gerühmt – in Männerkleidern gekämpft (vgl. Latzel/Maubach/Satjukow 2009). Erst mit der Entstehung des stehenden Heeres und der Einführung der Wehrpflicht wurden Frauen sukzessive aus dem Militär ausgeschlossen und das Militär zu einer reinen Männerdomäne. Mehr noch, zum Ende des 19. und Anfang

des 20. Jahrhunderts, in einer Zeit also, da die patriarchale Männlichkeit durch den Wandel der Produktions- und Familienbeziehungen verunsichert wurde, wurde das Militär zu einer Ressource der symbolischen Wiederherstellung traditioneller Männlichkeit (vgl. Böhnisch 2003; Apelt/Dittmer 2007). Der Soldat wurde zum Sinnbild hegemonialer Männlichkeit (vgl. Connell 2000; Meuser/Scholz 2005) und Männlichkeit wurde mit soldatischen Eigenschaften besetzt: Mut, Stärke, Streben nach Machtgewinn, emotionale Distanz, Abwehr weiblicher Eigenschaften, wie Einfühlungsvermögen und kommunikative Verständigkeit. Männlichkeit und Militär gingen also eine enge symbolische Verbindung ein, die zugleich zu einem wesentlichen Element der militärischen Organisationskultur wurde (vgl. Tomforde und Kümmel in diesem Band).

Gegenwärtig gilt das Militär als in seinen Wirkungen auf die Geschlechterstruktur ambivalent. Einerseits fördert es durch stark formalisierte Regeln der Einstellung und Beförderung die Gleichstellung der Geschlechter, zugleich zeigt sich, dass die tradierte männlich geprägte Organisationskultur im Widerspruch zur formalen Gleichbehandlung der Geschlechter steht und eine wesentliche Barriere für den Prozess der Integration und Gleichstellung darstellt. Es zeigt sich aber auch, dass die militärische Organisationskultur stark differenziert ist und sich in den Teilstreitkräften und Truppengattungen unterschiedliche Subkulturen gebildet haben. Dazu gehört auch, dass sich innerhalb des Militärs unterschiedliche Männlichkeitsnormen etabliert haben und keine – auch nicht die der Kampftruppen – mehr als hegemonial gelten kann.

Inwieweit Männlichkeit ihre Bedeutung für die militärische Organisationskultur verliert, ist offen. Prognosen müssten dabei zwei unterschiedliche Aspekte berücksichtigen, zum einen die Frage, welche Anforderungen im Zuge der erweiterten Aufträge an die Soldaten gestellt werden und welche Rolle dabei Eigenschaften, die traditionell als männlich oder weiblich konnotiert werden, spielen. Zum anderen ist offen, wie stabil die duale Zuschreibung vermeintlich weiblicher und männlicher Eigenschaften auf Männer und Frauen angesichts der ‚vielfältigen Verschiedenheiten' (Neusel/Wetterer 1999, Heintz 2001) noch ist.

Bei der Suche nach Antworten auf diese und andere Fragen ist nicht nur wichtig, eine vergleichende Perspektive zwischen unterschiedlichen militärischen und anderen Organisationstypen (also z.B. zwischen Unternehmen und Streitkräften oder zwischen regulären Streitkräften, Rebellenarmeen und Guerilla-Truppen) einzunehmen, sondern auch den engen nationalstaatlichen Rahmen zu überwinden.

Mit dem vorliegende Sammelband wird nun die Hoffnung verbunden, diese und weitere Forschungen zum Militär, vor allem aber weitere Forschungen, die das Militär stärker in die Gesellschaft einordnen, anzuregen.

Die Beiträge dieses Bandes

Der Sammelband ist in drei Teile untergliedert. In einem ersten Teil werden soziologische Beiträge zum Verhältnis Krieg, Gesellschaft und Militär diskutiert. Der zweite Teil bezieht sich auf das Militär als Organisation und den Beitrag, den die Soziologie dazu leisten kann, das Handeln in militärischen Organisationen zu erklären. Der dritte Teil widmet sich der Akteursebene. Hier geht es um Fragen des soldatischen Subjekts in militärischen Organisationen bzw. in Kriegen oder kriegerischen Konflikten.

Ausgangspunkt des ersten Beitrages von Volker Kruse ist, dass Krieg in den großen makrotheoretischen Entwürfen der letzten Jahrzehnte, also von Parsons, Luhmann, Habermas oder Bourdieu, kaum eine Rolle spielt. Die Soziologie wurde in dieser Zeit zu einer kriegsvergessenden und kriegsverdrängenden Wissenschaft (vgl. Joas/Knöbl 2008). Die Grundthese dabei war letztlich, dass die moderne Gesellschaft zur Produktion von Reichtum strukturell nicht mehr auf den Krieg angewiesen war, Krieg und Militär wurden dadurch dysfunktional. Dieser Perspektive setzt Kruse entgegen, dass der Krieg eine fundamentale soziale Tatsache ist und eine wesentliche evolutionäre Bedeutung für die Gesellschaft besitzt. Zugleich zeigt er, dass die Klassiker der Soziologie noch darum bemüht waren, Krieg in die soziologische Theorie zu integrieren. Comte z.B., der in die Militärsoziologie vor allem als Begründer des Inkompatibilitätstheorems von Militär, Krieg und moderner Gesellschaft einging, weist vor allem auf die Bedeutung des Krieges für die gesellschaftliche Entwicklung hin. Kruse zeigt, dass sich diese Perspektive auch bei anderen Klassikern der Soziologie nachvollziehen lässt: Aus der Sicht von Gumplowicz wären die Menschen ohne Krieg auf der Stufe von Affen geblieben. Kriege – so auch Oppenheimer und Spencer – verändern die gesellschaftlichen Strukturen. Sie haben die Entstehung des Staates, der sozialen Ungleichheit und die Etablierung hierarchischer Strukturen begünstigt. Sombart wiederum weist auf die konstitutive Bedeutung militärischer Disziplin für die Mentalität des modernen Wirtschaftsmenschen hin. Kruse fordert, wieder stärker an diese Traditionen der frühen Soziologie anzuknüpfen. Die allgemeine soziologische Theorie dürfe keine kriegsfreie Zone sein und das Thema einer speziellen Militär- und Kriegssoziologie überlassen.

Dieser Gedankengang wird im Beitrag von Dierk Spreen fortgesetzt. In Anlehnung an Joas begründet Spreen zunächst die Kriegsvergessenheit der Soziologie und erläutert die Hintergründe und Folgen dieses Denkens anhand der Systemtheorie Niklas Luhmanns und der älteren Gewaltforschung. Zwar hat sich Luhmann auch mit Kriegen auseinandergesetzt, hat sie aber lediglich als parasitäre, dysfunktionale Systeme begriffen (vgl. Luhmann 1987; 2005). Dass

dies aber keine notwendige Folge systemtheoretischen Denkens ist, zeigt Spreen mit einem Verweis auf Nassehi und Fuchs, die auf die mobilisierende und gemeinschaftsbildende Funktion von Kriegen hinweisen. Auch die traditionelle Gewaltforschung hat das Phänomen kriegerischer Gewalt weitgehend ausgeblendet. Ausgehend von einer normativen Vorstellung einer friedlichen und zivilen Gesellschaft wurde Gewalt lediglich unter den Aspekten Anomie und Devianz behandelt. Die Pazifizierungsfunktion des staatlichen Gewaltmonopols wird damit systematisch unterschlagen. Diesem Mainstream der Soziologie setzt Spreen drei neuere Ansätze entgegen, die dem Krieg eine konstitutive Funktion für die Herstellung sozialer Ordnungen zusprechen. Dazu gehört erstens das Konzept von Trutz von Trotha, der ein Ordnungsschema entwickelt, das bestimmte soziale Ordnungen (oder Herrschaftsformen) mit spezifischen Formen der Konfliktaustragung verbindet. Diese Ordnungsformen – so Spreen – seien in vielerlei Hinsicht auch Ordnungsformen des kleinen Krieges (vgl. u.a. Trotha 1997; 2003). Zweitens konstituiert der Krieg Identitäten und Subjekte, wie Spreen dies anhand der Studie von Warburg (2008 und in diesem Band) zeigt. Und drittens konstituieren Kriege kollektive Werte (vgl. Joas 2000). Joas geht davon aus, dass Kriege eine besondere Bedeutung für die Genese von Werten und die kollektive Bindung an Werte haben. Ausgehend von diesen drei Ansätzen entwickelt Spreen ein diskurs- und erfahrungsorientiertes Konzept, wie Kriege soziale Ordnung konstituieren. Er spricht dem Krieg dabei drei Funktionen zu: erstens die Generierung sozialer Moral und kollektiver Werte, zweitens die Steigerung der gesellschaftlichen Produktivität und systemischen Funktionalität und drittens die Sicherung der (globalen) Zivilgesellschaft.

Wenn Krieg konstitutiv für die gesellschaftliche Ordnung ist, dann muss dies auch für die Geschlechterverhältnisse gelten. Diesem Thema wendet sich Cordula Dittmer im dritten Beitrag des Sammelbandes zu. Ausgehend von einer Bestimmung von Geschlecht als Kategorie, die in der sozialen Interaktion situativ und kontextbezogen hergestellt wird, analysiert Dittmer, wie Geschlecht in Kriegen und gewaltsamen Konflikten sowie dem Militär konstruiert wird. Sie zeigt, dass dem Militär eine zentrale Bedeutung für die Herstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit zukommt. Die Geschlechternormen – so Dittmer – wirken auch nach der Integration von Frauen in die Streitkräfte weiter. Das zeigt sie anhand eigener Studien und Umfragen des Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts der Bundeswehr. Kriege und kriegerische Konflikte verändern Identitätskonzepte. Diese These von Spreen und Warburg (s.u.) ist auch für Dittmer zentral. Identitäten werden in Kriegen oder in deren Vorbereitung – so Dittmer – nicht nur ethnisiert und nationalistisch aufgeladen, sondern auch vergeschlechtlicht. Traditionelle Geschlechterbilder dienen häufig der Mobilmachung der Bevölkerung zur Vorbereitung von Kriegen. Im Krieg machen Frauen

und Männer jeweils unterschiedliche, geschlechtsspezifische Erfahrungen, ohne dass eine einfache Zuordnung von Frauen als Opfer und Männern als Täter den zumeist komplexen Beziehungen gerecht werden würde. Dittmer macht darauf aufmerksam, dass dies auch für Postkonfliktgesellschaften gilt, wobei die in diesen Regionen tätigen internationalen Institutionen des Peacekeepings selbst eine bestimmte Geschlechterordnung repräsentieren, welche die lokale Geschlechterordnung in den Krisengebieten massiv beeinflusst und verändert.

In dem letzten Beitrag dieses ersten Teils setzt sich Fabian Virchow mit einem ganz spezifischen Aspekt des Verhältnisses von Gesellschaft, Krieg und Militär auseinander, dem Verhältnis von Militär und Medien. Ihm geht es zunächst darum, die dominierenden theoretischen Ansätze zu den Beziehungen von Medien und Militär aufzuzeigen. Im zweiten Abschnitt zeichnet er die Interessen, Logiken und Kontexte des Handelns von Medien und Militär nach. Virchow vertritt in seinem Beitrag die These, dass die bestehenden theoretischen Konzepte zum Verhältnis Militär und Medien der Vielgestaltigkeit der Medien-Militär-Beziehung bisher nicht gerecht werden. Es bedürfe – so der Autor weiter – noch erheblicher Forschungsanstrengungen, um zu einer empirisch gesättigten Theorie der Beziehungen von Militär und Medien zu gelangen.

Im zweiten Teil des vorliegenden Sammelbandes geht es hauptsächlich um die Binnenstruktur und Besonderheiten der militärischen Organisationen, wobei die Themen der militärischen Kohäsion und des Wandels der militärischen Organisationskultur im Zentrum der Beiträge stehen.

So beginnen die Beiträge von Biehl und Vollmer gleichermaßen mit den für die Militärsoziologie Bahn brechenden US-amerikanischen Studien zur Bedeutung der militärischen Kohäsion aus den 40er Jahren. Basierend auf Befragungen unter deutschen Kriegsgefangenen, warum diese noch weitergekämpft hatten als die Niederlage bereits offensichtlich war, vertraten Shils und Janowitz (1948) die These, dass die Wehrmachtssoldaten nicht vorrangig aus Überzeugung, sondern auf Grund des kameradschaftlichen Zusammenhalts gekämpft hätten. Biehl und Vollmer knüpfen zwar beide an dieser These an, ihre daran anschließenden Gedankengänge sind aber nahezu konträr.

Der Beitrag von Heiko Biehl leistet dabei zweierlei Funktionen. Er zeichnet die wissenschaftlichen Studien zur militärischen Kohäsion und Einsatzmotivation bis in die Gegenwart nach und analysiert anhand dieser Studien das Wechselverhältnis von sozialwissenschaftlicher Forschung und militärischer Praxis. Zunächst zeigt er, wie wissenschaftliche Studien der Legitimation militärischer Normen dienen. Wichtiger ist ihm aber, dass solche Normen ein Beharrungsvermögen aufweisen, die in der Praxis teilweise auch dann noch als wissenschaftlich legitimiert gelten, wenn sie durch neuere Studien bereits widerlegt sind. Biehl bearbeitet dieses Problem anhand eines zentralen Aspekts der Kohä-

sionsthese (vgl. Janowitz/Little 1965; Stouffer et al. 1949). In diesen Studien wird der starke Zusammenhalt und die Motivation der Soldaten vor allem aus dem ähnlichen sozialen Hintergrund und den gemeinsamen Erfahrungen abgeleitet. Kameradschaft könne – so die praxisrelevante Schlussfolgerung – am besten zwischen männlichen, heterosexuellen Soldaten gleicher Nation entstehen. Frauen, homosexuelle Soldaten und Angehörige anderer Nationen oder Ethnien werden dadurch zu Störfaktoren. Biehl zeigt, dass die Vorstellung, soziale Homogenität sei eine Voraussetzung der Kameradschaft – trotz gegenteiliger oder zumindest relativierender und modifizierender Studien der Militärsoziologie und Militärgeschichte – eine außerordentliche Stabilität in den Streitkräften aufweist. Vorbehalte gegenüber der Einbindung von Anderen in die Streitkräfte werden auch heute noch mit dem Hinweis auf die vermeintlich desintegrativen Folgen begründet. Biehl weist darauf hin, dass dies auch für Teile der Bundeswehr gilt. Obwohl die offizielle Organisationskultur der Inneren Führung den Stellenwert inhaltlicher Überzeugungen für die soldatische Motivation hervorhebt und die Offenheit der Streitkräfte für heterogene gesellschaftliche Tendenzen anmahnt, beruhen – so Biehl – einige der gegenwärtigen Vorschriften der Bundeswehr auf einem Kameradschaftsverständnis, das auf sozialer Gleichheit beruht. Militärsoziologische Forschung müsse sich deshalb reflexiv mit dem gesellschaftlichen Umgang mit ihren Ergebnissen auseinandersetzen und ihrer Instrumentalisierung für organisationspolitische Zwecke entgegenwirken.

Hendrik Vollmer geht einen gänzlich anderen Weg. Ausgehend von der Kritik, die bereits Bartov an der These von Shils und Janowitz (1948) formuliert und empirisch bestens unterfüttert hat, – und die auch für Biehl eine wichtige Rolle spielt – fragt er nach den Bedingungen der sozialen Kohäsion. Diese sucht er nicht wie Shils und Janowitz in der sozialen Herkunft der Soldaten, sondern in der sozialen Einbettung der militärischen Organisation in Mikro- und Makrokonstellationen – also in den Beziehungen innerhalb der Organisation und denen zwischen Organisation und Umwelt. Damit nimmt er explizit eine organisationssoziologische Perspektive ein und greift zugleich auf das in der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung entwickelte Theorem der sozialen Einbettung von Handeln in soziale Beziehungen zurück. Wichtig ist ihm dabei die militärischen Kohäsion nicht vorrangig als Kleingruppenphänomen zu erklären. Einbettungsphänomene entdeckt er zum einen in der Indoktrination der Soldaten durch die NS-Ideologie, wobei wichtig ist, dass diese durch das militärische Disziplinarsystem vermittelt wird. Das Disziplinarsystem stellt sicher, dass sich die Kohäsion nicht gegen die Organisationsziele richtet und die Soldaten dann z.B. gemeinschaftlich desertieren, wie dies sowohl im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg auch bei den Deutschen geschehen ist, oder ihre Vorgesetzten lyn-

chen, wie dies unter US-Soldaten in Vietnam vorgefallen ist. Einbettungsprozesse sieht Vollmer – in Anlehnung an Collins – auch in den Interaktionsdynamiken bei der Ausübung von Gewalt, wobei der Asymmetrie in der Beziehung zwischen Tätern und Opfern eine besondere Rolle zukommt. Vollmer begreift damit Kohäsion als ein Resultat der doppelten Einbindung organisationalen Handelns in gesellschaftliche und in Interaktionsphänomene. Ein produktives Verständnis von Desintegrationsprozessen stünde, so Vollmer, indes noch aus.

Der Gemeinschaftsgedanke, den Biehl und Vollmer diskutieren, ist zentraler Bestandteil der militärischen Organisationskultur. Diese ist Thema des Beitrages von Maren Tomforde. Sie untersucht am Beispiel der Bundeswehr, wie sich die militärische Organisationskultur durch Auslandseinsätze verändert. Tomforde orientiert sich dabei an dem in der Soziologie wie Ethnologie maßgeblichen Verständnis von Organisationskultur, als einem Orientierungssystem, das nicht nur durch die formellen sondern auch die informellen Strukturen der Organisation tradiert wird und dem Handeln in Organisationen bewusst und unbewusst zu Grunde liegt. In diesem Beitrag wird nun die These vertreten, dass sich in den Auslandseinsätzen eine neue ‚Subkultur Einsatz' herausgebildet und dies mehrere Folgen hat. Zum Ersten durchlaufen die Soldaten während ihres Auslandsdienstes eine zweite militärische Sozialisation, zum Zweiten werden die Basisannahmen der (deutschen) Militärkultur verändert und ergänzt, ohne dass sie vollkommen obsolet würden. Zum Dritten wird der bereits bestehende Generationskonflikt zwischen dienstälteren und -jüngeren Soldaten noch verschärft. Die dienstälteren Soldaten sind noch unter der Prämisse der bipolaren Weltordnung dem Militär beigetreten, das noch den Regeln einer ‚kühlen Armee' im Friedensbetrieb folgte, sie haben i.d.R. nur wenige Auslandseinsätze absolviert. Die dienstjüngere Soldatengeneration ist dagegen seit ihrem Eintritt in die Streitkräfte durch die Auslandseinsätze geprägt. Die klassischen militärischen Qualifikationen, die für die älteren Soldaten im Kalten Krieg noch maßgeblich waren, stellen in den Einsatzgebieten nur noch Kompetenzen unter Anderen dar und müssen durch soziokulturelle Kompetenzen des polyvalenten ‚Weltbürgers in Uniform' ergänzt werden. Während das Militärische für die älteren Soldaten letztlich auf der theoretischen Ebene verblieb, wurde es für die jüngeren Soldaten zu einem Teil des täglichen Seins.

In dem letzten Beitrag dieses zweiten Teils wendet sich Kümmel der Bedeutung von Sexualität für militärische Organisationen und damit zwar einem sehr spezifischen aber besonders umstrittenen Aspekt der Organisationskultur zu. Gender- und militärsoziologische Forschungen haben sich diesem Thema bisher vor allem aus der Perspektive der Geschlechterverhältnisse zugewandt. In Anlehnung an Foucault (2007-2009) und Rastetter (1995) fokussiert Kümmel seinen Beitrag dagegen ganz darauf, wie militärische Organisationen Sexualität

zur Disziplinierung und Herrschaftssicherung nutzen. Den Schwerpunkt legt Kümmel in dem Beitrag auf die Systematisierung der Sexualitätspolitiken und identifiziert dabei zwei gegensätzliche Logiken. Zum Ersten die Logik der Unterbindung oder Negation und zum Zweiten die Logik der Ermöglichung oder Affirmation von Sexualität. Diese Systematisierung führt dazu, dass scheinbar gegensätzliche Sexualitätspolitiken als der gleichen Logik folgend bewertet werden. Zur ersten negierenden Logik gehören der Ausschluss von Frauen und Homosexuellen und die Konstruktion des Militärs als weitgehend monogeschlechtliche Institution. Dieser Logik gehört aber auch die Sanktionierung von sexueller Belästigung an. Sexuelle Belästigung wurde nach der breiteren Zulassung von Frauen in vielen Streitkräften virulent. Durch die veränderte Position von Frauen in der Gesellschaft kann sie aber in den Organisationen nicht mehr einfach hingenommen werden. Zur zweiten Logik der Ermöglichung von Sexualität gehören ebenso gegensätzliche Maßnahmen. Das ist zum einen die offene oder stillschweigende Duldung oder funktionale Nutzung von Vergewaltigungen und Prostitution, zum anderen aber auch die Zulassung von homo- und heterosexuellen Beziehungen, die sich aus den neueren Konzepten des Gender Mainstreaming und der Management Diversity ergeben, die aus der Gesellschaft auf das Militär übertragen werden. Anhand der Auseinandersetzung um diese Sexualitätspolitiken lässt sich zum einen verdeutlichen, wie militärische Organisationen in die Gesellschaft eingebettet sind (vgl. Vollmer in diesem Band), gleichzeitig zeigt sich das relative Beharrungsvermögen organisationskultureller Phänomene (vgl. Tomforde in diesem Band).

Der dritte Teil dieses Sammelbandes widmet sich der Akteursebene. Hier geht es um die Frage, inwieweit dem Soldaten die Qualität eines handelnden Subjektes zuerkannt werden kann. Darüber hinaus stellt sich die Frage, wie sich die Anforderungen an den Soldaten und sein berufliches Selbstverständnis im Zuge gewandelter Kriegsführung verändern.

Jens Warburgs Ausgangspunkt ist dabei die Feststellung, dass Soldaten zunächst gehorchen müssen. Dies verleitet ihn zu der Frage nach der Subjektivität soldatischen Handelns, d.h. nach der Möglichkeit, den Soldaten nicht nur als Befehlsempfänger und Kanonenfutter, also Objekt des Krieges, sondern auch als Handelnden, der einen verantwortlichen Anteil am Kriegsgeschehen hat, zu begreifen. Die Rede von der Subjektivität des Soldaten basiert auf den Überlegungen Helmuth Plessners zur exzentrischen Positionalität des menschlichen Individuums gegenüber seiner Umwelt. Diese basiert auf dem anthropologischen Doppelaspekt menschlicher Existenz. Zum einen besitzt das Individuum einen Körper, der es lernt, seine Umwelt zu gestalten, zum anderen aber ist dieser Körper auch Leib, der durch die Umwelt geformt wird, der der Handlungsfähigkeit des Individuums Grenzen auferlegt und verletzbar ist. Diese

Auseinandersetzung Warburgs mit der Frage soldatischer Subjektivität lässt sich als impliziten Gegenentwurf zu Bröcklings These der Disziplinierung (1997) lesen. Während Bröckling im Anschluss an Foucault (2008 u.a.) eine Geschichte der soldatischen Disziplinierung geschrieben hat, geht es Warburg um die Frage möglicher Autonomie soldatischen Handelns. Diese untersucht Warburg anhand zweier Phänomene. Zum Einen anhand der in den USA entwickelten netzwerkzentrierten und computergestützten Kriegsführung und zum Anderen anhand der Anforderungen, die an die Soldaten im Rahmen der neueren Auslandseinsätzen gestellt werden. Diese neuen Anforderungen werden von Warburg als paradox bewertet, d.h., dass in ihnen unauflösbare strukturelle Widersprüche stecken. Dies bedeutet, dass die Soldaten situativ und letztlich autonom bewältigen müssen, was strukturell unauflösbar ist. Die Entscheidungen, welche die Soldaten dabei treffen müssen und die Erfahrungen, die sie dabei machen, werden durch die Verletzbarkeit ihres Leibes und die mögliche Empfindsamkeit des Soldaten gegenüber den Erfahrungen im Krieg zum besonderen Problem. Mit diesem Herangehen gelingt es Warburg letztlich, die Grenzen des Disziplinierungsdiskurses, bezogen auf soldatisches Handeln, zu überwinden.

Auch Stefan Kaufmann setzt sich mit den veränderten Anforderungen an die Soldaten und deren Selbstbild auseinander. Ihm geht es aber um einen ganz anderen Schwerpunkt, auch wenn er ähnlich wie Warburg die netzwerkzentrierte Kriegsführung als empirisches Beispiel heranzieht. Während dieser die Konsequenzen für die soldatische Subjektivität in den Blick nimmt, ordnet Kaufmann diesen Transformationsprozess in den Wandel zur Informationsgesellschaft ein und nimmt damit letztlich eine kultursoziologische Perspektive ein. Im Mittelpunkt steht bei ihm, dass die Streitkräfte, allen voran die US-Army, die sich vollziehenden technologischen Veränderungen als epochalen Wandel zur Informationsgesellschaft darstellen. Der Soldat, insbesondere der Infanterist als ursprüngliches Sinnbild des klassischen Kriegers und traditionellen Soldaten, wird mit den neuen technologischen Möglichkeiten zu einem Informationsmanager, der Daten zugleich aufnimmt und verarbeitet, der aber zugleich selbst Informationen produziert und weitergibt. Kaufmann zeigt daran, dass die Visionen der Industrie für Computerspiele, der Filmindustrie Hollywoods und der Militärstrategen aufeinander verweisen und sich gegenseitig legitimieren. Auch Kaufmann bewertet diese Entwicklungen kritisch. Er bezeichnet die Anforderungen an die Soldaten, Friedensstifter und Krieger zu sein, als kontradiktorisch. Gleichzeitig folgt aus der digitalisierten netzwerkzentrierten Kriegsführung eine Dezentralisierung der militärischen Macht und die Gefahr der Radikalisierung des Konflikts. Wenn die Soldaten nicht mehr umfassend durch den formalen Zusammenhalt gebunden sind und sich statt dessen in offenen Netzwerken bewegen, besteht die Gefahr, dass sie sich mehr und mehr

am Rande der legalen Regeln bewegen oder diese überschreiten. Vor allem aber bemerkt Kaufmann kritisch, dass die programmatischen Ansprüche an den digitalen Soldaten, von dem was sich in den Kämpfen im Irak und in Afghanistan vollzieht, weit entfernt sind. Angesichts einer permanent bedrohlichen Lage, in der kein Feind zu sehen und keine Front sichtbar ist, in der die waffentechnisch hochgerüstete Truppe machtlos ist und deshalb wahllos um sich schießt, in der die Führung an der Strafverfolgung desinteressiert ist und das Kriegsrecht missachtet wird, befördert die Dezentralisierung der Kriegsführung noch zusätzlich das Ausufern der Gewalt. Damit lässt sich Kaufmanns Beitrag auch als ein Beispiel für soziale Einbettung des militärischen Handelns in die gesellschaftliche Kultur, sowie als eine Fortsetzung der Diskussion um die Paradoxien soldatischen Handelns lesen.

Übergreifend geht es also in allen drei Teilen um die funktionalen und dysfunktionalen Folgen gewaltsamen, kriegerischen Handelns, um ihre Einbettung in Mikro- Meso- und Makrostrukturen und um den Wandel dieser Strukturen sowie die Folgen für das Handeln der beteiligten Akteure.

Literatur

Abbott, Andrew (2002): The Army and the Theory of Professions. In: Snider, Don M./Watkins, Gayle L. (2002): 523-536.

Ahrens, Jens-Rainer/Apelt, Maja/Bender, Christiane (Hrsg.) (2005): Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Bundeswehr. Wiesbaden: VS.

Allmendinger, Jutta (Hrsg.) (2003): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. Opladen: Leske + Budrich.

Apelt, Maja (2004): Militärische Sozialisation. In: Gareis/Klein (2004): 26-39.

Apelt, Maja (2006): Einige Überlegungen zur (Ent-)Professionalisierung des Soldatenberufs. In: Ulrich vom Hagen (2006): 125-140.

Apelt, Maja (2009): Die Paradoxien des Soldatenberufs im Spiegel des soldatischen Selbstkonzepts. In: Jaberg/Biehl/Mohrmann/Tomforde (2009): 143-162.

Apelt, Maja/Dittmer, Cordula (2007): „Under pressure" – Militärische Männlichkeiten im Zeichen neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse. In: Bereswill, /Meuser/Scholz (2007): 68-83.

Bartov, Omer (1995): Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges. Reinbek/Hamburg. Rowohlt.

Battistelli, Fabrizio (1991): Four Dilemmas for Military Organizations. In: Kuhlmann/Dandecker (1991): 1-19.

Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.) (2007): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Böhnisch, Lothar (2003): Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Umgang. Opladen: Leske & Budrich.
Bredow, Wilfried von (2000): Demokratie und Streitkräfte. Militär, Staat und Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion. München: Vink.
Bröse, Hans-Georg/Holtgrewe, Ursula/Wagner, Gabriele (1994): Organisationen, Personen und Biographien. Entwicklungsvarianten von Inklusionsverhältnissen. In: Zeitschrift für Soziologie 23. 4. 255-274.
Caforio, Guiseppe (Hrsg.) (2003): Handbook of the Sociology of the Military. New York: Kluwer.
Comte, Auguste (1974): Die Soziologie. Die positive Philosophie im Auszug. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
Connell, Robert W. (2000): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske & Budrich.
DiMaggio, Paul J./Powell, Walter W. (2000): Das „stahlharte Gehäuse" neu betrachtet. Institutioneller Isomorphismus und kollektive Rationalität in organisationalen Feldern. In: Müller/Sigmund (2000): 147-173.
Dinges, Martin (Hrsg.) (2005): Männer – Macht – Körper: hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt am Main: Campus.
Doorn, Jacques van (1965): Militärische und industrielle Organisation. In: Matthes, Joachim (1965): 276-300.
Elbe, Martin/Richter, Gregor (2005): Militär: Institution und Organisation. In: Leonhard/Werkner (2005): 136-157.
Evetts, Julia (2003): Explaining the Construction of Professionalism in the Military. History, Concepts and Theories. In: Revue française de sociologie 44. 4. 759-776.
Foucault, Michel (2007-2009): Sexualität und Wahrheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Neuauflage.
Foucault, Michel (2008): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Neuauflage.
Friedeburg, von Ludwig (1966): Zum Verhältnis von Militär und Gesellschaft in der Bundesrepublik. In: Picht (1966): 10-65.
Gareis, Sven Bernhard/Klein, Paul (Hrsg.) (2004): Handbuch Militär und Sozialwissenschaft. Wiesbaden: VS.
Geser, Hans (1983): Organisationsprobleme des Militärs. In: Wachtler (1983): 139-164.
Hagen, Ulrich vom (Hrsg.) (2006): Armeen in der Demokratie. Zum Verhältnis von zivilen und militärischen Prinzipien. Wiesbaden: VS.
Haltiner, Karl W.(2001): Polizisten oder Soldaten? Organisatorische Dilemmata bei der Konstabulisierung des Militärs. In: Österreichische militärische Zeitschrift 39. 3. 291-298.
Haltiner, Karl/Klein, Paul/Gareis, Sven Bernhard (2004): Strukturprinzipien und Organisationsmerkmale von Streitkräften. In: Gareis/Klein (2004): 14-25.
Heintz, Bettina (Hrsg.)(2001): Geschlechtersoziologie. Sonderband 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Heitmeyer, Wilhelm/Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) (2004): Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo (2003): Irritierte Ordnung. Die gesellschaftliche Verarbeitung von Terror. Konstanz: UVK.
Jaberg, Sabine/Biehl, Heiko/Mohrmann, Günter/Tomforde, Maren (Hrsg.)(2009): Auslandseinsätze der Bundeswehr. Sozialwissenschaftliche Analysen, Diagnosen und Perspektiven. Berlin: Duncker&Humblot.
Janowitz, Morris (1968): Militärischer Konservatismus und technische Innovation. In: Mayntz (1968): 289-296.
Janowitz, Morris/Little, Roger W. (1965): Militär und Gesellschaft. Boppard am Rhein: Boldt.
Joas, Hans (2000): Kriege und Werte. Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Weilerswist: Velbrück.
Joas, Hans/Knöbl, Wolfgang (2008): Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie. Franfurt a.M.: Suhrkamp.
Keupp, Heiner u.a. (2006): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.
Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hrsg.) (2007): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Keupp, Heiner/Hohl, Joachim (2006): Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel. Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne. Bielefeld: Transcript.
Klatetzki, Thomas/Tacke, Veronika (Hrsg.) (2005): Organisation und Profession. Wiesbaden: VS.
Klein, Uta (2001): Militär und Geschlecht in Israel. Frankfurt a.M./New York: Campus.
Kliche, Thomas (2004): Militärische Sozialisation. In: Sommer/Fuchs (2004): 344-356.
Knöbl, Wolfgang/Schmidt, Gunnar (Hrsg.) (2000): Die Gegenwart des Krieges. Staatliche Gewalt in der Moderne. Frankfurt a.M.: Fischer.
Krell, Gertraude (1994): Vergemeinschaftende Personalpolitik. Normative Personallehren, Werksgemeinschaft, NS-Betriebsgemeinschaft, Betriebliche Partnerschaft, Japan, Unternehmenskultur. München: Hampp.
Kühl, Stefan (1998): Wenn die Affen den Zoo regieren. Die Tücken der flachen Hierarchien. Frankfurt a.M./New York: Campus.
Kühl, Stefan (2000): Das Regenmacher-Phänomen. Widersprüche und Aberglauben im Konzept der lernenden Organisation. Frankfurt a.M./New York: Campus.
Kühl, Stefan (2005): Ganz normale Organisationen. Organisationssoziologische Interpretationen simulierter Brutalitäten. In: Zeitschrift für Soziologie 34. 1. 90-111.
Kühne, Thomas (2006): Kameradschaft: die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Kümmel, Gerhard (Hrsg.) (2005): Diener zweier Herren. Soldaten zwischen Bundeswehr und Familie. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
Latzel, Klaus/Maubach, Franka/Satjukow, Silke (Hrsg.) (2009): Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute. Paderborn: Schönigh.
Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jacqueline (Hrsg.) (2005): Militärsoziologie – Eine Einführung. Wiesbaden: VS.

Luhmann, Niklas (1987): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Luhmann, Niklas (2005): Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Wiesbaden: VS-Verlag.
Matthes, Joachim (Hrsg.) (1965): Soziologie und Gesellschaft in den Niederlanden. Neuwied/Berlin: Luchterhand.
Mayntz, Renate (Hrsg.) (1968): Bürokratische Organisation. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2005): Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffserklärung aus soziologischer Perspektive. In: Dinges (2005): 211-228.
Müller, Hans-Peter/Sigmund, Siegfried (Hrsg.) (2000): Zeitgenössische amerikanische Soziologie. Opladen: Leske & Budrich.
Münkler, Herfried (2006): Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie. Weilerswist: Velbrück.
Neckel, Sighard/Schwab-Trapp, Michael (Hrsg.) (1999): Ordnungen der Gewalt. Beiträge zu einer politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges. Opladen: Leske & Budrich.
Neusel, Ayla/Wetterer, Angelika (1999): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt am Main: Campus.
Ortmann, Günther (2003): Regel und Ausnahme. Paradoxien sozialer Ordnung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Picht, Georg (Hrsg.) (1965): Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr. Band 1. Witten: Eckart.
Picht, Georg (Hrsg.) (1966) Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr. Band 2. Witten: Eckart.
Rastetter, Daniela (1995): Sexualität und Herrschaft in Organisationen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Richter, Gregor (Hrsg.) (2007): Die ökonomische Modernisierung der Bundeswehr. Sachstand, Konzeptionen und Perspektiven. Wiesbaden: VS.
Ruf, Werner (Hrsg.) (2003): Politische Ökonomie der Gewalt. Staatszerfall und Privatisierung von Gewalt und Krieg. Opladen: Leske & Budrich.
Scholz, Sylka (2005) Männliche Identität und Wehrdienst. In: Ahrens/Apelt/ Bender (2005): 173-191.
Senge, Konstanze/Hellmann, Kai-Uwe (Hrsg.) (2006): Einführung in den Neoinstitutionalismus. Wiesbaden: VS.
Shils, Edward A./Janowitz, Morris (1948): Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II. In: Public Opinion Quarterly 12. 2. 280-315.
Snider, Don M./Watkins, Gayle L. (Hrsg.) (2002): The Future of the Army Professions. Boston: Mac Graw.
Sommer, Gerd/Fuchs, Albert (Hrsg.) (2004): Krieg und Frieden. Handbuch der Konflikt- und Friedenspsychologie. Weinheim: Beltz.
Stouffer, Samuel A. et al. (1949): The American Soldier. Studies. In: Social Psychology in World War II (Bd. 1-4). Princeton: Princeton University Press.
Trotha, Trutz von (1997): Zur Soziologie der Gewalt. In: Trotha (1997): 9-56.

Trotha, Trutz von (1999): Formen des Krieges. Zur Typologie kriegerischer Aktionsmacht. In: Neckel/Schwab-Trapp (1999): 71-95.
Trotha, Trutz von (2003a): Die präventive Sicherheitsordnung. In: Ruf (2003): 51-75.
Trotha, Trutz von (2003b): Gewalt, Parastaatlichkeit und konzentrische Ordnung. Beobachtungen und Überlegungen über (nicht nur) afrikanische Wege zu Beginn des 21. Jahrhunderts. In: Allmendinger (2003): 725-736.
Trotha, Trutz von (Hrsg.) (1997): Soziologie der Gewalt. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Wachtler, Günther (Hrsg.) (1983): Militär, Krieg, Gesellschaft. Texte zur Militärsoziologie. Frankfurt a.M. u.a.: Campus.
Warburg, Jens (2008): Das Militär und seine Subjekte. Zur Soziologie des Krieges. Bielefeld: Transcript.
Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr Siebeck. (5. Aufl.).

I. Krieg, Gesellschaft und Militär

Krieg und Gesellschaft in der frühen soziologischen Theorie

Auguste Comte, Ludwig Gumplowicz, Franz Oppenheimer, Herbert Spencer, Werner Sombart

Volker Kruse

1 Einleitung

In den großen makrotheoretischen Entwürfen der letzten Jahrzehnte, etwa von Parsons, Luhmann, Habermas, Bourdieu oder den Modernisierungstheorien, stellt sich Gesellschaft als kriegsfreier Raum dar.

> „Die Neuzeit erscheint hier als mehr oder weniger linearer Differenzierungs- und Rationalisierungsprozess, ganz so, als ob Modernisierung stets ein friedliches, geradezu harmonisches Fortschreiten gewesen wäre und es in Europa die wiederkehrenden Phasen moderner zwischenstaatlicher Gewalt nie gegeben hätte." (Knöbl/ Schmidt 2000: 7)

Die Frage, welche Wirkung Kriege auf die gesellschaftliche Entwicklung entfalteten, bleibt dabei ungeklärt, obwohl doch gerade das 20. Jahrhundert durch kriegerische Katastrophen nachhaltig erschüttert und geprägt wurde. Gesellschaft erscheint in der heutigen soziologischen Theorie de facto als Zivilgesellschaft.

Das war nicht immer so. Geht man in die Frühgeschichte der Soziologie zurück, findet man Ansätze, Krieg und seine gesellschaftlichen Folgewirkungen angemessen in die soziologische Theorie zu integrieren. Ludwig Gumplowicz (1838-1909) und später Franz Oppenheimer (1864-1943) versuchten in der ‚soziologischen Staatsidee' die fundamentale Bedeutung von Krieg für Staats- und Klassenbildung herauszuarbeiten. Herbert Spencer (1820-1903) entwickelte ein dualistisches Gesellschaftskonzept, das zwischen industriellem und militärischem Gesellschaftstypus unterschied. Werner Sombart (1863-1941) ging den Kausalitäten zwischen Kriegsführung und der Entstehung des modernen Kapitalismus nach. Am Anfang des Beitrags steht aber Auguste Comte (1798-1857), für viele der Begründer der Soziologie. Comte hat die Relevanz von Kriegen für die gesellschaftliche Entwicklung durchaus thematisiert, aber zugleich mit sei-

ner These, dass Kriege in der modernen Gesellschaft anachronistisch seien, der Soziologie ihren zivilgesellschaftlichen Bias in die Wiege gelegt.

2 Auguste Comte und der Krieg in der Geschichte

Comte hat als Begründer der Soziologie konzeptionelle, theoretische und methodische Entscheidungen von nachhaltiger Tragweite getroffen. Er erfand nicht nur den Namen für die neue Wissenschaft, auch die naturalistische und positivistische Ausrichtung prägte über lange Zeit den Mainstream des Fachs und das Drei-Stadien-Gesetz (theologisches, positives, metaphysisches Stadium), die Vorstellung eines gesellschaftlichen Fortschritts, den alle Gesellschaften dieser Welt früher oder später durchlaufen, spiegelt sich noch in den Modernisierungstheorien seit den 1960er Jahren wieder.

Wie steht nun Comte zu der Relevanz von Krieg für die gesellschaftliche Entwicklung? Comte trifft auf der Grundlage des Drei-Stadien-Gesetzes eine bedeutsame und folgenreiche Unterscheidung. Für das theologische Stadium sind Krieg und Militär ein fundamentales und charakteristisches Merkmal. Comte spricht bezeichnenderweise von „theologischem und militärischem System“ (1974: 38). Die gesellschaftliche Herrschaft liegt bei den Priestern und Adligen, und deren Beruf sei es ja, Fehden auszutragen und Kriege zu führen. Überhaupt meint Comte, es läge eher in der Natur des Menschen, Krieg zu führen als zu arbeiten (vgl. ebd.: 160).

Kriege durchziehen das theologisch-militärische Stadium der Geschichte, und das ist nach Auffassung von Comte gut so, denn ohne Kriege kein Fortschritt. Ohne Kriege würde Gesellschaft aus einzelnen Familienverbänden bestehen; Chaos und Anarchie würden das Bild prägen. Erst durch den Krieg lernen die Menschen Ordnung, Regelmäßigkeit und Disziplin. In diesem Sinne spricht Comte von „der Schule des Krieges“ (ebd.: 161). Krieg ermöglicht, um es in aktueller Terminologie auszudrücken, den Übergang von segmentärer zu stratifikatorischer Differenzierung. Das Ergebnis von Krieg ist die Differenzierung zwischen einer herrschenden, Waffen tragenden Schicht, und einer unterworfenen Schicht, welche für die Sieger zu arbeiten hat. Das bedeutet, dass ein großer Teil der Bevölkerung der kriegerischen Tätigkeit entzogen ist und sich industriellen Aufgaben widmen kann bzw. muss. Kriege führen außerdem zur Erweiterung von Herrschaftsräumen. Jedes unterworfene Volk wird der Kriegsführung entzogen. Je weiter die Herrschaftsräume, desto größer auch der Raum für industrielle Tätigkeit. Mit der industriellen Tätigkeit wächst auch der industrielle Geist.

> „Die materielle Entwicklung der Gesellschaften hat lange Zeit das Übergewicht des militärischen Geistes verlangt, denn nur unter seiner Herrschaft konnte die Industrie sich entwickeln (…). Der wirtschaftliche Geist hat keineswegs sofort die weltliche Gesellschaft geleitet; er ist das Ergebnis einer bereits erheblichen Entwicklung, die nur unter dem Einfluss des militärischen Geistes erfolgen konnte." (ebd.: 161)

Der Krieg treibt also den gesellschaftlichen Fortschritt voran, und indem er das tut, macht er sich selbst überflüssig, anachronistisch. Der Krieg schafft sich, indem er den Industrialismus fördert, quasi selbst ab. Wo der Geist des Industrialismus und Positivismus herrscht, da ist für den militärischen Geist kein Platz mehr, und wenn es keinen militärischen Geist mehr gibt, dann gibt es keine Kriege.

Comtes Optimismus bezüglich Krieg in der modernen Gesellschaft überrascht insofern, als seine Kinder- und Jugendzeit von den napoleonischen Kriegen bestimmt war (vgl. Fuchs-Heinritz 1998: 17f.; Pickering 1993: 27). Die Französische Revolution und die sich daran anschließenden Kriege rechnete Comte aber eher dem metaphysischen Stadium zu, das die althergebrachte Ordnung zerstörte, ohne eine neue zu schaffen. Gerade die Revolutionskriege sah er als Beleg dafür, dass nicht nur die alte Ordnung, sondern auch „die alte militärische Kaste" (Comte 1974: 392) an ihr Ende gelangt sei.

> „Die so wenig vorbereiteten Bürger übertrafen damals nach einer kurzen Lehrzeit die erfahrensten Meister und zerstörten für immer den Glanz, der der Besonderung eines solchen Gewerbes innewohnte. Diese entscheidende Probe, die sich unter den ungünstigsten Umständen vollzog, zeigte, daß für eine bloße Verteidigung, die sich doch allein mit dem friedlichen Geist der modernen Gesellschaft verträgt, das Bestehen einer militärischen Kaste, und selbst jede stete Beschäftigung mit kriegerischen Dingen, unnütz geworden ist." (ebd.: 392f.)

Von der Überholtheit des militärischen Geistes zeugt auch, dass die Soldaten in den napoleonischen Kriegen gewaltsam rekrutiert werden mussten. Die nach den napoleonischen Kriegen beobachtbare militärische Rüstung erklärte Comte mit innenpolitischen Gründen. Die modernen Armeen seien kein Instrument zur Kriegsführung mehr, sondern ihre Existenz erklärt sich aus:

> „(...)der Notwendigkeit einer revolutionären Krise (…), die sich mehr oder weniger über ganz Europa erstreckt. Die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, die für die Heere früher nur eine nebensächliche und zeitweilige Aufgabe war, bildet jetzt ihre wichtigste Pflicht." (ebd.: 393)

Die These, dass Krieg in der modernen wissenschaftlich-industriellen Gesellschaft anachronistisch geworden ist, wirkt angesichts der Weltkriege des 20.

Jahrhunderts abwegig. Sie behauptet ja, dass Wissenschaft und moderne Wirtschaft einen Geist der Vernunft und Rationalität hervorbringen, der Kriege theoretisch ausschließt. Sie erscheint im Licht von Schumpeters Imperialismus-Analyse weniger absurd. Schumpeter (1918/19) vertrat die These: Kapitalismus und Krieg schließen sich aus, es sind atavistische, vormoderne Mächte, welche den Ersten Weltkrieg herbeigeführt haben. Diese These entbehrt für das Deutsche Reich, für Österreich-Ungarn und das zaristische Russland nicht jeglicher Grundlage. Es ist ja so, dass Politik und Militär vor 1914 noch stark von den alten, vormodernen Eliten bestimmt wurden. Man könnte also sagen, der Industrialismus und die Wissenschaft haben sich noch nicht genügend durchgesetzt. Man muss bedenken, dass Comtes Beschreibung der modernen Gesellschaft als *Antizipation* und nicht als Analyse bereits bestehender gesellschaftlicher Realität verstanden werden muss. Insoweit widersprechen die Weltkriege nicht unbedingt der Comteschen These. Unvereinbar mit dieser ist allerdings die Leidenschaftlichkeit, mit der gerade Wissenschaftler als Propagandisten des Krieges auftraten (vgl. Barrelmeyer 1994; Joas 2000: 87-125; Joas/Knöbl 2008: 161-211).

3 Ludwig Gumplowicz, Franz Oppenheimer und die ‚soziologische Staatsidee'

Ludwig Gumplowicz kann neben Comte und Spencer als dritter Gründervater der (positivistischen) Soziologie im 19. Jahrhundert gelten. Im Unterschied zu Comte und Spencer geriet seine Soziologie aber bald in Vergessenheit.[1] Wie Comte konzipierte er Soziologie als streng naturalistische Wissenschaft, die nach den Gesetzen des Sozialen sucht und sah das Soziale von Gesetzen durchwirkt. Als Grundbegriff der Soziologie wählte er nicht Gesellschaft oder Menschheit, sondern die Gruppe. Sie bildete für ihn die Grundeinheit des Sozialen, der das Individuum im Sinne des sozialpsychologischen Determinismus

1 Noch Franz Oppenheimer erwartete zuversichtlich: „In der Ahnenreihe der Soziologie wird er neben Saint Simon, Comte und Spencer immer an erster Stelle stehen" (1926: XXIV). Warum es nicht so kam, erörtern Mocetic (1985), Brix (1986: 45-57). – Gumplowicz, der einer polnischen Familie jüdischer Herkunft entstammte, wurde 1838 in Krakau geboren. Er war in jungen Jahren demokratisch und national engagiert. 1875 ging er nach Graz, wo er 1876 für Allgemeines Staatsrecht habilitierte. 1882 wurde er zum außerordentlichen Professor des Allgemeinen Staatsrechtes und der Verwaltungslehre ernannt, von 1893 bis 1908 war er Ordinarius. 1909 wählte Gumplowicz angesichts einer unheilbaren Krankheit mit seiner erblindeten Frau den Freitod. (Biographische Daten vgl. Acham 1995: 120-122; Savorgnan 1928: IXf.). Als sein Hauptwerk betrachtete Gumplowicz den „Rassenkampf", der erstmals 1883 erschien.

strikt untergeordnet war.[2] Ein Individuum im eigentlichen Sinne des Wortes existiert in der Soziologie von Gumplowicz nicht. Alle Geschichte, so könnte man Gumplowicz analog zu Marx variieren, ist eine Geschichte der Gruppenkämpfe. Im Gegensatz zum Vordenker des wissenschaftlichen Sozialismus war Gumplowicz davon überzeugt, dass dies immer so bleiben würde (vgl. 1969a: 107-113).

Ähnlich wie Comte erachtete Gumplowicz Krieg als höchst relevant für die soziale Evolution. Seine Theorie ähnelt den Comteschen Überlegungen inhaltlich in manchen Punkten. Gumplowicz wollte aber Geschichte nicht als einen Fortschrittsprozess verstanden wissen und seine Theorie ist, anders als die Soziologien Comtes und Spencers, dezidiert konflikttheoretisch akzentuiert. Dies kommt insbesondere in seiner ‚soziologischen Staatsidee' zum Ausdruck, die ich in diesem Abschnitt vorstellen möchte. Sie wurde, wie auch zu zeigen sein wird, von Franz Oppenheimer aufgenommen und weiterentwickelt.

> „Die Rolle, welche Uebermacht und Gewalt in der Geschichte der Menschheit spielt, wird von jenen bedeutend unterschätzt, welche glauben, dieselbe aus der socialen Welt eliminieren zu können. Doch liegt in denselben eine elementare Kraft, ohne deren Wirken weder Staaten gegründet, noch Staaten erhalten werden können." (Gumplowicz 1969: 141)

In diesen Sätzen fasst Gumplowicz sein Credo zur ‚soziologischen Staatsidee' zusammen. Ihr Grundgedanke besagt, dass der Staat nicht durch einen Gesellschaftsvertrag, sondern ursprünglich durch Krieg, Gewalt und Unterwerfung entstanden ist.

> „Nie und nirgends sind Staaten anders entstanden, als durch Unterwerfung fremder Stämme seitens eines oder mehrerer verbündeten und geeinigten Stämmen." (Gumplowicz 1926: 99; im Orig. gesperrt)[3]

Die soziologische Staatsidee bewertete Franz Oppenheimer als „die kopernikanische Umkehrung der Gesellschaftswissenschaft überhaupt" (1926: VII). Sie

2 „Und so stellt jede Gruppe ein geschlossenes System von Anschauungen und Lebensgrundsätzen dar, das den ebenso geschlossenen Systemen fremder Gruppen feindlich gegenübertritt (…). Jede Gruppe hat ihr besonderes Interesse, für welches sie kämpft; die Einzelnen aber glauben infolge socialer Suggestion, dass sie für Ideen kämpfen; sie wissen nicht, dass diese Ideen erzeugt sind durch die Gruppeninteressen." (Gumplowicz 1969: 214)

3 In diesem Sinne, also Kampf von Stämmen gegeneinander, ist auch das Wort ‚Rassenkampf' zu verstehen, mit dem sich Gumplowicz im kollektiven Gedächtnis der akademischen Soziologie verankert hat (vgl. Gumplowicz 1973). Gumplowiczs Soziologie hat also nicht mit Rassismus zu tun, im Gegenteil. Laut Gumplowicz ist ein Resultat von Kriegen die Vermischung zwischen Eroberern und Unterworfenenen, die Vorstellung einer ‚reinen Rasse' also Nonsens.

brachte jedenfalls den Krieg als fundamentale gesellschaftsbildende Kraft ins Spiel.

Ähnlich wie Comte vertritt Gumplowicz die Auffassung, dass erst der Krieg gesellschaftliche Entwicklung möglich macht. Wo Horden oder Stämme isoliert leben, findet keine Entwicklung statt:

> „Wenn ihr aber keine Fremden in den Weg kommen? – dann gibt es keinen Zusammenstoss, dann gibt es keinen Kampf, dann gibt es keine Entwicklung. Dann nährt sie sich Jahrtausende so gut es eben geht von Früchten und Wurzeln, oder von Fischen und Schalthieren oder jagt Jahrtausende ihr Wild und bleibt im stagnierenden Zustande des Naturvolkes. Die Völkerkunde bietet uns unzählige Beispiele solcher ‚friedlichen' Völker; sie bleiben auf der Stufe der Affen; sie kennen keinen Krieg, keine Führung, keinen Befehl, keinen Zusammenstoss mit Fremden, sie ‚beuten nicht aus' und werden nicht ‚ausgebeutet', sie kennen keine Ungleichheit; ihre Freiheit ist unbeschränkt; sie sind die vollkommensten – Affen. Aus diesem thierähnlichen Zustande rettet die Menschen nur – Uebermacht und Gewalt anderer Menschen." (Gumplowicz 1969: 140f.)

Gesellschaftliche Entwicklung entsteht also erst durch das kriegerische Aufeinandertreffen von Stämmen. Wichtigstes Ergebnis ist die Entstehung des Staates.

> „Erst das Zusammentreffen also, mindestens zweier heterogener Horden, zumeist aber einer friedlichen mit einer räuberischen oder kriegerischen, kann jenes Verhältnis von Herrschenden und Beherrschten erzeugen, welches das ewige Merkmal all und jeder staatlichen Gemeinschaft bildet." (ebd.: 118)

Die Entstehung des Staates ist als Naturprozess zu verstehen:

> „Die Soziologie erklärt es klipp und klar, dass Staaten nie und nirgends auf andere Weise entstanden sind, als indem mindestens zwei heterogene soziale Gruppen feindlich aufeinanderstoßen, wobei die eine die andere überwältigt und unterjocht (…). Nachdem solche Vorgänge sich naturnotwendig immer und überall abspielen, wo nur heterogene Gruppen aufeinanderstoßen, solche Zusammenstöße aber bei der Beweglichkeit der Menschenstämme und der Abhängigkeit ihrer Bedürfnisbefriedigung von den engen, ihnen zur Verfügung stehenden Erdenräumen unvermeidlich sind: so kann allerdings das soziale Resultat solcher Zusammenstöße, der Staat, als Naturprodukt (Aristoteles) betrachtet werden (…)." (Gumplowicz 1969a: 33)

Der Staat besteht weder aus Individuen noch bildet er eine einheitliche Gesamtheit. Eher bildet er eine Arena, in der Gruppenkonflikte ausgetragen werden.

> „Der Staat ist immer und überall eine Vielheit sozialer Gruppen, von denen jede ihr eigenes Interesse verfolgt, in Verfolgung und Verteidigung desselben alle anderen bekämpft und sie ausnützen möchte, und von welchen, für jede besonders, der Staat nur insofern ein Interesse bietet, als er ihre Sonderinteressen schützt und befriedigt." (ebd.: 37)

Es bilden sich zunächst zwei Gruppen heraus, die Eroberer und die unterworfene Bevölkerung. Im Laufe der Zeit entsteht aber ein ‚Mittelstand', der sich wie eine ‚Pufferschicht' zwischen Herren und Untertanen einschiebt. Diese besteht überwiegend aus Fremden. Sie bedienen Luxusbedürfnisse der Herrenschicht, die durch Sklavenarbeit der unterworfenen Bevölkerung nicht befriedigt werden können. Alle drei Großgruppen differenzieren sich in sekundäre Gruppen, die Unterschicht in Landvolk und Arbeiter, der Mittelstand in Berufs- und Besitzschichten, der Adel in hohen und niederen Adel sowie die Spitzen von Militär, Verwaltung und Geistlichkeit (vgl. ebd.: 59-61).

Der Staat entsteht, jedenfalls ursprünglich, nicht durch freie Übereinkunft freier Bürger, sondern er dient der siegreichen Gruppe als Instrument, um die Besiegten zu beherrschen. Auch das Recht dient dazu, durch Krieg bedingte Herrschaftsverhältnisse zu stabilisieren und kontinuieren. Kriegerische Konflikte werden nach ihrer Beendigung durch den Staat mittels Recht in innere, geregelte, zivilisierte Konflikte transformiert. Mit dem Staat und der Klassengesellschaft entsteht auch Kultur.

> „Denn wenn man alles Phrasenhafte beiseite lässt, ist doch Kultur nichts anderes als ein Leben in Muße und das Befriedigen der raffiniertesten Bedürfnisse mittelst einer weitgehenden Verteilung der Arbeitsleistungen über weite Menschenkreise." (ebd.: 101)

Gumplowicz verabschiedet radikal den Optimismus der Aufklärung, der noch bei Comte so deutlich spürbar ist. Es gibt keinen moralischen Fortschritt in der Geschichte der Menschheit.

> „Im Gegenteil, steigende Kultur vermehrt die Bedürfnisse der Menschen, schürt die Gewinnsucht und vermehrt zugleich ins unendliche die Gelegenheiten und Mittel, Missetaten zu begehen. Auch sind ja im Ringen um die Existenz die Skrupellosen im Vorteil und die von Gumplowicz moralischen Skrupeln in ihren Handlungen Beeinflussten im Nachteil." (ebd.: 141)

Es wird entgegen den Träumen von einer kommunistischen Gesellschaft immer gegensätzliche Interessen und Konflikte geben. Die Idee einer friedlichen Welt ist ebenfalls eine Illusion. Zwar werden Kriege seltener, aber dafür größer und verlustreicher (vgl. Gumplowicz 1969a: 157). „(…) jede Errungenschaft der

‚Kultur' und des menschlichen Intellekts [wird] nur ein Mittel zu barbarischerer Kriegsführung" (ebd.: 161) – so notierte Gumplowicz hellsichtig am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Im günstigsten Fall gelingt es, Staatenbünde zu bilden, innerhalb derer Krieg ausgeschlossen ist.

Gumplowiczs ‚soziologische Staatsidee' wurde vor allem von *Franz Oppenheimer* aufgenommen, weiterentwickelt und in sein theoretisches System integriert. Oppenheimer war ursprünglich Arzt und begann in den 1890er Jahren unter dem Eindruck der Armut in Berliner Mietkasernen, die der ärztlichen Kunst Grenzen setzten, sich mit der sozialen Frage theoretisch auseinanderzusetzen. Seine Grundthese dabei war, dass man die soziale Frage bzw. die niedrigen Arbeitslöhne nicht dem freien Markt zurechnen dürfe, sondern dass vielmehr das Großgrundeigentum als eigentliche Ursache derselben anzusehen sei, indem dieses als Ort des ‚höchsten sozialen Drucks' die Landarbeiter in die Städte treibe, wo sie als industrielle Reservearmee die Arbeitslöhne drückten. Der Ausweg aus der sozialen Frage bestehe folglich nicht in einer Abschaffung des Marktes, sondern in der Aufhebung des Großgrundeigentums und der Schaffung freien sozialen Bodens für Landbedürftige (vgl. zusammenfassend Kruse 1990: 4f., 221-223).

Was die Aufnahme der Soziologie Gumplowiczs anbetrifft, so war Oppenheimer (1964: 175-181) zunächst einmal bestrebt, den rigorosen Monismus und Soziologismus des Grazer Gelehrten abzumildern. Neben der nomothetischen, die Wirklichkeit als äußeres Ding betrachtenden Methode sei auch die Introspektion ein legitimes Erkenntnismittel. Das gesellschaftliche Leben sei nicht nur von Naturgesetzen beherrscht, der Mensch nicht notwendig und ausschließlich Teil der Gruppe. Auch die ‚suprasoziale Persönlichkeit', die sich dem sozialpsychologischen Determinismus entzieht, habe ihren Platz in der Geschichte (vgl. Kruse 1990: 129). Und Geschichte sei mehr als Gruppenkampf.

> „Es ist nicht wahr, dass alles geschichtliche und öffentliche Leben nur Kampf, dass alle Politik nichts ist als Klassenkampf. Es lebt in jeder nicht heillos zerrütteten Rahmengruppe außer den Klasseninteressen und dem sie begleitenden Klassenbewusstsein auch noch ein, und in aller Regel stärkeres, Gemeininteresse und Gemeinbewußtsein." (Oppenheimer 1964: 180)

Entschlossen unterstützte Oppenheimer den Grundgedanken der ‚soziologischen Staatsidee'. Wie Gumplowicz postulierte er, dass der Staat nicht durch freiwillige Übereinkunft, sondern durch Gewalt, Krieg und Eroberung entstanden sei.

> „Jeder Staat der Weltgeschichte ist ursprünglich die Schöpfung der Eroberung und Unterwerfung." (Oppenheimer 1964a: 207)

> „Der Staat ist eine Rechtsinstitution, einer besiegten Gruppe durch eine siegreiche Gruppe einseitig auferlegt mit dem ursprünglich einzigen Zwecke, die Besiegten zugunsten der Sieger so hoch und so dauernd wie möglich zu besteuern." (Oppenheimer 1964: 308)

Mit anderen Worten: Krieg bringt den Staat, die Klassengesellschaft und die systematische Ausbeutung in die Geschichte. Wie bei Comte und Gumplowicz wird dem Krieg eine fundamentale gesellschaftskonstitutive Bedeutung zugeschrieben. Soziale Ungleichheit ist nicht, oder jedenfalls nur sekundär, Ergebnis eines ‚reinen' ökonomischen Prozesses, sondern Ausdruck von Krieg und Gewalt in der Geschichte.

Oppenheimer (1954: 10f.; 1964a: 146-152) entwickelte zwei Begriffe, welche die soziologische Staatsidee mit seinen nationalökonomischen Lehren verknüpfen sollten: *Ökonomisches Mittel* und *politisches Mittel*. Menschen haben grundsätzlich zwei Möglichkeiten, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Da ist zum einen die eigene Arbeit oder der äquivalente Tausch: das *ökonomische Mittel*. Die Alternative besteht darin, sich materielle Güter gewaltsam oder durch ungleichen Tausch anzueignen. Das ist das *politische Mittel*. Es geht dabei maßgeblich um die Auswirkung von Kriegen auf ökonomische Prozesse.

Kriege sind in der Regel verbunden mit Landnahme. Die im Krieg siegreiche Gruppe schiebt sich als herrschende Klasse (‚Adel') über die Besiegten und eignet sich deren Land an. Die Unterworfenen sind gezwungen, sich als Sklaven, Leibeigene oder hörige Bauern auf dem von den Siegern besetzten Land zu verdingen und sich ausbeuten zu lassen, sei es unmittelbar durch Arbeit für die Landbesitzer, sei es mittelbar durch Abgaben.

Die Landnahme durch Krieg spielt aber selbst in die moderne Gesellschaft hinein, und das, so Oppenheimer, ganz massiv. Sie ist noch virulent, indem ein großer Teil des Landes sich in der Hand adliger Großgrundbesitzer befindet und somit für die Landbedürftigen gesperrt ist. Das Großgrundeigentum ist also eine Institution des politischen Mittels. Es führt zu ungleichem Tausch auf dem ländlichen wie städtischen Arbeitsmarkt. Als solches ist es, so Oppenheimer, in der klassischen ökonomischen Theorie unterschätzt oder ignoriert worden. Die bürgerlichen Klassiker Adam Smith und David Ricardo begriffen die Marktwirtschaft als harmonisches, durch äquivalenten Tausch gekennzeichnetes System, als dessen einzigen potentiellen Störenfried sie, in ihrer antimerkantilistischen Grundhaltung, den Staat und seine wirtschaftspolitische Intervention ausmachten. Sie ignorierten durch Krieg und Gewalt begründete soziale Macht- und Herrschaftsverhältnisse in ihrer Auswirkung auf die Distribution. Marx habe zwar die historische Relevanz außerökonomischer Gewalt für die Herausbildung des Kapitalverhältnisses erkannt und aufgezeigt, es aber versäumt, die aus dem Kapitalverhältnis erwachsenden Macht- und Herrschaftspositionen als

integrale Bestimmungsgrößen des kapitalistischen Distributionsprozesses zu begreifen und zu analysieren (vgl. Kruse 1990: 94).

Oppenheimer unterschied als Konsequenz zwischen reiner und politischer Ökonomie. Eine reine Ökonomie enthält keine Resultate kriegerischer Gewalt. Es gibt keine Bodensperre durch das Großgrundeigentum, Boden ist für Landsuchende prinzipiell zugänglich. In einer reinen Ökonomie kann es keine Ausbeutung und keine krassen Klassenunterschiede geben. Soziale Ungleichheiten sind durch Leistung bestimmt. Der Staat würde seine Funktion als repressiver Klassenstaat verlieren und überhaupt funktional und strukturell stark schrumpfen.

4 Herbert Spencer und der militärische Gesellschaftstypus

Comte hatte Krieg und Frieden im Verhältnis eines zeitlichen Nacheinanders gesehen. Krieg schaffte geschützte, großräumige Herrschaftseinheiten (Staaten), in denen sich ziviles Leben, geistiger und wirtschaftlicher Fortschritt entfalten konnte. Irgendwann, im positiven Stadium der Geschichte, nimmt das rationale Denken derart überhand, dass der Krieg verschwindet. Er schafft sich quasi selbst ab. Der Krieg bestimmte das theologisch-militärische Stadium der Menschheitsgeschichte, im positiven Stadium herrscht hingegen Frieden.

Ähnlich wird meist Spencers Lehre der Gesellschaftstypen interpretiert, welche einfachen, militärischen und industriellen Typus unterscheidet. Sie werden analog zu Comtes Dreistadiengesetz gesehen, in einem Verhältnis zeitlicher Aufeinanderfolge. Auf den militärischen folgt also der industrielle Gesellschaftstypus, der uns ebenfalls einen friedlichen Zustand in Aussicht stellt. Diese Interpretation ist wohl eher falsch und beraubt die Spencersche Theorie ihrer analytischen Pointe.

Zunächst einmal trifft es zu, dass Spencer auf den industriellen Gesellschaftstypus, also eine friedliche Zivilgesellschaft hoffte. Auch sah er in der europäischen Geschichte seit dem Frühmittelalter eine Tendenz zum industriellen Gesellschaftstypus. Aber er ließ keinen Zweifel daran, dass in der Geschichte bislang der militärische Gesellschaftstypus dominant gewesen sei. Für das 19. Jahrhundert registrierte Spencer eine erfreuliche Entwicklung in Richtung des industriellen Gesellschaftstypus, besonders in Großbritannien. Er war sich aber keineswegs sicher, dass diese anhalten würde, und beobachtete argwöhnisch Militarisierungstendenzen im Deutschen Reich und Großbritannien im späten 19. Jahrhundert (vgl. Battistelli 1989: 41-46).

Militärischer und industrieller Gesellschaftstypus bei Spencer beschreiben m.E. keine zeitliche Aufeinanderfolge, sondern sie sind sozusagen parallel ge-

schaltet. Sie beschreiben idealtypisch, wie sich Gesellschaft unter kriegerischen bzw. friedlichen Verhältnissen entwickelt. Spencer hat in aller Deutlichkeit den idealtypischen Charakter dieser Kategorien unterstrichen, indem er betonte, dass reale historische Gesellschaften nie vollkommen dem industriellen oder kriegerischen Typus entsprechen. Jede Gesellschaft stellt vielmehr eine Mischform dar, allerdings mit deutlichen Annäherungstendenzen in die eine oder andere Richtung.

> „During social evolution there has habitually been a mingling of the two." (Spencer 1966: 68f.)

So gesehen, ist implizit eine bemerkenswerte Hypothese formuliert: Gesellschaften entwickeln sich unter Kriegsbedingungen ganz anders als im Frieden – eigentlich eine Provokation für eine soziologische Theorie, die meint, Krieg ignorieren zu können. Es genügt eben nicht, so Spencer, in der Gesellschaftstheorie nur Tausch- und Vertragsbeziehungen freier Individuen oder funktionale Differenzierungsprozesse zu sehen. Dies gelte nur für Gesellschaften unter friedlichen Bedingungen (wobei Spencer die Zwänge einer Klassengesellschaft systematisch unterschätzt). Im Krieg funktioniert Gesellschaft so nicht. Kriege müssen organisiert werden, und damit entwickeln sich fundamental andere gesellschaftliche Strukturen als im Frieden.

Ausgangspunkt für Spencers Theorie des militärischen Gesellschaftstypus[4] ist die Mobilisierung. Krieg ist ein Mobilisierungswettlauf. Dies verdeutlicht Spencer anhand einer einfachen theoretischen Überlegung. Wenn zwei als genau gleich gedachte Gesellschaften miteinander im Krieg stehen, welche wird den Krieg gewinnen? Es wird ceteris paribus diejenige sein, welche die meisten Krieger für den Kampf und die meisten Arbeitskräfte für kriegswichtige Arbeiten mobilisiert und effektiver organisiert. Mit anderen Worten: Ideal zum Überleben im Krieg ist also eine Gesellschaft, in der alle, die kämpfen können, kämpfen und die verbleibende Bevölkerung für die Kämpfenden arbeitet (Waffen, Ausrüstung, Versorgung). Es geht in einer Kriegsgesellschaft also um die totale Mobilisierung und optimale Organisation von militärischen, ökonomischen und auch psychischen Ressourcen.

Mobilisierung setzt einen *starken, tendenziell despotischen Staat* voraus. Nur ein despotischer Staat kann, so Spencer, das Gemeininteresse gegenüber dem Individualinteresse durchsetzen (vgl. ebd.: 572). Häufig tritt im Krieg an die Spitze des Staates ein Militär. Des Weiteren erfordert eine effektive Mobilisierung eine *zentrale Steuerung*. Nur eine solche ermöglicht eine rasche und

4 Ihre wesentlichen Elemente sind zusammengefasst in Spencer, 1966: 568-578.

koordinierte Mobilisierung militärischer und ökonomischer Ressourcen. Gesellschaft unter Kriegsbedingungen wird von der Spitze her gesteuert.

Despotische Herrschaft und zentrale Steuerung induzieren eine hierarchische Struktur der Gesellschaft. Paradigmatisch dafür steht das Heer. Jedes Heer ist differenziert in verschiedene Hierarchiestufen, wobei von oben nach unten das Prinzip Befehl und Gehorsam herrscht. Was für das Militär gilt, gilt auch für die ‚zivile' Bevölkerung:

> „(…)the process of militant organisation is a process of regimentation, which, primary taking in the army, secondary affects the whole community." (ebd.: 573)

Nur wenn die Arbeitenden einer militärischen Disziplin unterstehen, kann die Versorgung in optimalem Umfang und mit größtmöglicher Schnelligkeit gewährleistet werden. Die Organisation des Militärs wird zum Leitmuster der Organisation der Gesellschaft schlechthin. Der militärische Gesellschaftstypus ist nach dem Vorbild des Militärs organisiert, hierarchisch und graduell abgestuft.

Ein freies und selbstbestimmtes Individuum gibt es nicht, denn Kriegsgesellschaft bedeutet Vergesellschaftung durch Zwang. Das Individuum ist dem Kollektiv strikt untergeordnet.

> „His life is not his own, but is at the disposal of his society." (Spencer 1996: 573)

Entsprechend gibt es beim militärischen Gesellschaftstypus keine gegen das Zentrum gerichtete Selbstorganisation. Das würde der Unterordnung aller Kräfte unter den Erhalt der Gesellschaft gegen äußere Feinde widersprechen.

Mit dem Krieg verändert sich auch das gesellschaftliche Wertesystem. Tapferkeit, Patriotismus, Vertrauen, Ehre, Rache, Gehorsam und altruistischer Selbstmord sind wichtige Tugenden. Dagegen werden Werte wie privater Unternehmergeist oder persönliche Freiheit eher verachtet.

Schließlich ist der militärische Gesellschaftstypus durch Streben nach Autarkie gekennzeichnet, da Kriege zum Rückgang oder zum Zusammenbruch internationaler Beziehungen führen. Eine Welt im Kriegszustand wird keine Weltgesellschaft hervorbringen, sondern einzelne Imperien, die nach Autarkie streben.

Der *industrielle Gesellschaftstypus* beschreibt hingegen einen Zustand, der völlig frei von Krieg und kriegerischer Bedrohung ist. Unter absolut friedlichen Bedingungen ist im Kampf ums Dasein, so Spencer in darwinistischer Manier, diejenige Gesellschaft am erfolgreichsten, die dem Individuum den meisten Spielraum gibt. Ohne äußere Bedrohung gibt es keinen Grund und keine Legi-

timation für den Staat, in die Sphäre des Individuums einzugreifen. Die Individuen regeln ihre Angelegenheiten selbst per Vertrag. Kooperation findet nicht zwangsweise, sondern freiwillig statt. Der Staat als gemeinschaftliche Institution muss lediglich die Konflikte schlichten, deren Regelung den beteiligten Personen von sich aus nicht gelungen ist. Seine verfassungsmäßige Gestalt findet der industrielle Gesellschaftstypus in einer repräsentativen Staatsform. Die Verwaltung wird reduziert und dezentralisiert. Die industrielle Gesellschaft tendiert zu internationalen Zusammenschlüssen und letztendlich zur Weltgesellschaft.

Militärischer und industrieller Gesellschaftstypus sind für Spencer also *nicht* sukzessive Stadien gesellschaftlicher Evolution. Sie werden als polar entgegengesetzte, idealtypisch gedachte Zustände verstanden, zwischen denen sich historische Gesellschaften bewegen. Reale Gesellschaften vereinigen immer Merkmale von beiden Typen, wobei in der Geschichte insgesamt Elemente des militärischen Gesellschaftstypus überwogen haben.

Spencer schlägt also als gesellschaftstheoretische Leitdifferenz die Unterscheidung zwischen Kriegs- und Zivilgesellschaft vor. Die soziologische Theorie ist Spencer darin nicht gefolgt und hat Krieg als strukturbildenden Faktor weitgehend ignoriert. Ob das angesichts der Weltkriege und zahlloser anderer kriegerischer Konflikte ein geeigneter Ansatz ist, ist zweifelhaft. Vielmehr könnte Spencers Theorie des militärischen Gesellschaftstypus einen möglichen Ausgangspunkt bilden, etwa die Weltkriegsgesellschaften und ihre langfristigen Folgewirkungen theoretisch zu verstehen (vgl. Kruse 2009).

5 Werner Sombart und die kriegerischen Wurzeln des modernen Kapitalismus

Anders als Comte, Gumplowicz, Spencer und – mit Einschränkung – Oppenheimer ist Sombart nicht dem Positivismus zuzurechnen. Vielmehr entstammt Sombart als Schüler Gustav Schmollers der historischen Schule der Nationalökonomie.

Die historischen Schulen des 19. Jahrhunderts waren, indem sie die Gleichsetzung von Natur und Geschichte ablehnten und auf der ontologischen Eigenart von Geschichte gegenüber Natur beharrten, in scharfe Opposition zum Positivismus und auch zum Marxismus getreten. Schmoller hatte gegen das abstrakte Modelldenken der theoretischen Nationalökonomie protestiert und stattdessen auf wirtschaftsgeschichtliche Einzelforschung gesetzt. Aus ihren empirischen Befunden, so erwartete Schmoller, würde sich irgendwann eine nationalökonomische Theorie ergeben. Doch eine solche war um die Wende vom 19. zum 20.

Jahrhundert nicht in Sicht. Vielmehr waren die Frontstellungen des Methodenstreits zwischen theoretischer und historischer Nationalökonomie seit 1883 festgefahren.

Angesichts dieser verfahrenen Frontstellung suchten Sombart und Max Weber nach neuen Wegen, um das Schisma zwischen theoretischer und historischer Nationalökonomie, zwischen Positivismus und Historismus zu überwinden. Sie proklamierten eine ‚historische Sozialwissenschaft'. Theorie im positivistischen Sinn, ‚Gesetzeswissenschaft' (vgl. Weber 2002) wurde nun nicht mehr grundsätzlich abgelehnt, vielmehr ihre Notwendigkeit ausdrücklich anerkannt. Allerdings sollte sie im Dienst historischer und zeitdiagnostischer Erkenntnis stehen (vgl. Kruse 1990a). Als wichtigstes Erkenntnisproblem der historischen Sozialwissenschaft erklärten Weber und Sombart die Entstehung, Entwicklung und Zukunftsperspektiven des modernen Kapitalismus. Sie verstanden diesen nicht als ein Stadium in einem gesetzmäßig verlaufenden gesellschaftlichen Evolutionsprozess, sondern in Tradition der historischen Schulen als ‚historisches Individuum', also als eine einmalige, hochkontingente historische Formation, welche durch eine komplexe ‚historische Konstellation' gesellschaftlicher Bedingungsfaktoren entstanden war (vgl. Sombart 1902; Weber/Sombart/Jaffè 1904; Weber 2002a). Als *einen* Faktor dieser Konstellation identifizierte Weber das Geschehen der Reformation, insbesondere die Auswirkungen der calvinistischen Doktrinen auf das wirtschaftliche Handeln der Gläubigen. Sombart (1913) seinerseits untersuchte die modernen Kriege und ihre gesellschaftsgenerierende Kraft als einen anderen Faktor dieser Konstellation. Er gelangte zu der These, dass auch die Kriege zur Entstehung des modernen Kapitalismus beigetragen haben.

Sombart stellt zunächst einmal die destruktive Kraft der Kriege heraus, die bei Comte und Gumplowicz möglicherweise unterschätzt wurde. Krieg zerstört die ‚materielle Kultur':

> „Städte geplündert. Dörfer und Felder verwüstet. Der rote Hahn auf allen Dächern. Das Vieh im Lande umherirrend. Die Saaten zertreten. Die übriggebliebene Bevölkerung am Verhungern." (Sombart 1913: 4)

Symbolisch für diese Seite steht der 30jährige Krieg in Deutschland.

Es ist aber nicht nur die unmittelbare materielle Zerstörung. Krieg absorbiert, etwa durch steuerliche Aneignung seitens des Staates, potentielles Kapital. Die Ressourcen, die potentiell der Kapitalbildung dienen könnten, werden für Kriegführung verwendet.

> „Diese Vermögen hat der Krieg zu unzähligen Malen Jahrhunderte hindurch daran gehindert, sich in Kapital zu verwandeln, weil er sie für seine Zwecke verwendete.

> Wer offenen Sinnes durch die Welt geht, konnte in aller früheren Zeit sich der Tatsache nicht verschließen, dass die privaten Vermögen, statt Industrie und Handel zu befruchten, in die Tresors des Staates wanderten, der sie zu allermeist für Kriegszwecke verausgabte: die öffentlichen Anleihen, die dem Geldbesitzer einen mühelosen, erklecklichen Gewinn versprachen, sogen erst die großen, dann die großen und die kleinen Vermögen auf und hinderten also die Kapitalakkumulation.“ (ebd.: 8)

Wiederholte Staatsbankrotte rissen florierende Großunternehmen in den Untergang (vgl. ebd.: 7). Andererseits hat, so die Grundthese Sombarts, Krieg auf vielfältige Weise zur Entstehung des modernen Kapitalismus beigetragen.

Eine wichtige Voraussetzung für den modernen Kapitalismus war die Herausbildung des modernen Staates. Denn erst der moderne Staat mit gesicherten Grenzen nach außen und Gewaltmonopol nach innen ermöglicht Kapitalbildung sowie nachhaltigen wirtschaftlichen Fortschritt:

> „Die modernen Staaten aber (…) sind allein das Werk der Waffen: ihr Äußeres, ihre Abgrenzungen nicht minder wie ihre innere Gliederung: die Verwaltung, die Finanzen sind unmittelbar in Erfüllung kriegerischer Aufgaben in modernem Sinne entwickelt worden: Etatismus, Fiskalismus, Militarismus sind in diesen Jahrhunderten ein und dasselbe.“ (ebd.: 11)

Die zweite wichtige, für den modernen Kapitalismus unabdingbare kriegsbedingte Errungenschaft ist die Entstehung der stehenden Heere im 16. bis 18. Jahrhundert. Die Ritterheere des Mittelalters waren unorganisiert.

> „Wenn tausend Ritter im Kampfe standen, so bildeten sie keine einheitliche Masse, sondern tausend Einzelkrieger fochten gegeneinander.“ (ebd.: 28)

Seit dem 16. Jahrhundert findet dann eine Differenzierung in leitende und ausführende Funktionen statt. Das Heer wird zu einer Organisation. Um die Einheitlichkeit militärischen Handelns zu gewährleisten, wird Disziplin zur unentbehrlichen und zentralen Tugend, symbolisiert durch den Gleichschritt, der durch Exerzieren eingeübt wird.

> „Das ist ja die entscheidende Wandlung, die das Heerwesen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert erfährt, dass in dieser Zeit der freie Söldner zum einexerzierten, dressierten Paradesoldaten wird, hinter dem der Korporalstock steht. Häufung der Exerzierpflichten, strenge Disziplin, Drill sind das Kennzeichen der neuen Zeit.“ (ebd.: 30)

Im Zuge dieser Strukturwandlungen des Militärwesens verändert sich die Mentalität, die den Kapitalismus erst möglich macht.

> „In dem entscheidenden 17. Jahrhundert vollzieht sich die Zerbrechung und Zertrümmerung des natürlichen Menschen, der die Renaissancezeit noch beherrscht hat, und der unfähig gewesen wäre, das kapitalistische Wirtschaftssystem zur vollen Entwicklung zu bringen. Der Teilmensch, der Sachmensch, der Pflichtenmensch wird geschaffen." (ebd.: 29)

Der neue militärische Geist verbleibt ja nicht im Kasernenhof, sondern diffundiert in andere gesellschaftliche Bereiche. Das Militär sozialisierte zu Disziplin, Gehorsam und Einfügung in eine Organisation, und davon profitierte der kapitalistische Betrieb.

Der Übergang vom Handwerk zum kapitalistischen Betrieb, vom Ritterheer zum organisierten stehenden Heer sind aus Sicht von Sombart parallele Erscheinungen, wobei die militärische Entwicklung der ökonomischen eher voraus ging.

Sombart sieht auch „einen engen Zusammenhang" zwischen Puritanismus und Kapitalismus; er schlägt damit eine Brücke zu Webers Protestantismusthese. „Die Ideale beider sind dieselben" (ebd.: 29). Die militärischen Tugenden sind denen der Calvinisten und Puritaner gleich. „Zucht ist das Leitmotiv" (ebd.). „Puritanische, militärische und kapitalistische Tugenden sind (…) größtenteils dieselben" (ebd.).

Im differenzierten Massenheer des modernen Staates und seinem ihm innewohnenden Drang nach Ausdehnung und Machtentfaltung findet sich erstmals das typisch moderne „Unendlichkeitsstreben":

> „(…) das moderne Heer ist vielleicht die erste Stelle, wo sich der Gesellschaft das dynamische Streben nach Ausweitung und Anderssein bemächtigt, das das alte statisch-ruhige Verhalten der mittelalterlichen Welt ablöste und unsere gesamte Kultur ja so von Grund aus umgestürzt hat." (ebd.: 32)

Es sind aber nicht nur die mentalen Auswirkungen des Militärwesens, welche die Entstehung des Kapitalismus begünstigen. Auch die Versorgung des – wachsenden – Heeres war kausal relevant. Der Ritter des Mittelalters brachte in der Regel Waffen und Ausrüstung selbst mit. Damit war es, als sich Kanonen und Schießpulver durchsetzten, nicht mehr getan. Das Bewaffnungswesen wurde nunmehr in Arsenalen bzw. Zeughäusern konzentriert. Mit der Verstaatlichung des Bewaffnungswesens vollzieht sich zugleich seine Uniformierung. Diese wiederum ist nicht nur militärisch, sondern sozioökonomisch überhaupt

ein ganz neuartiges Prinzip, denn im Zeitalter des Handwerks war jedes hergestellte Stück eigenartig.

Die erste Vereinheitlichung in der Bewaffnung erfolgte im 16. Jahrhundert, als Landsknechtsheere mit gleichförmigen langen Spießen ausgestattet wurden. Für die Feuerwaffen wurde seit 1540 der Begriff des Kalibers eingeführt, welcher uniforme Produktion ermöglichen sollte (vgl. ebd.: 84).

Die Uniformierung der Waffen, damit einhergehend die Steigerung der Stückzahl durch wachsende Massenheere, konnte nicht ohne Auswirkungen auf die Produktionsform bleiben.

> „Aber Mengen und Art der verlangten Waffen mussten im Laufe der Zeit das alte Waffenhandwerk zersprengen. (…) Quantum und Quale des neuen Bedarfs führten den Niedergang des Handwerks herbei (…) Die große Masse der Waffenproduktion ging dem Handwerk verloren, das weder so große Mengen, so rasch und so einheitlich wie verlangt wurde, liefern konnte, noch den Anforderungen der fortschreitenden Technik, wenigstens was die Feuerwaffen angeht, gerecht zu werden vermochte." (ebd.: 92)

Die Waffenproduktion wurde nunmehr Objekt kapitalistischen Gewinnstrebens.

> „Die Betriebsformen, deren sich der Kapitalismus bei der Aufsaugung … des Waffenhandwerks bediente, waren das Verlagssystem und der Großbetrieb." (ebd.: 93)

Namentlich Gewehre ließen sich am besten arbeitsteilig in Großbetrieben herstellen (vgl. ebd.: 97).[5]

Die steigende Nachfrage nach Waffen förderte die Grundstoffindustrie, besonders zu Kupfer, Zinn und Eisen. Sombart vertritt die These, „dass diese Industrien ihre entscheidende Wendung zum Kapitalismus nehmen unter der unmittelbaren Einwirkung der Veränderungen, die die Heeresorganisation und namentlich die Bewaffnung in unseren Zeiten [16.-18. Jahrhundert, VK] erleben" (ebd.: 103). Die zunehmende Nachfrage nach eisernen Kanonen förderte die Einführung des Hochofenverfahrens in der Eisenindustrie (vgl. ebd.: 110).

Eine vergleichbare Entwicklung wie bei der Bewaffnung ist für die Verpflegung der Heere zu beobachten. Im Mittelalter verpflegten sich die Krieger selbst oder versorgten sich aus der umliegenden Bevölkerung, sei es durch Zwang, sei es durch Bezahlung. Seit dem späten Mittelalter setzt sich allmählich das Prinzip durch, dass der Staat für die Verpflegung zuständig ist. Dies ge-

5 Sombart geht so weit zu sagen, dass Adam Smith anstatt seines berühmten Stecknadelbeispiels besser die Gewehrproduktion als Exemplar arbeitsteiliger Produktion vorgestellt hätte. Denn letztere bildete eher den Ausgangspunkt moderner arbeitsteiliger Produktion (vgl. ebd.).

schah, indem er Magazine über das ganze Land verstreut anlegte. Die Soldaten, soweit sie ihren Bedarf durch Einkauf decken, begünstigen die Herausbildung von Tauschwirtschaft und Markt. Die Konzentration in Garnisonen förderte die Städtebildung und diese wiederum den Kapitalismus.

Der Krieg bzw. die stehenden Heere und ihr Bedarf an standardisierter Bewaffnung, Bekleidung und Verpflegung schafft also große Märkte, deren der Kapitalismus zu seiner Entfaltung bedarf.

Der Einfluss des Krieges auf die wirtschaftliche Entwicklung im Allgemeinen und die des Kapitalismus im Besonderen ist also ambivalent. Einerseits verhindert Krieg Kapitalakkumulation, indem potentielles Kapital für die Kriegsführung verausgabt wird. Andererseits aber schafft Krieg große Vermögen, sei es von Steuerpächtern (in Frankreich) oder sei es durch Zinsgewinne im Anleihegeschäft (in England und den Niederlanden)(vgl. ebd.: 61f.). Dabei fördert der Krieg auch moderne Wirtschaftsinstitutionen. Das gilt insbesondere für die Börse.

> „Der Krieg hat die Börse geschaffen", denn „[d]ie ersten Weltbörsen im 16. Jahrhundert sind unmittelbar aus dem Handel mit öffentlichen Schuldtiteln entstanden." (ebd.: 65)

Sombart verweist aber auch auf die Bedeutung der Subsidien, mit denen England, das Pionierland der kapitalistischen Produktionsweise, seine kontinentalen Verbündeten unterstützte. Die Subsidien senkten den Wechselkurs des englischen Pfunds, und dies erleichterte die Ausfuhr britischer Güter bzw. schuf Exportmärkte für den entstehenden Kapitalismus. (vgl. ebd.: 65f.)

Sombart legt Wert auf die Feststellung, und da erweist er sich als Sohn des Historismus, dass er keineswegs generelle Aussagen über den Zusammenhang von Krieg und Wirtschaft treffen wolle. Die positive Wirkung des Krieges sei einzuschränken auf die Zeit des 16. bis 18. Jahrhunderts, also die formative Phase des Kapitalismus in Europa.

> „Nur für diese frühkapitalistische Epoche behaupte ich die überragende Bedeutung des Militarismus. Später mischen sich tausend andere Bestandteile hinein, später wird der Gang des Wirtschaftslebens durch tausend andere Triebkräfte ebenso stark, wenn nicht stärker, bestimmt wie durch die militärischen Interessen, die einen beherrschenden Einfluß nur bis zum Beginn der hochkapitalistischen Zeit ausüben." (ebd.: 15)

6 Abschließende Betrachtung

Hans Joas und Wolfgang Knöbl (2008) haben in ihrem kürzlich erschienenen sozialtheoretischem Werk der Soziologie ‚Kriegsverdrängung' attestiert. Für die Gründerväter Comte, Gumplowicz, Spencer wie für Oppenheimer und Sombart war Krieg hingegen noch ein konstitutiver Faktor sozialer Evolution schlechthin. Für Comte und Gumplowicz brachte erst Krieg gesellschaftlichen Fortschritt in Gang; aus der Sicht von Gumplowicz wären die Menschen ohne Krieg auf der Stufe von Affen geblieben. Krieg bringt, so Gumplowicz und Oppenheimer, den Staat, die Klassen und soziale Ungleichheit hervor. Spencer erkannte, dass unter kriegerischen Bedingungen zwangsläufig andere gesellschaftliche Strukturen entstehen als im Frieden. Kriege sind aus seiner Sicht Mobilisierungswettläufe, die zentrale Steuerung und hierarchische Strukturen begünstigen. Werner Sombart, in der geisteswissenschaftlich-historischen Tradition deutscher Sozialwissenschaften stehend, interessierte die Relevanz frühneuzeitlicher Kriege für die Entstehung des modernen Kapitalismus. Er verwies dabei besonders auf die konstitutive Bedeutung militärischer Disziplin für die Mentalität des modernen Wirtschaftsmenschen.

Wie immer man zu ihren einzelnen Aussagen und Theoremen stehen mag: Comte, Gumplowicz, Spencer, Oppenheimer und Sombart haben, jeder auf seine Art, Krieg und Gewalt in ihre soziologische Theorie integriert. Hier wird Krieg als *ein* grundlegender Faktor menschlicher Vergesellschaftung begriffen. Das unterscheidet sie z. B. von den Großtheoretikern Parsons und Luhmann. Der universalgeschichtliche Prozess, wie er in der Evolutionstheorie von Parsons (1966) konzipiert wird, ist frei von Kriegen. Auch Luhmanns wichtigste Schriften „Soziale Systeme" (1984) und „Die Gesellschaft der Gesellschaft" (1997) kommen ohne Krieg aus. Krieg tritt auch hier nicht als Faktor sozialer Evolution in Erscheinung.

Es sollte aber nicht sein, dass allgemeine soziologische Theorie zur kriegsfreien Zone, Militär- und Kriegssoziologie zum separierten Reservat für kriegstheoretische Fragen wird. Krieg ist eine fundamentale, universale Tatsache und muss als solche in der allgemeinen soziologischen Theorie und der Theorie der Moderne konzipiert werden.[6] Das hatten die Gründerväter der Soziologie der heutigen soziologischen Theorie voraus.

6 Als einen Versuch dazu vgl. Kruse 2009, außerdem Volker Kruse: Zur Theorie kriegsgesellschaftlicher Moderne (erscheint 2010 im UVK-Verlag).

Literatur

Acham, Karl (1995): Geschichte und Sozialtheorie. Zur Komplementarität kulturwissenschaftlicher Erkenntnisorientierungen. Freiburg et al.: Alber.

Barrelmeyer, Uwe (1994): Der Krieg, die Kultur und die Soziologie. Georg Simmel und die deutschen Soziologen im Ersten Weltkrieg. In: Sociologia Internationalis 32. 163-190.

Battistelli, Fabrizio (1989): Zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Natur. Das britische soziologische Denken von der schottischen Schule zu Herbert Spencer. In: Joas et al. (1989): 18-48.

Brix, Emil (Hrsg.) (1986): Ludwig Gumplowicz oder Die Gesellschaft als Natur. Wien et al.: Hermann Böhlaus Nachfolger.

Comte, Auguste (1974): Die Soziologie. Die positive Philosophie im Auszug (zuerst franz. 1830-1842). Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.

Fuchs-Heinritz, Werner (1998): Auguste Comte. Einführung in Leben und Werk. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Delbrück, Hans (2008): Geschichte der Kriegskunst. Band 4. Die Neuzeit. Hamburg: Nikol.

Gumplowicz, Ludwig (1926): Grundriß der Soziologie. Innsbruck: Universitäts-Verlag Wagner.

Gumplowicz, Ludwig (1928): Soziologische Essays. Soziologie und Politik. Innsbruck: Universitäts-Verlag Wagner.

Gumplowicz, Ludwig (1969): Die soziologische Staatsidee. Neudruck der zweiten Auflage 1902. Aalen: Scientia Verlag.

Gumplowicz, Ludwig (1969a): Sozialphilosophie im Umriß. Aalen: Scientia Verlag.

Gumplowicz, Ludwig (1973): Der Rassenkampf. Nachdruck der Ausgabe Insbruck 1926. Aalen: Scientia Verlag.

Hohmeier, Jürgen (1970): Zur Soziologie Ludwig Gumplowicz'. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpolitik 22. 1. 24-38.

Joas, Hans/Steiner, Helmut (Hrsg.) (1989): Machtpolitischer Realismus und pazifistische Utopie. Krieg und Frieden in der Geschichte der Sozialwissenschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Joas, Hans (2000). Krieg und Werte. Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Weilerswist: Velbrück.

Joas, Hans/ Knöbl, Wolfgang (2008): Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie. Franfurt/Main: Suhrkamp.

Knöbl, Wolfgang/ Schmidt, Gunnar (Hrsg.) (2000): Die Gegenwart des Krieges. Staatliche Gewalt in der Moderne. Frankfurt/ Main: Fischer.

Knöbl, Wolfgang/ Schmidt, Gunnar (2000): Warum brauchen wir eine Soziologie des Krieges? In: Knöbl et al. (2000): 7-24.

Kruse, Volker (1990): Soziologie und „Gegenwartskrise". Die Zeitdiagnosen Franz Oppenheimers und Alfred Webers. Wiesbaden 1990: Deutscher Universitäts-Verlag.

Kruse, Volker (1990a): Von der historischen Nationalökonomie zur historischen Soziologie. Ein Paradigmenwechsel in den deutschen Sozialwissenschaften um 1900. In: Zeitschrift für Soziologie 19. 3. 149-165.
Kruse, Volker (2009): „Mobilisierung“ und „kriegsgesellschaftliches Dilemma“. Beobachtungen zur kriegsgesellschaftlichen Moderne. In: Zeitschrift für Soziologie 38. 3. 198-214.
Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Mann, Michael (1988): States, War and Capitalism. Studies in Political Sociology. Oxford: Basil Blackwell.
Mozetic, Gerald (1985): Ein unzeitgemäßer Soziologe: Ludwig Gumplowicz. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37. 621-647.
Oppenheimer, Franz (1926): Zur Einführung. In: Gumplowicz (1926): VII-XXIV.
Oppenheimer, Franz (1954): Der Staat. Stuttgart: Gustav Fischer.
Oppenheimer, Franz (1964): Der Staat. Stuttgart: Gustav Fischer.
Oppenheimer, Franz (1964a): Theorie der reinen und politischen Ökonomie. Frankfurt/Main: Fischer.
Parsons, Talcot (1966): Societies. Evolutionary and Comparative Perspectives. Eaglewood Cliffs: Prentice-Hall.
Pickering, Mary (1993): Auguste Comte. An Intellectual Biography. Volume 1. Cambridge: University Press.
Savorgnan, Franco (1928): Vorwort, In: Gumplowicz (1928): IX-XXV.
Schumpeter, Joseph (1918/19): Zur Soziologie der Imperialismen. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 46. 1-39. 275-310.
Sombart, Werner (1902): Der moderne Kapitalismus. Leipzig: Duncker & Humblot.
Sombart, Werner (1913): Krieg und Kapitalismus. München und Leipzig: Duncker & Humblot.
Spencer, Herbert (1966): The works of Herbert Spencer. 7. Auflage. Osnabrück: Zeller.
Weber, Max/Sombart, Werner/ Jaffè, Else. (1904): Geleitwort der Herausgeber. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 19. I-VII.
Weber, Max (2002): Schriften 1894-1922. Ausgewählt von Dirk Kaesler. Stuttgart: Kröner.
Weber, Max (2002a): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Weber (2002): 77-149.

Die Konstitutionsfunktion des Krieges
Konstitutionstheoretische Zugänge zum Krieg in der deutschen Gegenwartssoziologie

Dierk Spreen

1 Einleitung

Krieg ist eine universelle kulturgeschichtliche Institution der Gewalt. Es gibt keine Epoche in der Gesellschaftsgeschichte, der nicht die Möglichkeiten dieser Institution zur Verfügung gestanden hätte. In zeitgenössischen Diskursumgebungen sind Bedeutung und Funktion des Krieges aber nicht voraussetzungslos diskutierbar. Schnell kommt es zu Missverständnissen, sogar wissenschaftliche Distanz erscheint gelegentlich verdächtig. Auch die bundesdeutsche Öffentlichkeit macht es sich mit dem Thema schwer. Kriegerische Gewalt ist zwar medial allgegenwärtig und zugleich ein politischer Zankapfel, aber dennoch wird das ‚K-Wort' von Regierungspolitikern gemieden. Hinter Metaphern wie ‚humanitäre Intervention', ‚Friedensmission', ‚Polizeiaktion' oder ‚robustes Engagement' verbirgt sich, was phänomenologisch eher als ‚Kriegführung' zu bezeichnen wäre (vgl. Geis 2006:10-13).

In einem solchen Umfeld ist es nicht so einfach, die Frage zu diskutieren, inwiefern kriegerische Gewalt konstitutive Funktionen ausübt. Eine konstitutionstheoretische Perspektive begreift Krieg als „Strukturmerkmal der Moderne" (Knöbl/Schmidt 2000: 8f.) oder als „als folgenreichen, das heißt den Geschichtsverlauf ändernden Einschnitt" (Joas/Knöbl 2008: 16f.). Gemeint sind damit also sozialwissenschaftliche und sozialphilosophische Fragestellungen, die Krieg und kriegerische Aktionsmacht nicht nur als etwas Zerstörerisches, Dysfunktionales oder Pathologisches ansehen, sondern nach ‚produktiven' Rollen und Wirkungen von Krieg und kriegerischer Gewalt suchen. ‚Produktiv' meint, dass Gewalt etwas gesellschaftlich Nützliches, Sinnvolles oder Wertvolles hervorbringen kann.[1] Es geht daher nicht darum, die Ursachen von Kriegen zu erforschen, sondern Krieg als Ursache für gesellschaftliche Veränderungen

1 Diese Formulierung orientiert sich am Sprachgebrauch Michel Foucaults. Foucault sieht eine solche Produktivität allerdings nur in Bezug auf die Macht und explizit nicht in Bezug auf physische Gewalt (Foucault 1994: 254). Dabei ignoriert er aber, dass Gewalt selbst eine Form der Aktionsmacht darstellt (Popitz 1992: 44-47).

zu betrachten. Die konstitutionstheoretische Perspektive fragt danach, inwieweit gesellschaftliche Phänomene, Strukturen, Einheiten und Prozesse *substanziell durch das kriegerische Gewaltverhältnis mitbestimmt* werden. Dabei kann sich diese Perspektive auf sehr verschiedene sozialwissenschaftliche Gegenstände beziehen, wie z.B. auf gesellschaftliche Ordnungsgefüge, Institutionen, Teilsysteme, Wissensformen, Techniken und Praktiken sozialen Handelns, Subjektivität und Körperverständnis, Sozialstrukturen oder Prozesse sozialen Wandels und der kulturellen Transformation und so weiter.

Eine konstitutionstheoretische Forschung hat zudem im Auge zu behalten, dass Krieg ein potenziell totales soziales Phänomen ist, d.h. eine soziale Tatsache, die alle Bereiche und Ebenen des gesellschaftlichen Lebens betreffen und durchdringen kann (vgl. Mauss 1990: 176). Daraus folgt unmittelbar, dass Krieg als soziologischer Gegenstand mehr als ein Rand- oder Spezialproblem darstellt. Umso schwerer wiegt daher, dass die Kriegs- und Gewaltthematik bislang nur ein Stiefkind der deutschen Gegenwartssoziologie darstellt.

Nach Hans Joas betonen Konstitutionstheorien generell die Offenheit von sozialen Prozessen und die Kontingenz gesellschaftlicher Entwicklungen (vgl. Joas 1992: 336-357). Sie gehen daher von der prinzipiellen Möglichkeit menschlichen Handelns zur Selbstbestimmung aus, also etwa von der „Wirkung aus Freiheit“ nach Immanuel Kant (1974: B 571) oder der „Kreativität menschlichen Handelns“ nach Hans Joas (1992: 336ff.). Sie sehen soziale Einheiten nicht als feste integrierte Größen, sondern als labile Strukturen und Handlungsverflechtungen an, die sich über Handlungsprozesse sowohl stabilisieren als auch verändern können. Konstitutionstheorien sind indeterministisch, d.h. sie sind der Auffassung, dass verschiedene Institutionenkomplexe auf die Gesellschaft einwirken. Das Verhältnis dieser Wirkungsfaktoren zueinander ist kontingent und somit nicht theoretisch, sondern nur empirisch zu bestimmen. Die handlungs- und kontingenztheoretische Grundierung nötigt außerdem dazu, auf die politische Vermittlung sozialer Prozesse zu achten, allerdings ohne sich auf das Staatspolitische zu beschränken.

Von einer konstitutiven ‚Funktion’ des Krieges soll im Folgenden gesprochen werden, um erstens die produktive und nicht nur einfach destruktive gesellschaftliche Rolle zu betonen, die Krieg spielen kann. Zweitens schließt diese Rolle/Funktion die Bedeutung anderer wirksamer ‚Funktionen’ (z.B. solche kultureller, technologischer oder ökonomischer Natur) ausdrücklich ein. Krieg ist einer von vielen Faktoren, die auf gesellschaftliche Phänomene, Strukturen oder Einheiten einwirken können. Umgekehrt unterliegen Krieg und Gewalt auch wieder gesellschaftlichen Einflüssen aller Art. Drittens soll von der konstitutiv-produktiven ‚Funktion’ des Krieges in einem relationalen und empirischen Sinn gesprochen werden. Die Funktionalität des Krieges muss immer in

Hinblick auf die Herausbildung und Stabilisierung bestimmter sozialer Einheiten, Institutionen, Strukturen etc. nachgewiesen werden. Es handelt sich dabei um das Problem der Bezugsebene (vgl. Kapitel 3.1).

Fragen nach konstitutiven Wirkungen von Kriegen und Forderungen nach einer systematischen Reformulierung der Kriegssoziologie werden nicht zufällig nach dem Epochenwechsel 1989 neu aufgeworfen, denn die bisherige Randständigkeit kriegs- und militärsoziologischer Fragestellungen erscheint umso problematischer, je deutlicher sich abzeichnet, dass ‚robustes' militärisches Engagement in der Peripherie der Weltgesellschaft zu einer dauernden Begleiterscheinung der neuen globalen Sicherheitsordnung wird.

Um die Problematik einer konstitutionstheoretischen Fragestellung in einigen groben Zügen zu erhellen, werde ich folgendermaßen vorgehen: Zunächst sollen die Erkenntnishindernisse, die dieser Fragestellung entgegenstehen thematisiert und an einem Beispiel – der Systemtheorie Niklas Luhmanns – illustriert werden. Danach werden einige soziologische Konstitutionstheorien vorgestellt. Eingegangen wird auf die Theorie der Ordnungsformen der Gewalt (Trutz von Trotha), auf die Theorie der Subjektkonstitution (Jens Warburg) und auf den Zusammenhang von Werten und Krieg (Hans Joas). Diese Darstellung kann keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sondern soll verdeutlichen, dass Krieg der Sache nach kein Randthema ist. Aufbauend auf der Darstellung konstitutionstheoretischer Ansätze wird für einen diskurs- und erfahrungsorientierten Forschungsansatz plädiert. Abgeschlossen wird der Beitrag mit einigen allgemeinen Überlegungen zur zukünftigen Bedeutung einer Soziologie des Krieges.

2 Erkenntnishindernisse in Soziologie und Sozialtheorie

Der sozialwissenschaftlichen Untersuchung konstitutiver Funktionen von Krieg und kriegerischer Gewalt steht eine Reihe von systematischen Erkenntnishindernissen im Weg. Nach Hans Joas und Wolfgang Knöbl leidet die Sozialtheorie international unter einer regelrechten „Kriegsverdrängung". Joas und Knöbl fassen mit diesem Begriff ihre Beobachtung zusammen, dass „Kriege als Erfahrungshintergrund des Denkens oft konstitutiv sind für die Theoriebildung, sie aber gleichwohl in der Theorie nicht oder kaum vorkommen." (Joas/Knöbl 2008: 9) Individuelle Gewalt sei zwar soziologisch durchaus ein Thema, aber Formen kollektiver oder staatlicher Gewalt werde immer noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Mit dem Begriff der Verdrängung kollektiver Gewaltphänomene aus dem Diskurs der Gesellschaft deuten die beiden Autoren an, dass es sich hier nicht um eine zufällige Leerstelle handelt. Vielmehr finde die

Kriegsverdrängung in den „tief verankerten Relevanzstrukturen der Soziologie“ ihren Grund (Joas/Knöbl 2008: 12).

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Schwierigkeit, Krieg *soziologisch* zu thematisieren, nicht allein auf spezifische Mentalitätslagen in der bundesdeutschen Nachkriegssozialwissenschaft zurückführen (vgl. Warburg 2008: 29-40). Vielmehr stellt sich die Frage nach den Gründen der Verdrängung dieses historisch hochwirksamen sozialen Faktors aus der Perspektive der entsprechenden Theoriebildung.

2.1 Modernisierungstheoretische Hoffnungen

Joas und Knöbl sehen den Hauptgrund in der Wirkung des liberalen Weltbildes auf die westlichen Sozialwissenschaften. Krieg gilt demnach als Phänomen vormoderner Epochen und als Barbarei. Krieg und marktförmige Ökonomie erscheinen als letztlich unvereinbar, weshalb Kriege im Rahmen der Moderne als zivilisatorische Rückfälle interpretiert werden. Insbesondere in der einflussreichen evolutionistischen Modernisierungstheorie hat dieses Weltbild seine Spuren hinterlassen (Joas 2000: 49-86). Die Moderne erscheint als Ergebnis mehr oder weniger linearer sozialer Entwicklungs-, Ausdifferenzierungs- und Rationalisierungsprozesse, „ganz so, als ob der soziale Wandel stets ein friedliches, geradezu harmonisches Fortschreiten gewesen wäre und es in der Moderne nicht immer wieder Phasen massiver zwischenstaatlicher Gewalt gegeben hätte.“ (Joas/Knöbl 2008: 11)

Es fällt nicht schwer, diese Beobachtung Joas’ und Knöbls anhand der Systemtheorie Niklas Luhmanns zu illustrieren. Luhmann geht für die Moderne von einer globalen Vergesellschaftung aus und nimmt daher Abschied von der Vorstellung einer Vielzahl (zum Beispiel nationaler) Gesellschaft*en*. Gesellschaft gibt es systemtheoretisch nur im Singular, d.h. als ‚Weltgesellschaft’. Diese Weltgesellschaft konstituiert sich dabei im Wesentlichen durch zwei Faktoren. Einerseits entsteht Weltgesellschaft durch den in jeder Kommunikation mitgegebenen Welthorizont. In jeder Interaktion ist immer schon „ein ‚Und so weiter’ anderer Kontakte der Partner (…) mit Möglichkeiten, die auf weltweite Verflechtungen hinauslaufen“, präsent (Luhmann 2005: 67). Andererseits weist die moderne Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Funktionssysteme über den Rahmen des Staates und der politisch konstituierten Nationalgesellschaft hinaus, so dass auch hier Vergesellschaftung primär als Weltvergesellschaftung zu verstehen ist. „Die einzelnen Teilsysteme fordern jeweils andere Grenzen nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Gesellschaft. (…) Damit ist die Einheit ei-

ner alle Funktionen umfassenden Gesellschaft nur noch in der Form der Weltgesellschaft möglich." (ebd.: 75)

Dass hierbei von vornherein ein globaler und ‚ziviler' Kommunikationskontext als moderne Normalität unterstellt wird, fällt sofort ins Auge. Denn die von der Systemtheorie idealisierend behauptete weltgesellschaftliche Ausdifferenzierung moderner Funktionssysteme wie Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst, Recht, Erziehung, Politik usw. (funktionale Differenzierung) setzt eine politisch-militärische Pazifizierung des globalen Raums voraus und spricht dem politischen System damit implizit eine herausragende Rolle zu. Allerdings wird die *Funktionalität von (mindestens möglichen) Kriegen* und (mindestens möglicher) militärischer Gewalt im Rahmen einer quasi ‚mitlaufenden' globalen Sicherheitspolitik in der Systemtheorie Luhmanns weitgehend vernachlässigt.

Zudem ergibt sich das *Problem der Unterbrechung* ziviler bzw. friedlicher gesellschaftlicher Kommunikation durch Gewalt. So kann kriegerische Gewalt zwar durchaus auch als eine Form der Kommunikation angesehen werden, was nicht zuletzt die Rede von der ‚Sprache der Waffen' festhält, allerdings verläuft solche gewaltsame ‚Kommunikation' gerade nicht in dem vergleichsweise unproblematischen Raum eines alltäglichen Und-so-weiter bzw. Nichts-weiter-los, das Luhmann als „Normalitätshypothese" weltgesellschaftlicher Kommunikation beschwört (ebd.: 67). Kriegerische Gewalträume sind vielmehr hochriskant, lebensbedrohend und stehen quer zu den zivil-alltäglichen Operationen der Funktionssysteme. Zum Beispiel neigen die Gewalträume des kleinen Krieges in der Peripherie der Weltgesellschaft dazu, sich von globalen Beziehungen abzukoppeln (vgl. Trotha 1999b: 411). Auch im Falle zwischenstaatlicher totaler Kriege werden ‚normale' grenzüberschreitende Kommunikationsformen abgebrochen. Da nun die Persistenz kriegerischer Gewalt in einem globalen Betrachtungsrahmen empirisch schlicht nicht zu leugnen ist[2], ergibt sich somit das Problem, wie die auch in der Moderne bestehende Möglichkeit gewaltsamer Differenzierung in vielen Gesellschaften (segmentäre Differenzierung) systemtheoretisch gefasst werden kann.

Die Unterbrechungsqualität des Krieges wird von Luhmann durchaus gesehen. Er bietet in diesem Zusammenhang die Interpretation von Krieg als *Konfliktsystem* an. Erlaubt dieses Angebot ein zureichendes Verständnis der gesellschaftlichen Funktionen kriegerischer Gewalt? Konfliktsysteme gelten nach

2 Es kann weder aufgrund der segmentären Differenzierung des politischen Weltsystems in Staaten von einem globalen Gewaltmonopol ausgegangen werden, noch erweist sich die angenommene universelle nationalstaatliche Durchstrukturierung der Weltpolitik (so z.B. Stichweh 2000: 24, 40) als empirisch verifizierbar (Stichwort: ‚failed states'). Die Möglichkeit kriegerischer Gewalt ist daher strukturell ins politische Weltsystem eingelassen (z.B. in Form kleiner Kriege, zwischenstaatlicher Kriege oder von Sicherheitskriegen).

Luhmann als hoch integrative Sozialsysteme, die die weltgesellschaftliche funktionale Ausdifferenzierung gefährden. Es besteht „die Tendenz, alles Handeln im Kontext einer Gegnerschaft unter diesen Gesichtspunkt der Gegnerschaft zu bringen. Hat man sich einmal auf einen Konflikt eingelassen, gibt es kaum noch Schranken für den Integrationssog dieses Systems“ (Luhmann 1987: 532). Konflikte erscheinen als dysfunktional, weil sie „zur Absorption des gastgebenden Systems“ tendieren, indem sie alle Ressourcen und alle Aufmerksamkeit für den Streit mobilisieren. Aufgrund dieser destruktiven Eigendynamik bezeichnet Luhmann Konflikte auch als „parasitäre soziale Systeme“ (ebd.: 531). Die systemtheoretische Lösung des Unterbrechungsproblems besteht also darin, Kriege und gewaltsame Konflikte als grobe Funktionsstörungen zu verbuchen: *An sich* ist die moderne Gesellschaft Weltgesellschaft. Konflikte gefährden die funktionale Differenzierung und sind daher lediglich parasitäre und dysfunktionale Systeme. Sie entfalten eine „destruktive Kraft“ (ebd.: 532).

Das Verständnis kollektiver Gewalt als parasitärem System macht es jedoch schwierig, dem Krieg im Rahmen der Theorie der Moderne Funktionalität zuzubilligen. Krieg erscheint als Anomie der modernen Weltgesellschaft, durchaus mit ihr vermittelt und durch sie hervorgebracht, aber prinzipiell dysfunktional, parasitär, pathologisch. Er wird – so der Befund einer aktuellen systemtheoretischen Studie, die Luhmanns konflikttheoretischen Vorgaben weitgehend folgt – als „Abfallprodukt der politischen und wirtschaftlichen Evolution“ verstanden (Matuszek 2007: 108).

Das Theorem der parasitären Konfliktsysteme muss aus systemtheoretischer Perspektive allerdings nicht das letzte Wort bleiben. Der ebenfalls systemtheoretisch orientierte Soziologe Armin Nassehi etwa spricht dem Staatenkrieg des 19. Jahrhunderts ausdrücklich gesellschaftskonstitutive Wirkungen zu und setzt damit andere Akzente:

> „Unter gesellschaftstheoretischen Gesichtpunkten scheint der *Funktionssinn des Krieges* – zumindest des Krieges der europäischen Staaten nach 1648, noch mehr aber der des 19. und frühen 20. Jahrhunderts – auch darin zu liegen, Gesellschaften zu mobilisieren, d.h. ihre Differenziertheit im geradezu hegelschen Sinne aufzuheben.“ (Nassehi 2006: 361; Hervorh.: D.S.)

Der Systemtheoretiker Peter Fuchs wiederum bestimmt den globalen Terrorismus als ‚Fortsetzung’ gesellschaftlicher Kommunikation. Terror, so Fuchs, „vollzieht“ Gesellschaft, „wie es Kegel- und Swingerclubs, Wirtschaftsunternehmen und Kirchenorganisationen tun (…). Er setzt das Spiel des Sozialen

fort“ (Fuchs 2004: 16). Eine ‚Fortsetzung’ ist allerdings etwas gänzlich anderes als ein ‚Abfallprodukt’.[3]

Es bleibt daher abzuwarten, inwiefern die Systemtheorie zu konstitutionstheoretisch angelegten Kriegssoziologien Zugang findet. Die in Luhmanns Konflikttheorie eingeschriebene These, dass Krieg zu einer evolutionär entfalteten, funktional differenzierten Weltgesellschaft nicht passt, fördert jedenfalls die Erwartung, dass er im Verlauf der Evolution der Weltmoderne quasi von selbst verschwinden wird. Hierdurch schreibt die Systemtheorie sich in jenen großen Modernisierungsdiskurs ein, der Krieg und kollektive Gewalt prinzipiell als „soziale Pathologie“ verhandelt und ihnen keine konstitutive Rolle in modernen Gesellschaften zugestehen möchte (Trotha 1997: 18; vgl. Spreen 2003).

2.2 Gewalt als anomisches Phänomen

Neben den Ausblendungen modernisierungstheoretischer und liberaler Weltbilder, die Joas und Knöbl thematisieren, sind noch wenigstens zwei weitere Gründe für die kriegstheoretische Abstinenz der Soziologie wichtig: Zum einen neigt soziologische Gewaltursachenforschung dazu, die Ausübung körperlicher Gewalt unter den Aspekten Devianz und Anomie zu verbuchen (vgl. Trotha 1997; Joas 2000: 272-284). Gewalthandeln erscheint sowohl als Ausdruck gescheiterter sozialer Integration als auch als Gefahr für den sozialen Zusammenhang. Geradezu paradigmatisch argumentiert in dieser Hinsicht zum Beispiel Wilhelm Heitmeyer: Sozialer „Anerkennungszerfall“ könne zur „Auflösung sozialer Verankerung“ führen wodurch die „Schwelle zur Entgrenzung von Gewalt“ auch „in extremer Form“ gesenkt werde (Heitmeyer 2004: 92). Eine auf Anomie fixierte Sichtweise ist jedoch verkürzend, was die sozialen Funktionen von Gewalt angeht, da sie Gewalt als Abweichung und Pathologie versteht. So kann die Ausübung von Gewalt, verknüpft mit sozialpolitischen oder religiösen Mythen, die die historische Mission eines Kollektivs betonen, gemeinschaftskonstituierend wirken (vgl. Sorel 1928), was bezogen auf den jeweiligen Gruppenzusammenhang zweifellos eine produktive Funktion darstellt.

Die perspektivische Verengung des Blicks auf Gewalt als anomische Pathologie erschwert eine nach gesellschaftskonstitutiven Effekten fragende Soziologie des Krieges. Da Kriegführung notwendig die Reziprozität von Schädigung, Verletzung und Tötung beinhaltet, liegt auch hier die Interpretation nahe, Krieg generell als soziale Makroanomie zu interpretieren. Gesucht wird dann in erster Linie nach den gesellschaftlichen Ursachen von Kriegen.

3 Die Beiträge von Nassehi und Fuchs werden in der Studie von Matuszek (2007) nicht rezipiert.

2.3 Normative Gesellschaftsvorstellung

Zum anderen führt die Soziologie einen implizit normativen Gesellschaftsbegriff mit, der die moderne Gesellschaft als wesentlich friedlichen und auf ziviler sprachlicher Kommunikation beruhenden sozialen Zusammenhang fasst. Diese Gesellschaftsvorstellung lässt sich wissensgenealogisch verstehen, denn die Wissenschaft von der Gesellschaft konstituiert sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts einer Zeit, in der sich das Prinzip der modernen Staatlichkeit in Europa bereits entfaltet hat. Das Problem, das sich der herausbildenden Soziologie stellt, ist nicht die politische Hervorbringung, sondern der Zusammenhalt und die *Integration* der Gesellschaft im Kontext ihrer ökonomischen Eigendynamik und zunehmenden funktionalen Ausdifferenzierung. Wie kann das soziale Band vor entropischen Effekten, die aus der gesellschaftlichen Arbeitsteilung resultieren, geschützt werden? Wie kann soziale Moral hergestellt und dadurch die Einheit der funktionalen Differenzierung gesichert werden? Aus diesem historischen Entstehungs- und Problematisierungskontext der Soziologie ergibt sich eine Neigung zur impliziten normativen Aufladung ihrer Gesellschaftsvorstellungen. Die moderne Gesellschaft wird als ein Verkehr unter Menschen betrachtet, der nicht politisch-staatlich sei und dem Gewaltphänomene wesensfremd seien. Gewaltäußerungen gelten dann vielmehr als gesellschaftlich dysfunktionale, aber sozialtechnisch bewältigbare Effekte von Ungleichgewichten im Gesellschaftssystem. Frieden und Zivilität werden somit als originärer Ausdruck des Gesellschaftlichen betrachtet, wobei die Pazifizierungsfunktion des staatlichen *Gewalt*monopols unterschlagen wird. Der innere Frieden wird als Signum sozialer Normalität genommen und in der modernen Gesellschaftsvorstellung als Wesen des Sozialen zurückgespiegelt (vgl. Spreen 2008: 11-15).

Diese normative Tiefenstruktur der wissenschaftlichen Gesellschaftsvorstellung kann als Ergebnis eines unreflektierten ‚methodologischen Nationalismus' verstanden werden. Die im territorialen Raum des Staates befriedete Gesellschaft gilt als Normalzustand moderner Interaktions- und Kommunikationsverhältnisse. Der methodische Nationalismus hat in letzter Zeit viel Kritik auf sich gezogen, weil er der gegenseitigen Durchdringung der europäischen Gesellschaften (vgl. Beck 2005) bzw. dem weltgesellschaftlichen Ordnungsniveau sozialer Strukturen und Prozesse nicht gerecht werde (vgl. Stichweh 2000: 11f.). Darüber hinaus stellt sich aber eine weitere Frage: Welche impliziten normativen Gehalte wurden ‚methodisch' in die modernen Gesellschaftsvorstellungen importiert – und zwar auch in ‚transnational' bzw. ‚global' angelegte Begriffe der Gesellschaft?

Liberale Modernisierungstheorie, Pathologisierung der Gewalt und normative Gesellschaftsvorstellung – über die in diese Paradigmen eingelassenen epis-

temologischen Hindernisse muss sich eine soziologische Fragestellung hinwegsetzen, die nach konstitutiven Funktionen des Krieges in der Moderne fragt.

Nach der Betrachtung soziologieimmanenter Erkenntnishindernisse stellt sich nun die Frage, wie denn aktuelle soziologische Ansätze mit der Frage nach ‚produktiven' Wirkungen des Krieges umgehen. Denn trotz dieser strukturellen „epistemologischen Hindernisse" (Bachelard 1993:175) beginnt auch die Soziologie sich seit der Mitte der neunziger Jahre der Problematik konstitutiver Wirkungen von Gewalt und Krieg zuzuwenden. Im Folgenden sollen exemplarisch drei Problembereiche diskutiert werden: Erstens die Konstitution sozialer Ordnung, zweitens die Subjektkonstitution professioneller Gewaltakteure (hier: Soldatinnen und Soldaten) und drittens die Konstitution kollektiver Wertvorstellungen.

3 Konstitutionstheoretische Ansätze in der Soziologie

3.1 Konstitution sozialer Ordnung (Trutz von Trotha)

In der neueren deutschen Soziologie beginnt die Annäherung an den Krieg mit einer neuen und innovativen Auseinandersetzung mit der Gewaltproblematik. Initiiert wurde diese Forschung wesentlich durch den Siegener Soziologen Trutz von Trotha. Er fordert, sich nicht länger mit Ursachenforschung zu begnügen. Vielmehr müsse physische Gewalt nicht nur als Problem, sondern auch als Phänomen ernst genommen werden. Außerdem sei anzuerkennen, „dass die Gewalt selbst eine Form sozialer Ordnung ist und im Sinne der klassischen politischen Philosophie seit Hobbes zum Kern des Ordnungsproblems jeder Gesellschaft und Kultur gehört." (Trotha 1997: 20)

Gewalt versteht Trotha dabei in einem mehrfachen Sinne als ‚konstitutiv' für Gesellschaften:

> „Gewalt ist konstitutiv, weil sie als anthropologische Grundform der Macht in politischen Konflikten das Spektrum konfliktuellen Handelns bestimmt. Gewalt ist konstitutiv (…), weil politische Ordnungen stets eine Antwort auf die Frage nach dem Umgang mit der Gewalt sind. (…) Gewalt ist für das Feld der Politik konstitutiv, weil vermutlich die Entstehung jeder politischen Herrschaftsordnung mit Gewalt verbunden ist. (…) Gewalt ist konstitutiv, weil, wie sich Popitz (…) provokant ausgedrückt hat, die ‚Todesgefährlichkeit von Herrschaft in der Regel die zuverlässigste aller Bestandsgarantien' ist. Aber es gilt nicht weniger, dass der Umsturz einer bestehenden Ordnung ‚in der Regel' ebenfalls mit Gewalt einhergeht. Am Beginn und am Ende der Knechtschaft wie der Freiheit steht in den überwiegenden Fällen die Gewalt." (Trotha/Klute 2003: 491f.)

Für die Gegenwart entwirft Trotha eine neue Typologie der "Ordnungsformen der Gewalt" (Trotha 1997: 20; vgl. auch Trotha/Hanser 2002). Er unterscheidet erstens die „neo-despotische Ordnung", zweitens die „Ordnung der vervielfältigten Gewalt", drittens die „Ordnung der gewalttätigen Verhandlung", viertens die „wohlfahrtsstaatliche Ordnung" und fünftens die „präventive Sicherheitsordnung" (Trotha/Hanser 2002: 315-361; Trotha 2003b: 727f.). Erläutert werden diese Ordnungsformen jeweils an einem regionalen Beispiel, womit aber keineswegs suggeriert werden soll, dass es sich um geographisch eingrenzbare Typen handele.

Bemerkenswert ist diese Typologie auch, weil sie den gewöhnlichen herrschaftssoziologischen Orientierungsrahmen erweitert. Dieser bezieht sich auf die Herrschaftstypologie Max Webers und unterscheidet traditionale, legale und charismatische Herrschaft. Demnach sucht jede Herrschaft „den Glauben an ihre ‚Legitimität' zu erwecken und zu pflegen." (Weber 1988: 190) Die Legitimität kann demnach in der Rationalität der Herrschaftstechnik gründen, kann sich aus dem Herkommen und der Gnade Gottes ableiten oder sie kann durch die außeralltäglichen Fähigkeiten des politischen Führers hergestellt werden. Als Kern dieser Herrschaftsmodelle macht Weber somit jeweils einen spezifischen Legitimitätsglauben aus, auf dem das Befehls- und Gehorsamsverhältnis beruht. Zwar betont Weber, dass Gewaltsamkeit für die Sicherung eines politischen Verbandes als Mittel „unentbehrlich" ist (Weber 1972: 30), aber im Rahmen seiner Legitimitätstypologie spielen Gewaltprozesse und ihre Wirkungen keine zentrale Rolle. Trotha rückt nun den Aspekt der physischen Gewalt in den Mittelpunkt seines Interesses.

Die *neo-despotische Ordnung* ist ein Verwaltungsdespotismus und ein politischer Despotismus, den Trotha am Beispiel Schwarzafrikas illustriert. Im Zentrum neo-despotischer Ordnungen steht ein kraftloser Staat, dessen faktische Gestaltungsmacht und Reichweite gering sind. Einnahmen schöpft er aus Zöllen und Entwicklungshilfe. Die Herrschaft vermittelt sich ins Hinterland durch Methoden der intermediären und despotischen Verwaltung. Das Machtzentrum bedient sich einerseits lokaler Mittler und Makler (z.B. Häuptlinge) und handelt andererseits unter situativer Androhung von physischer Gewalt, wenn Verwaltungsaufgaben wie Steuererhebung, Arbeitsaufgaben oder die Sanierung von Elendsvierteln durchgesetzt werden sollen. Razzien und Massaker sind nicht unüblich. Neo-despotische Ordnung personalisiert zudem die Bürokratie, d.h. jede Person, die über ein Stück öffentlicher Macht verfügt, betrachtet diese als einen privaten Besitz, „so dass alle politischen und administrativen Beziehungen vorrangig persönliche Beziehungen sind. Im Zentrum des Netzes persönlicher Beziehungen steht der jeweilige Staatschef." Kurz: „Der Staat ist Beute" (Tro-

tha/Hanser 2002: 323; vgl. auch Trotha 1994: 327-331; Trotha 1995: 5f.; Trotha 2000: 255f.).

Eine Einhegung der Gewalt durch Recht und Gewaltenteilung gibt es nicht, oder nur auf dem Papier. Genauso wenig gibt es ein Gewaltmonopol. Weder Stammeskriege noch Banditentum, Viehräuberei, Wegelagerei oder bewaffneter Schmuggel unterliegen einer wirksamen staatlichen Kontrolle. Die neo-despotische Ordnung stellt daher eine „Ordnung der gewalttätigen Selbsthilfe" dar (Trotha/Hanser 2002: 316, 324).

Der politische Despotismus richtet sich auf die Ausschaltung der Opposition und ist durch die ungehegte Gewaltfähigkeit der Geheimpolizei und der Herrschaftszentrale gekennzeichnet. „Sein Ziel ist nicht darauf gerichtet, die Menschen, die er ‚im Visier' hat, zu etwas zu bringen, sondern sie zu beseitigen oder wenigstens mundtot zu machen. Die Terrorisierung von politischer Opposition entspricht einer Herrschaft, die immer zu zerstören, aber nur in sehr engen Grenzen produktiv zu sein vermag." (ebd.: 325) Begleitet wird der Neo-Despotismus durch eine Kultur der Gewalt. Gewalt ist nicht Mittel zum Zweck, sondern „Zeichen der Macht, die sich als Macht feiert" (ebd.: 326).

Auf welche Legitimationsquellen kann sich eine solche Herrschaft gründen? Inwiefern handelt es sich um eine Ordnungsform ‚der Gewalt'? Trotha verweist hier in Anlehnung an Heinrich Popitz auf die „Basislegitimität der Gewalt" (Trotha 1995: 8-14; Trotha 2000: 260-263; Trotha/Hanser 2002: 326f.). Popitz wiederum spricht von Basislegitimität als dem „Ordnungswert der Ordnung" und meint damit, dass einem Machtsystem, gleich wie es verfasst ist, bereits dann eine Legitimität zukommt, wenn es Ordnungssicherheit bietet (Popitz 1992: 221-227). Man weiß, woran man ist, kann sich daher einrichten und in die Zukunft investieren. „Ordnungssicherheit", so Popitz, „kann sich nun offensichtlich auch in einem despotischen Regime entwickeln" (ebd.: 223). Diese Form der Basislegitimität aber geht vielen postkolonialen und neo-despotischen Regimes zunehmend verloren. Im Unterschied zur Kolonialherrschaft wird die harte *law and order*-Semantik durch Klientelismus, Ungleichheit und Verunsicherung entwertet. Selbst die Basislegitimität der kulturellen Zugehörigkeit – ‚Wir' gegen ‚die Fremden' bzw. ‚die Kolonialherren' – schwindet, weil ein Nationalbewusstsein häufig nur schwach entwickelt ist und ethnische Bewegungen das übergreifende ‚Wir' in Frage stellen. Häufig bleibt daher nur die Basislegitimität der überlegenen Gewalt. Damit ist keine ethisch ausweisbare Legitimation gemeint. Die siegreiche Gewalt rechtfertigt sich vielmehr durch ihre Faktizität:

> „Gewalt, vor allem anderen die Macht zu töten, ist so zweifelsfrei wirklich wie die Natur, der sie als ein Naturereignis zugehört. (…) Die Überlegenheit ist absolut,

> weil sie das Absolute in dieser Welt, den Tod, ins Werk setzen kann. Die überlegene Verletzungsfähigkeit ist überwältigend überlegen, weil die sich selbst rechtfertigende Evidenz der Natur zur Evidenz des ‚natürlichen' Verhältnisses zwischen Sieger und Besiegtem wird. Legitimationen sind Antworten auf Fragen. Überlegene Gewalt überzeugt, weil es gar keine Fragen mehr gibt." (Trotha 1995: 9)

Die neo-despotische Ordnung ist also als Ordnungsform der Gewalt zu charakterisieren, weil sie vor allem (nicht aber notwendig ausschließlich) auf der Basislegitimität der überlegenen Gewalt beruht. Sie ist eine ‚Ordnung', weil sie durch dauerhafte und typische Strukturen gekennzeichnet ist. Gewalt erweist sich dabei als ‚konstitutiv', insofern sie diese Herrschaftsordnung produzieren und garantieren kann. Aber selbst diese Basislegitimität kann schwinden, wenn oppositionelle Bewegungen die gewaltsame Konfrontation nicht mehr scheuen und dabei Erfolge verzeichnen können. Dann wechselt entweder die überlegene Gewalt einfach die Seiten oder es droht der Bürgerkrieg, also „das Aufbrechen beispielloser Gewalt zwischen den Völkern" (Trotha 2000: 262).

Die *Ordnung der vervielfältigten Gewalt* gleicht der neo-despotischen Ordnung zwar in einigen Aspekten, unterscheidet sich aber doch so deutlich von ihr, dass sie einen eigenen Typus bildet. Im Gegensatz zur neo-despotischen Ordnung entspricht ihr keine kleinbäuerliche Sozialstruktur, sondern ein hoher Urbanitätsgrad. Damit steigen zwar die herrschaftlichen Ordnungsaufgaben, aber diese werden von der Herrschaftszentrale nicht so wahrgenommen, dass daraus eine Basislegitimität entstehen könnte. Stattdessen ist „das Vertrauen in die Möglichkeit bewaffneter Selbsthilfe (…) groß und die Bereitschaft gering, sich dem Schutz des Gesetzes und seiner staatlichen Hüter anzuvertrauen." (Trotha/Hanser 2002: 331) Während im Neodespotismus ethnische Konflikte blühen, treten hier soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten in den Vordergrund. In den Elendsvierteln großer Städte, wie z.B. in Südamerika, herrscht eine Kultur des Ausnahmezustands, gekennzeichnet durch eine radikale Militarisierung des Denkens, kompromisslose Verabsolutierung der Zwecke und die Legitimierung von Folter und tödlicher Gewalt. Charakteristisch für die Ordnung der vervielfältigten Gewalt ist die Auflösung der Grenze zwischen staatlichen und privaten Bereichen. Der Staat ist auch hier Beute und fällt extremer Korruption zum Opfer. „Der Staat als Ordnungsmacht verzahnt sich mit den Strukturen einer lokalen Selbstjustiz" (ebd.: 334).

Die *Ordnung der gewalttätigen Verhandlung* rekonstruiert Trotha am Beispiel von Papua-Neuguinea. Diese Ordnung ist dadurch gekennzeichnet, dass weite Regionen zum Teil sogar offiziell als Nicht-Regierungsgebiete eingestuft werden. Dieser Ordnungstypus findet sich in Gesellschaften, die „sozial außerordentlich egalitär sind und politisch selbst das Häuptlingstum nur selten und in ganz schwacher Form ausgebildet haben. Es sind dementsprechend Gesell-

schaften, die (…) eine ausgeprägte Kultur der gewalttätigen Selbsthilfe entwickelt haben“ (ebd.: 336). Der Zentralstaat, auf dessen Territorium die Ordnungen der gewalttätigen Verhandlung ihren Raum finden, zeichnet sich durch „ein eigenwilliges, eigenständiges und vergleichsweise funktionierendes parlamentarisches System“ aus (ebd.: 336f.). Es gibt keine Kultur des Ausnahmezustandes, sondern eine der gewalthaltigen Verhandlung und des Abwartens. Entsteht ein Konflikt zwischen Stämmen, bleibt die Polizei zunächst ruhig. Bei erhöhter Intensität kommt es zu einem vergleichsweise mäßigen Polizeieinsatz, der keineswegs einen unbedingten Abbruch der Auseinandersetzung bezweckt. Bevor es zu einer weiteren Eskalation kommt, die auch staatliche Organe involvieren würde, wird eine Verhandlungslösung angestrebt, die auf traditionelle Streitschlichtungsverfahren zurückgreift. Dabei ist „der staatliche Anspruch auf das Gewaltmonopol oft bis zur Unkenntlichkeit zurückgenommen, die Anwendung von Gewalt zur Lösung von Konflikten institutionalisiert, aber die Eigendynamik entfesselter Gewalt (…) bleibt begrenzt. Gewalt als Konflikt- und Streitregelungsform ist zugleich veralltäglicht und eingegrenzt“ (ebd.: 340).

Auch im Rahmen der *wohlfahrtsstaatlichen Ordnung* unterliegt Gewalt keineswegs immer einer unbedingten staatlichen Monopolisierung. Diese Ordnung kennt vielmehr eine erhebliche Variationsbreite, was die faktische Zulassung von gesellschaftlicher Gewalt angeht. Ersichtlich wird dies zum Beispiel, wenn man die US-Gesellschaft mit den staatlich stark pazifizierten und integrierten Nationalgesellschaften Europas und insbesondere Deutschlands vergleicht. So ist in den USA die Geltung des Gewaltmonopols deutlich entlang sozialstruktureller Unterschiede differenziert:

> „Die Elendsviertel der metropolitanen Agglomeration sind ökonomisch, sozial, ethnisch-kulturell und nach der Geltung des Gewaltmonopols segregiert. In machen Stadteilen der USA nähert sich die Ordnungsform der Gewalt lateinamerikanischen Verhältnissen. Gewalt und die Drohung mit ihr wird eine veralltäglichte Erfahrung. Sie werden zu Kristallisationspunkten von Subkulturen Jugendlicher und Heranwachsender und bestimmen die alltäglichen Lebens- und Interaktionsformen der Menschen.“ (ebd.: 341)

Obwohl soziale Gewalt in dieser Ordnung also durchaus geduldet werden kann, handelt es sich nicht um eine Ordnungsform, in der die soziale Gewalt ‚zum Kern’ des Ordnungstypus gehört. Vielmehr wird sie als ‚soziales Problem’ wahrgenommen. Anders sieht es nach Trothas Auffassung aus, wenn das staatliche Gewaltmonopol diffundiert und in den Bereichen innerer und äußerer Sicherheit sowie des strafrechtlichen Sanktionssystems staatlich-öffentliche Dienstleistungen privatisiert werden.

Die *präventive Sicherheitsordnung* adressiert er als jene ‚Ordnung der Gewalt', welche die wohlfahrtsstaatliche Ordnung ablöst (vgl. ebd.: 345-361; Trotha 2003a). Sie ist gekennzeichnet durch eine Kultur der Gewaltnormalisierung, d.h. der verallgemeinerten Konfliktbereitschaft und der Kriminalitätsangst. Gewalt wird hingenommen, verharmlost oder sogar durch die Unterhaltungsindustrie verherrlicht. Der einzelne Bürger wiederum muss durch Selbstverteidigungstechniken, persönliche Aufrüstung oder die Anmietung eines *security service* selbst für seine Sicherheit sorgen. Dabei wandelt sich auch das Strafrecht und wird zunehmend zu einem ‚Feindstrafrecht', d.h. es dient in erster Linie nicht mehr der Absicherung der persönlichen Freiheit, sondern der ‚inneren Sicherheit', womit ein Grundbestand dessen, was die Menschenrechte und die politische Philosophie der Aufklärung ausmacht, aufs Spiel gesetzt wird (vgl. auch Hetzer 2008: 266-273):

> Im „leichtfertigen ideologischen Umgang mit den phantastischen Träumen von einer Marktgesellschaft und mit der Privatisierung des Kerns von moderner Staatlichkeit, des Gewaltmonopols, im besonderen wird buchstäblich ein ‚Spiel mit dem Feuer' getrieben. Die brennenden Autos, die Plünderungen von Geschäften und die Wut der Jugendlichen in den heruntergekommenen Trabantensiedlungen Nordamerikas und Westeuropas sind seine Zeichen." (Trotha/Hanser 2002: 363)

Durch diesen Paradigmenwechsel könne sich die wohlfahrtsstaatliche Ordnung in einen dauerhaften binnengesellschaftlichen Krieg niederer Intensität gegen Rechtsfeinde, Terroristen und sogar Jugendliche transformieren. Der Rechtsstaat drohe in den Sog eines neuartigen „Kriegsrechts" zu geraten, „in dem die Verfolgung von Kriminalität und das Führen des modernen Krieges zusammenfallen. Die Verschmelzung von Krieg und Kriminalität beinhaltet die Vereinigung von Kriegführung und Kriminalitätsbekämpfung." (ebd.: 360; sehr instruktiv dazu Hetzer 2008: 179-210 und Sack 2007).

Inwiefern kann im Zusammenhang mit Trothas Analysen auch von konstitutiven Funktionen des Krieges gesprochen werden? Bei genauerem Hinsehen wird deutlich, dass die beschriebenen Ordnungsformen der Gewalt in vielerlei Hinsicht auch „Ordnungsformen des kleinen Krieges" sind (Trotha 1999a: 92f.; Trotha 2003c: 78-85). Kleine Kriege oder Kriege niederer Intensität sind die bewaffneten Konflikte der billigen und leichten Waffen. Ihr Signum ist die Kalaschnikow (vgl. Trotha/Klute 2003). Die kämpfenden sozialen Einheiten kleiner Kriege sind ganz vielfältiger Natur. Dazu gehören von *Warlords* geführte Gesindelbanden, (ursprünglich) politisch motivierte Rebellengruppen, ethnische Separatisten, Armee- und Polizeiverbände, die auf eigene Rechnung arbeiten, Terrorgruppen sowie -netzwerke und nicht zuletzt die vielen Sicherheits- und Söldnerfirmen, die sich in den Krisenregionen und Gewaltmärkten der Welt

herumtreiben. Notorisch verschwimmen dabei die Grenzen zwischen Krieg und Kriminalität. Diese Kriege basieren auf der Privatisierung der Gewalt. Es handelt sich nicht um staatenbildende Kriege, sondern um eine Kultur der Gewalt, wofür Trotha auch die Bezeichnung des „neo-hobbesschen Krieges" einführt (Trotha 1999a: 92). Kleine Kriege kennen keinen Sieg, der sie beendet und die Ordnung des Siegers durchsetzt. Es sind „Kriege der Niederlagen" (Trotha 2003c: 78-85), die in aller Regel endlos sind. Sie werden beherrscht von Attentaten, Anschlägen, Überfällen, Hinterhalten, Schießereien, der inszenierten Grausamkeit und der Massaker an Wehrlosen. Sie produzieren hohe Opferzahlen, insbesondere unter der Zivilbevölkerung, und verwischen damit systematisch die Grenze zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten.

Trotha resümiert, dass „der neo-hobbessche Krieg jenen ‚Ordnungsformen der Gewalt' [entspricht], in denen der Anspruch auf das staatliche Gewaltmonopol entweder nie wirksam durchgesetzt wurde oder in denen es zerfällt. Er ist der Krieg der nichtstaatlichen Räume und der durchsetzungsschwachen Zentralgewalt." (Trotha 1999a: 92f.) Kleine Kriege stellen allerdings eine strukturierte gesellschaftliche Ordnung dar. Trotha nennt diese Ordnung „parastaatlich", d.h. sie basiert auf der „Abgabe von Souveränitätsrechten und grundlegenden staatlichen Verwaltungsaufgaben" an nichtstaatliche Akteure (Trotha 2003b: 728). Im Mittelpunkt dieser Ordnungsstruktur stehen primäre soziale Beziehungen und Klientelismus, d.h. „die Verpflichtung für den, der uns am nächsten steht. Ihm schulden wir Loyalität; vorrangig ihm gegenüber gilt der Grundsatz der Gegenseitigkeit; ihn bevorzugen wir, wenn wir etwas zu vergeben haben; er darf sich bei der Vergabe von Posten privilegiert wissen." (vgl.: 732)

Das Bindeglied zwischen der postwohlfahrtsstaatlichen präventiven Sicherheitsordnung und den Ordnungen der kleinen Kriege ist der globale Terrorismus bzw. der „globale Kleinkrieg" (Trotha 2003c: 85-92). Er ist sozusagen der Krieg, der zu der präventiven Sicherheitsordnung, die sich unabhängig von seinem Auftreten entwickelt hat, passt (vgl. Trotha/Klute 2003: 514). Man könnte sagen, dass er genau den Feind-Delinquenten liefert, den diese Gewaltordnung und ihr Diskurs ‚konstruiert'. Man braucht nicht viel Phantasie für die Prognose, dass er die Tendenzen zur Auflösung des Wohlfahrtsstaates und des klassischen Rechtsstaates beschleunigt.

Die von Trotha analysierten Ordnungsformen der Gewalt erweisen sich mit Ausnahme der wohlfahrtsstaatlichen Ordnung also als Ordnungsformen des kleinen Krieges oder enthalten zumindest Momente dieses Kriegstypus. Dem kleinen Krieg wird hier also eine konstitutive Funktion für eine spezifische gesellschaftliche Ordnung und ihre Strukturen zugesprochen. Dies umso mehr, je stärker die Gewalt im Mittelpunkt steht und gewalthegende Regulationsmecha-

nismen entfallen oder entwertet werden. Trothas Theorie der Ordnungsformen der Gewalt stellt daher eine Konstitutionstheorie des Krieges dar.

Auf der globalen Ebene erweisen sich kleine Kriege nach Trotha als dysfunktional, denn sie „integrieren nicht in die vielbeschworene Weltgesellschaft, sondern koppeln die Regionen und die Menschen, die von ihnen betroffen sind, von Globalisierungsprozessen ab – so weit, dass diese Kriege von der internationalen Gemeinschaft buchstäblich vergessen werden und sich nach Dynamiken entwickeln, die ganz von den lokalen Verhältnissen bestimmt sind“ (Trotha 1999b: 411).

Diese Beobachtung verweist auf das bereits anfangs erwähnte methodische Problem der Bezugsebene (vgl. Kapitel 1). Von einer konstitutiven Funktion des kleinen Krieges kann immer nur in Bezug auf bestimmte soziale Einheiten, ihre Strukturen und Ordnungsformen gesprochen werden. Was auf der Ebene regionaler Vergesellschaftung funktional ist, kann auf überregionaler oder globaler Ebene dysfunktional erscheinen. Von einer konstitutiven Funktion des Krieges sollte also nur mit Vorsicht gesprochen werden. Sie ist empirisch in Relation auf bestimmte sozialen Einheiten nachzuweisen. Wichtig ist dabei insbesondere, dass die jeweilige Form des Krieges beachtet wird. Dass kleine Kriege für die Weltgesellschaft nicht funktional sind, solange sie zur Exklusion von Räumen führen, verwundert wenig. Aber gilt das auch für staatsbildende Kriege oder die – gegenwärtigen – Sicherheitskriege und militärisch-gewaltförmigen Sicherheitsoperationen?

Kritisch wäre mit Trotha zu diskutieren, ob der Wohlfahrtsstaat tatsächlich als Ordnung der Gewalt gefasst werden soll. Trotha scheint hier selbst unentschieden, wenn er darauf verweist, dass wohlfahrtsstaatlich verfasste Gesellschaften Gewalt eben als ‚Problem’ wahrnehmen. Wäre es nicht sinnvoller, in diesem Zusammenhang von einer *Ordnungsform des Politischen* zu sprechen? In Anlehnung an die Tradition der Politischen Philosophie wäre das Politische dabei konstitutiv an Werten der Gewalthegung und der Gerechtigkeit orientiert zu begreifen (vgl. insbes. Kater 2003). Die Unterscheidung zwischen Ordnungsformen des Politischen und Ordnungsformen der Gewalt lenkt den Blick stärker auf Verfahren, Institutionen und Diskurse, die Gewalt intra- und intergesellschaftlich entweder einhegen oder eben freisetzen. Dabei wäre zu überlegen, ob die Kategorie der Ordnungsformen der Gewalt erweitert werden müsste, etwa in Bezug auf heroische Kriegsgesellschaften bzw. den ‚totalen Staat’.

Im Anschluss an die Theorie des globalen Kleinkrieges stellt sich zudem eine Reihe von empirischen Fragen, die laufender Beobachtung bedürfen. Die Globalisierung des kleinen Krieges verlangt nach Untersuchungen, welche Art von Wirkungen die Globalisierung auf weltgesellschaftliche Strukturen und vor allem auf die Zivilgesellschaften westlichen Zuschnitts entfaltet (vgl. etwa Ker-

nic 2003). Verstärkt er die Neigung zur präventiven Sicherheitsordnung? Verdrängt ein ‚permanenter Ausnahmezustand' den Rechtsstaat, wie dies etwa Giorgio Agamben (2003) und viele andere befürchten? Welche Wirkungen zeigt der globale Kleinkrieg auf der weltgesellschaftlichen Ebene und wie sind diese Wirkungen soziologisch zu interpretieren? Führt er zu einem Formwandel des Politischen? Oder ist er gar „eine Parabel" auf die gänzliche Abkehr vom Modell der modernen Nationalgesellschaft, wie etwa Nassehi (2006: 365) meint? In beiden Fällen würden sich wiederum Fragen danach stellen, inwiefern sich weltgesellschaftliche Strukturen an neue Formen der Gewalt und des Krieges anpassen.

3.2 Soldatische Subjektkonstitution (Jens Warburg)

Zur Problematik soldatischer Subjektkonstitution hat kürzlich Jens Warburg eine ausführliche Studie vorgelegt, die Selbstbildung und Identität von Soldaten im Spannungsfeld zwischen Kontrolle und Effizienz, Befehl und Initiative verortet und auch nach den Strukturen, Problemen und Widersprüchen militärischer Organisationen fragt. Warburg untersucht den *Network Centric Warfare* (NCW) und die veränderten Aufträge im Rahmen humanitärer Interventionen und bewaffneter Entwicklungshilfe. In den Blick kommt dabei vor allem das Gewaltverhältnis.[4]

NCW und „vernetzte Operationsführung" sind gegenwärtig zwar mehr Leitbilder als Realität, aber also solche wirken sie sich „bereits heute auf die Vorstellungen von soldatischer Subjektivität" aus (Warburg 2008: 317). Dabei orientiert sich die angestrebte Effektivitätssteigerung des Soldaten an Diskursen der New Economy: „Kooperations- und Kommunikationsfähigkeit sowie die Gabe, sich schnell auf verändernde Situationen einzustellen, werden als zentrale Tugenden von Soldaten eingestuft (…). Diese Anforderungsprofile an (künftige) Soldaten stimmen weitgehend mit denen überein, die in der zivilen Arbeitswelt en vogue sind und die in der (Industrie-)Soziologie unter dem Stichwort Subjektivierung diskutiert werden." (ebd.: 318f.)

Vom Soldaten wird heute erwartet, dass er nicht nur Kämpfer, sondern auch Polizist, Helfer und Sozialarbeiter sein soll, ausgestattet mit interkultureller Kompetenz, hoher Frustrationstoleranz und Empathiefähigkeit. Wie diese Vorstellungen in einer hochriskanten und gewalthaltigen Umgebung, in der die Soldaten von der umgebenden Bevölkerung abgeschottet in Camps und Forts leben, umgesetzt werden sollen, bleibt eine unbeantwortete Frage. In diesem

4 Vgl. dazu auch den Beitrag von Warburg im vorliegenden Band.

Zusammenhang sei, so Warburg, „an eine phänomenologische Grundeigenschaft der Gewalt zu erinnern: Gewalt zerstört und schafft Ordnungen. Sie reduziert Komplexitäten, weil sie dort, wo vormals Ambivalenz herrschte, Eindeutigkeit befördert. Konzeptionen, die das unterschätzen, drohen an denjenigen zu scheitern, die die Gewalt exekutieren sollen“ (ebd.: 331).

Untersuchungen zur Konstruktion von Identität und zu Selbst- und Körperbildern moderner Soldaten müssen also das spezifische Verhältnis zur Gewalt und die Charakteristika der militärischen Teilkultur berücksichtigen (vgl. Kümmel/Klein 2002; Apelt 2006). Gerade die im Berufs- und Selbstbild enthaltenen Möglichkeiten der Gewaltausübung und des Verletztwerdens haben nach Warburg wesentliche Auswirkungen auf die soldatische Subjektkonstitution (vgl. Heins/Warburg 2004: 49). Soldaten sehen sich entweder in der Erfahrung oder in der Vorstellung einerseits lebensgefährlichen Unwägbarkeiten ausgesetzt und verfügen andererseits über die Möglichkeiten bewaffneter Aktionsmacht. Bis heute ist die soldatische Subjektivität daher „eine unberechenbare Qualität geblieben. Die Haltung militärischer Organisationen gegenüber der am Individuum gebundenen Subjektivität ist darum ambivalent und durch Misstrauen gekennzeichnet.“ (Warburg 2008: 341: 29; vgl. Bröckling 1997: 10) Soldatische Subjekte sind keine „dressierten Körpermaschinen“ da der Krieg ein hochkontingentes und kreatives Handeln erforderndes soziales Feld darstellt (Warburg 2008: 78-83). Die potenzielle Unberechenbarkeit erscheint weder als ‚pathologischer Effekt‘ noch als Ergebnis ‚misslungener Sozialisation‘, sondern als Aspekt des professionellen Gewaltverhältnisses als Soldat bzw. Soldatin. Warburgs Analyse reflektiert damit die *Funktion des Krieges für die militärische Subjektkonstitution*.[5] Nur empirisch zu entscheiden bleibt, wie genau nun soldatische Subjektivität kriegerische Aktionsmacht integriert oder reflektiert: Wie hängt dies mit der umgebenden Gesellschaft und mit historischen Veränderungen des Militärs zusammen? Macht es einen Unterschied, ob Soldaten einen faktischen Kampfeinsatz für wahrscheinlich halten oder nicht? Spielt die Art des Einsatzes – bewaffnete Entwicklungshilfe oder friedensschaffende Operationen – eine Rolle? Gibt es Geschlechterunterschiede bei der Integration des Krieges in die eigene Identität, wenn das soldatische Subjekt strukturell männlich kon-

5 Diese existenzielle Besonderheit des Soldatenberufs wird nicht dadurch gemindert, dass verdichtete Gewalterfahrungen im Berufsleben in der Regel höchst selten sind, selbst im Rahmen eines Krieges: „Anders als ‚Arbeit‘ oder auch ‚Dienst‘ füllt das ‚Kämpfen‘ und die aktuelle Teilhabe an Kampfsituationen immer nur sehr kleine und kurze Zeitabschnitte aus, selbst bei einem Menschen, der als Soldat einen längeren Krieg erlebt hat. Aber diese Situationen haben eine außerordentliche Ausstrahlung. Sie beeinflussen lange Zeiträume, die ihnen folgen, und sie bestimmen auch über lange Zeit den Erwartungshorizont von Menschen, die solche Situationen noch nicht erlebt haben und möglicherweise nie erleben werden. Wirkliche Kampfsituationen sind kurze Erlebnisse, die einen ungewöhnlich großen Schatten werfen.“ (Bahrdt 1987: 85)

notiert ist? Wie reagiert die umgebende (insbesondere deutsche) Zivilgesellschaft auf soldatische Selbstbilder, wenn diese in den Medien oder im alltäglichen Gespräch ‚sichtbar' werden? Und wie wirkt das auf die Soldatinnen und Soldaten zurück? Wie gestaltet sich diesbezüglich ihr Mediengebrauch? Wenngleich solche Fragen im engeren militärsoziologischen Rahmen verbleiben, ist ihnen doch ein spezifisch konstitutionstheoretischer Zugang eigen, insofern sie auf die Bedeutung des Krieges für die Subjektkonstitution zielen.

Darüber hinaus muss sich das Interesse am Militärwesen nicht auf militärsoziologische Probleme der soldatischen Identitätskonstruktion beschränken. Vielmehr kann auch das Wechselspiel zwischen Militärwesen und Modernisierungsprozess in den Blick genommen werden. So lässt sich etwa zeigen, dass vom Militär erhebliche Impulse für den gesellschaftlichen Wandel ausgingen. Charakteristisch für moderne Gesellschaften ist (unter anderem) die Sozialdisziplinierung, d.h., die Produktion zuverlässiger Menschen und die Abrichtung der Körper. Der Sozialhistoriker Gerhard Oestreich versteht Sozialdisziplinierung dabei „als Fundamentalvorgang, als Grundtatsache und als Leitidee" des Absolutismus, die Staat und Gesellschaft verändert hat (Oestreich 1969: 187f.). Insofern er ihr eine „geistig-moralische und psychologische Strukturveränderung des politischen, militärischen, wirtschaftlichen Menschen" bescheinigt, spricht er ihr eine konstitutive Wirkung auf die neuzeitliche und moderne Gesellschaft zu (ebd.). Das Militärwesen und das Prinzip der hierarchischen Unterordnung bilden nach Oestreich das Modell der Disziplinierung. Von hier aus wird es auf die gesamte Gesellschaft übertragen.

Ähnlich wie Oestreich geht auch Michel Foucault davon aus, dass die „Formierung der Disziplinargesellschaft" (Foucault 1976: 279) an den Rändern der Gesellschaft beginnt, d.h. in den Klöstern, den Gefängnissen, den Spitälern und – den Kasernen. Von hier aus verbreitet sie sich in der ganzen Gesellschaft. Das Militär ist somit auch ein gesellschaftliches Laboratorium für kontrollierende Machttechniken.

Ein wesentlicher Meilenstein in der Geschichte der modernen Sozialdisziplinierung war die Heeresreform der Oranier (vgl. Apelt in diesem Band), die auf Grund des Krieges der nördlichen Niederlande gegen Spanien umgesetzt wurde. Somit führte „die Not militärischer Selbstbehauptung" (Oestreich 1957: 303) zur Umsetzung der Heeresreform und ist damit als ein wesentlicher Aspekt in der Genealogie moderner Disziplinarmacht anzusehen. Hier findet sich ein weiterer konstitutiver Zusammenhang zwischen Krieg und Moderne.

3.3 Konstitution kollektiver Werte (Hans Joas)

Es gibt also soziale Ordnungsformen, die Krieg und kriegsähnliche Gewaltformen strukturell beinhalten. Ebenso spielen Gewalt und Krieg eine Rolle für die Subjektkonstitution von professionellen Akteuren des staatlichen Gewaltmonopols. In beiden Fällen werden aber spezifisch gewaltnahe Strukturen (Gewaltgesellschaften oder soldatische Subjektivität) thematisiert. Wie aber verhält es sich mit dem Verhältnis zwischen Krieg und gewaltfernen soziokulturellen Strukturen? Wie die Hinweise Oestreichs (s. o.) erkennen lassen, müssen auch solche Beziehungen in den Blick genommen werden. Mittelbare oder unmittelbare konstitutive Funktionen des Krieges für moderne Gesellschaften können nicht von vornherein ausgeschlossen werden.

In neuerer Zeit hat vor allem der Soziologe und Sozialphilosoph Hans Joas die Frage nach dem Verhältnis von Krieg und Moderne aufgeworfen. Joas entwickelt eine Handlungstheorie, die die Kreativität menschlichen Handelns in den Mittelpunkt rückt. Der Begriff des kreativen Handelns besitzt für Joas einen andere Handlungsmodelle – insbesondere die des rationalen und des normativ orientierten Handelns – „überwölbenden Charakter" (Joas 1992: 15). Dabei geht es ihm darum, einen allgemeinen Begriff menschlichen Handelns zu gewinnen, der nicht funktional spezifische Handlungstypen generalisiert und dabei notwendig „eine Residualkategorie erzeugt, in die ein Großteil menschlichen Handelns fällt." (ebd.)

Mit dem Begriff des kreativen Handelns werden die *Momente der historischen Kontingenz*, d.h. des Verändernden, Schöpferischen, Produktiven und der Entstehung neuer Werte hervorgehoben. In den Mittelpunkt des Interesses rücken soziale Konstitutionsprozesse und Prozesse sozialen Wandels. Von hier aus nehmen Joas und ihm nahestehende Wissenschaftler wie Gunnar Schmidt und Wolfgang Knöbl auch Krieg und Gewalt als konstitutive Momente sowie als Faktoren sozialen Wandels in den Blick.[6]

In der soziologischen Modernisierungstheorie, in der These vom deutschen Sonderweg und in evolutionstheoretischen Modellen sieht Joas eine strukturelle Verdrängung des Krieges am Werk, die zu einer Realitätsverleugnung führen kann. Die Verdrängung des Krieges sei letztlich als „Kontingenzverdrängung"

6 Vor dem Hintergrund seiner ungemeinen breiten sozialtheoretischen Rezeption ist es allerdings verwunderlich, dass Joas sich nicht auf die sozialphänomenologisch und anthropologisch angelegte Soziologie von Heinrich Popitz bezieht, obwohl hier überraschende Schnittmengen bestehen. Popitz bringt nicht nur den Begriff der Kreativität ins Spiel (vgl. Popitz 2000: 82-134), sondern spricht auch der Gewalt eine konstitutive Rolle bei der menschlichen Vergesellschaftung zu (vgl. Popitz 1992: 43-78). Zudem nimmt er gezielt – ähnlich wie Joas auch – die Kreativität religiöser Ideen und Werte in den Blick (vgl. Popitz 2000: 135-192; Joas 1999). Außerdem gibt es eine Reihe gemeinsamer Referenzautoren, zum Beispiel George Herbert Mead und Max Scheler.

zu begreifen (Joas 2000: 31). Kriege lassen sich nicht in ein Korsett aus Modernisierungstheorie und Fortschrittsteleologie pressen, denn „bekanntlich war die Rolle von Gewaltmitteln in der Geschichte der Menschheit eine nicht zu unterschätzende, und es waren nicht immer die ökonomisch oder politisch ‚fortgeschrittensten' Gesellschaften, welche am erfolgreichsten Krieg führten." (Joas/Knöbl 2004: 269)

Krieg verweist also auf die historische Kontingenz sozialen Wandels. Letztlich impliziert dieser Gedanke, dass sich durch die Konfliktgeschichte der Menschheit hindurch keine historische ‚Logik' Geltung verschafft. Somit ist auch die Genese der Moderne „als Resultat einer kontingenten historischen Konstellation zu deuten." (Joas 2000: 80) Es hätte weder zur Entstehung neuzeitlicher Staaten noch moderner Gesellschaften kommen müssen. Auch habe es nie eine geschichtsphilosophische Garantie für den Untergang des Faschismus gegeben. In dieser historisch-kontingenten „Konstellation kultureller, ökonomischer, politischer und militärischer Entwicklungen spielte die militärische Revolution zwischen 1560 und 1660 und die Geschichte der Kriege und Bürgerkriege eine wesentliche, in der Soziologie praktisch ignorierte Rolle. (…) Krieg und Bürgerkrieg [haben] die Moderne, wie wir sie kennen, in ihrem innersten Wesen geprägt" (ebd.: 82).

Joas spielt hier nicht auf die Modernisierung der Kriegführung, der Waffentechnologie oder der militärischen Verbandsorganisation an. Vielmehr sieht er im Krieg eine Form der historisch-situativen Verdichtung gesellschaftlicher Kontingenz, in der durch kreatives Handeln Weichen in eine offene Zukunft gestellt werden. Diese konstitutive Funktion des Krieges erlösche nicht etwa mit Beginn der Moderne, sondern umgekehrt gelte es, die „Modernität des Krieges" (ebd.: 67ff.) zu begreifen. Die Formel von der Modernität des Krieges soll dabei auch provozieren. Es geht Joas darum, „die selbstzufriedene Identifikation von Modernisierung und abnehmender Wahrscheinlichkeit des Krieges aufzusprengen" (ebd.: 84). Normativer Horizont dieser Dekonstruktion, Joas lässt daran keinen Zweifel, ist es, die Suche nach den Bedingungen des Friedens „mit einer illusionslosen Analyse auch spezifisch moderner Tendenzen zum Krieg zu verbinden." (ebd.)

Joas holt also den Krieg sozialtheoretisch wieder in die Moderne hinein. Inwiefern übersetzt er dies in eine empirische konstitutionstheoretische Fragestellung? Von besonderem Interesse ist für Joas die Rolle des Krieges bei der *Genese von Wertideen*. Da moderne Gesellschaften strukturell auf Entzauberung, Freisetzung, Individualisierung und Funktionsdifferenzierung beruhen, führen sie permanent Wertedebatten. Es geht dabei letztlich um normative Reintegration, d.h. um die Verteidigung oder Wiederbelebung gemeinschaftsbezogener Werte. Umso erstaunlicher, so Joas, dass in der Soziologie die Frage un-

beantwortet bleibt, „wie eigentlich eine verstärkte Bindung an (alte oder neue) Werte zustande kommen soll“ und „wie überhaupt Wertbindung entsteht“ (Joas 1997: 16). Es geht Joas also in erster Linie um die Entstehung *gesamtgesellschaftlicher* Werte.[7]

Nach Joas entstehen Werte „in Erfahrungen der Selbstbildung und Selbsttranszendenz“ (ebd.: 10, 255). Selbstbildung zielt dabei auf Sozialisationsprozesse und Identitätskonstitution. Insofern Selbstbildung fundamental auf intersubjektive Prozesse verweist, spielt die Auseinandersetzung mit Werten hierbei eine wesentliche Rolle. Selbsttranszendenz wiederum verweist auf kollektive Prozesse der Selbstüberschreitung wie sie etwa bei religiösen Ritualen oder in der Dynamik sozialer Massen auftreten können. Insbesondere der letzte Punkt zielt auf die Funktion des Krieges bei der Wertekonstitution. Joas bezieht sich hier unter anderem auf den Soziologen Georg Simmel, der in einem Vortrag von 1915 die moralische Erfahrung des sogenannten ‚Augusterlebnisses‘ thematisiert (vgl. ebd.: 110-132; Joas 2000: 100f., 227; Joas/Knöbl 2008: 184-189). Simmels Diskurs macht dabei deutlich, wie der Krieg zur Wertekonstitution in einer modernen Gesellschaft beitragen kann.

Simmel sieht im Augusterlebnis das Gefühl, „dass dieser Krieg irgendwie einen anderen Sinn hat als Kriege sonst haben, dass er eine (…) mysteriöse Innenseite besitzt, dass seine äußeren Ereignisse in einer schwer aussagbaren, aber darum nicht weniger sicheren Tiefe von Seele, Hoffnung, Schicksal wurzeln oder auf diese hingehen.“ (Simmel 1917: 28) Der Krieg, so Simmel im Einzelnen, macht „den organischen Charakter unseres Wesens fühlbar“ (ebd.: 10). „Ganz unmittelbar“ sei „auf einmal der Einzelne in das Ganze eingegangen“. Er spricht von „der neuen Art von Verantwortung und Opfer“ (ebd.: 11), von „einer Wende der Zeiten“ (ebd.: 12) und sieht „diesen Krieg als den äußeren Vollstrecker des innerlich schon Angelegten und Ersehnten“ (ebd.: 18). Er erhofft die „Vollendung von 1870“ (ebd.: 22) und sieht „die historische Zufälligkeit der bestehenden Moral“ (ebd.: 23) am Ende. In der „absoluten Situation“ des Krieges (ebd.: 20), zeige sich eine neue kollektive Wertidee und ein „neuer Mensch“ (ebd.: 25) werde möglich. Simmel schreibt weiter:

> „Alle Umstände, in denen wir uns sonst bewegten, haben etwas Relatives, Abwägungen des Mehr oder Weniger entscheiden in ihnen, von dieser oder jener Seite her sind sie bedingt. All solches kommt jetzt nicht mehr in Frage, wir stehen mit dem Kräfteeinsatz, der Gefährdung, der Opferbereitschaft vor der absoluten Entscheidung, die keine Ausbalancierung von Opfer und Gewinn, kein Wenn und kein

7 Dass die konstitutionstheoretische Frage nach dem Krieg sich darauf selbstverständlich nicht beschränkt, dokumentiert eindrücklich ein von Knöbl und Schmidt herausgegebener Sammelband (vgl. Knöbl/Schmidt: 2000).

> Aber, kein Kompromiss, keinen Gesichtspunkt der Quantität mehr kennt.“ (ebd.: 20)

Simmels Rede stand nicht für sich allein, sondern war Teil eines Wertediskurses, der sich auf die intensive Gefühlslage und den vielfach geäußerten patriotischen Enthusiasmus im August 1914 berief. Beschworen wird die Entstehung einer neuen kollektiven Wertidee. So erhofft sich Simmel einen „innere[n] Erfolg des Krieges“ (ebd.: 25) und die „Erneuerung unserer inneren Existenz“ (ebd.: 28). Zugrunde liegen diesem Wertediskurs *Erfahrungen der Selbsttranszendenz*, denn die allgemeine Mobilmachung für den Krieg wird zum Anlass für die Konstitution eines gemeinschaftlichen Gefühls und eines Kollektivbewusstseins.[8] Der Krieg wird als „große Chance der Identitätsgewinnung begriffen, als Möglichkeit der Gewinnung neuer Erfahrungsdimensionen.“ (Joas/Knöbl 2008: 186) Für Joas wird an diesem Beispiel deutlich, dass auch unter modernen Bedingungen das Verhältnis von Krieg und Wertkonstitution empirisch untersucht werden muss. Soziologische Theorien, die eine innere Beziehung zwischen Kriegen und Werten für die Moderne ablehnen, verschließen dagegen die Augen vor den kriegerischen Tendenzen der Moderne selbst. Joas kann also zeigen, dass dem Krieg eine konstitutive Funktion für moderne Gesellschaften zukommt.

Mit Nassehi wäre hier von einer Mobilisierungs- und Integrationsfunktion des Krieges für moderne Gesellschaften zu sprechen. Das „normativ integrierte, auf gesellschaftliche Gemeinschaft aufgebaute, mit unbezweifelbaren Werten ausgestattete“ Gesellschaftsmodell basiert Nassehi zufolge „historisch ohne Zweifel auch auf der integrativen Kraft des Krieges als Kulminationspunkt für die Entstehung moderner gesellschaftlicher Ordnungen“ (Nassehi 2006: 364).

An die grundsätzlichen Überlegungen zur wertkonstitutiven Funktion des Krieges in der Moderne lassen sich eine Reihe weiterer Forschungen anknüpfen. Im Hinblick auf die wertkonstitutive Funktion ist insbesondere zu fragen, inwieweit das Beispiel des Ersten Weltkrieges verallgemeinerungsfähig ist. Rufen auch frühere und spätere Kriege vergleichbare kollektive Werterfahrungen hervor oder verändern sich die Kriegsdeutungen und Kriegsemotionen? Wie verhält es sich in der Gegenwart mit dem globalen Kleinkrieg, der Entstaatlichung des Krieges, den bewaffneten Anti-Terror-Maßnahmen und den ‚großen‘ Sicher-

8 Tastsächlich war die Gefühlslage aber durchaus gemischt und ambivalent. Von allgemeiner Kriegsbegeisterung kann aus geschichtswissenschaftlicher Sicht nicht mehr die Rede sein (vgl. Verhey 2004). Der Wertediskurs produzierte auch einen Mythos, nämlich den der ‚Ideen von 1914‘. Danach war das Augusterlebnis „nicht die Summe unterschiedlicher Erlebnisse, sondern (…) ein Erlebnis, ein affektiver Begeisterungssturm, der die deutsche Gesellschaft zu einer Volksgemeinschaft umformte“ (Verhey 2004: 359).

heitskriegen (v. a. Golfkrieg, Kosovokrieg, Krieg in Afghanistan, Irakkrieg)? Lassen sich zum Verhältnis von Kriegen und Werten generelle Aussagen machen, die mit der Art des Krieges, seinem Destruktionspotential, seinem Verhältnis zur Gesellschaft oder anderen Einflussfaktoren in Verbindung stehen?

Auffällig ist, dass der deutsche Wertediskurs zu Beginn des Ersten Weltkrieges keine Singularität darstellt, allerdings auch nicht generalisierbar ist: Die Genese einer sozialen Moral aus dem Geiste des Krieges ist vielmehr eine alte Idee, die zu Beginn des Ersten Weltkrieges aufgegriffen wird. Sie stammt aus der Politischen Romantik und aus der Zeit der Befreiungskriege. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ging es in Deutschland darum, jene sozialen Kräfte zu mobilisieren, die bereits die Armeen Napoleons über Europa getrieben hatten. Der existenzielle Kriegsbegriff der Romantik bezweckte die Freisetzung neuer kollektiver Energien und ist „als Medium der Konstitution oder Transformation einer politischen Größe“ (Münkler 2002: 106) – nämlich der Nationalgesellschaft – zu begreifen. Dabei konzipierte die Politische Romantik das Soziale letztlich als einen abgeschlossenen, funktional-differenzierten und zugleich politisch zentrierten Raum, wobei das Verhältnis der Funktionen als produktives Spiel ‚organischer Kräfte‘ beschrieben wurde (vgl. Spreen 2008: 117-160).

Die Vorstellung der Beförderung kollektiver Wertideen durch den Krieg, wie sie Simmel zum Ausdruck bringt, aktualisiert also letztlich ein altes Modell. Es handelt sich um einen neo-romantischen Diskurs, bei dem erstens sofort ins Auge fällt, dass dieses Modell zu Beginn des 21. Jahrhunderts (nicht nur in Deutschland) seine Attraktivität praktisch vollständig verloren hat. Zweitens hat dieser Diskurs sich schon im Laufe des Ersten Weltkrieges als nicht erfahrungskompatibel erwiesen und wurde nach dem Krieg sogar als militärisch gefährlich eingestuft (vgl. ebd.: 179-184). Denn auf dem technisierten Schlachtfeld zeigten sich schnell die Grenzen dieses Modells sozialer Moral, das enthusiastische Opferbereitschaft betonte. Im Stahlgewitter an der Westfront zählten andere Qualitäten. So schreibt ein Militärtheoretiker nach dem Krieg:

> „Mit Begeisterung gegen Material kämpfen, heißt nichts anderes, als der Materialwirkung in die Hand arbeiten. Begeisterung macht blind. Gegen die kalte Macht des Materials gewinnt die Oberhand nur, wer mit offenem Auge kalt und sachlich abwägt.“ (Soldan 1925: 34)

Das romantische Modell der sozialen Mobilisierung und kollektiven Sinnkonstruktion erscheint nach den Gewalterfahrungen aus dem technisierten Weltkrieg nicht mehr vermittelbar. Es wird vielmehr für das Massensterben mitverantwortlich gemacht. Bereits im Laufe des ersten Weltkrieges kommt es daher im Militär zu Lernprozessen, die die verheerende Wirkung ‚des Materials‘ auf

massierte und exponierte Truppen reflektieren und zu taktischen und operativen Innovationen führen (vgl. Biddle 2004: 78-107).

Im Falle des Ersten Weltkrieges ist die Geburt kollektiver Werte aus dem Geist des Krieges also besser als Rückgriff auf ein bereits vorhandenes Diskursmodell zu verstehen. Das neo-romantische Modell erwies sich insbesondere auf Grund der technologischen und industriellen Veränderungen im neunzehnten Jahrhundert schon im Ersten Weltkrieg als letztlich ‚unpassend'. Und ‚passt' es denn zu gegenwärtigen Strukturverschiebungen, die sich einerseits durch entstaatlichte globale Kleinkriege und andererseits durch kooperativ geführte Sicherheitskriege auszeichnen? Dies ist doch eher zu bezweifeln (vgl. Joas 2000: 39-45). Die Frage nach der wertkonstitutiven Funktion moderner Kriege bedarf daher vertiefter empirischer Untersuchungen und zwar einerseits im Bereich historischer Soziologie und andererseits in Bezug auf gegenwärtige Strukturverschiebungen im Kontext der Globalisierung.

4 Perspektiven eines diskurs- und erfahrungsorientierten Zugangs

4.1 Inhaltliche und methodische Vorüberlegungen

Welche ersten Schlussfolgerungen können aus den vorgestellten Ansätzen für eine konstitutionstheoretisch orientierte sozialwissenschaftliche Forschung zum Krieg gezogen werden? – Zunächst kann festgehalten werden, dass Krieg nicht allein als destruktives und dysfunktionales soziales Phänomen bezeichnet werden kann. Vielmehr kann Krieg produktive Ursache für soziale und kulturelle Prozesse sein. Sozialwissenschaftliche Forschung kann sich folglich nicht darauf beschränken, lediglich nach den sozialen Ursachen von Kriegen zu fragen. Sie muss über die Kriegs- und Gewaltätiologie der Friedensforschung hinausgehen.

Zudem sind die gesellschaftlichen Wirkungen von Krieg und kriegsähnlicher sozialer Gewalt vielfältiger Art. ‚Produktive' Wirkungen können ihnen etwa im Hinblick auf die Konstitution von Ordnung, Subjektivität oder integrativen Werten zukommen. Die konstitutiven Funktionen des Krieges können also ganz unterschiedliche soziologische Gegenstände betreffen.

Dabei können auch die konstitutiven Wirkungen von Krieg und Gewalt je nach Art der Gesellschaft sehr unterschiedlich sein. Neo-hobbessche Kleinkriege produzieren eine Ordnungsform, in der kollektive Wertideen und Legitimationsmuster systematisch erodieren, während moderne Staatenkriege dazu

führen können, dass moderne, funktional differenzierte Gesellschaften ‚zusammenrücken'.

Weiterhin kann nicht von überhistorischen und eindimensionalen Kausalitätszusammenhängen ausgegangen werden. Welche gesellschaftlichen Wirkungen Kriege jeweils haben, ist von der Art des Krieges und von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abhängig. So kann weder davon gesprochen werden, dass Kriegen in der Moderne prinzipiell eine starke normative Integrationsfunktion zukomme, noch kann behauptet werden, dies sei generell ausgeschlossen.

Resümiert werden muss außerdem: Krieg und Gewalt stehen nicht außerhalb der Moderne. Vielmehr erweisen sie sich als integrales Moment moderner Gesellschaften. Trotha erkennt sowohl im modernen Wohlfahrtsstaat als auch im modernen Sicherheitsstaat ‚Ordnungen der Gewalt'. Warburg folgt einer Foucaultschen Perspektive auf die Moderne, wenn er den Zusammenhang zwischen Subjektkonstitution und Krieg beleuchtet. Joas und Knöbl sprechen von der „kriegerischen Konstitution der Moderne" und sehen in der modernen Demokratie keineswegs nur ein Gegenüber des Krieges (vgl. Joas/Knöbl 2008: 260-288). Nassehi beschreibt den Krieg als „moderne[n] Normalfall". Vielleicht sei „er gar jenes Vehikel, dem sich historisch und strukturell das verdankt, was als Modernität erscheint" (Nassehi 2006: 364).

Das ganz grundsätzliche Argument in dieser Hinsicht stammt aber von Heinrich Popitz: Weil Gewalt eine körperliche Möglichkeit des Menschen ist und daher Horizont möglicher Erfahrungen bleibt, wird jede gewaltbeschränkende Gesellschaftsform, modern oder nicht, *wenigstens* in dem „circulus vitiosus der Gewalt-Bewältigung" (Popitz 1992: 63) gefangen bleiben:

> „Soziale Ordnung ist eine notwendige Bedingung der Eindämmung von Gewalt – Gewalt ist eine notwendige Bedingung zur Aufrechterhaltung sozialer Ordnung." (ebd.)

Jenseits dieses circulus vitiosus wartet nicht der ewige Frieden, sondern dort lauern soziale Ordnungen, die auf der Entgrenzung von Gewalt beruhen, wie etwa die neo-despotische Ordnung. Dabei implizieren auch moderne Formen der „Eigengewalt der Ordnung" (ebd.: 63; vgl. 57) nicht nur gewaltförmige Sanktionsmacht, sondern auch kriegerische Aktionsmacht, denn beide Machtformen dienen der Verteidigung kollektiver Güter. Was Popitz über Gewalt sagt, gilt daher ebenso für den Krieg. Krieg ist folglich kein ‚un'- oder ‚anti'-gesellschaftliches Problem.

Schließlich lassen sich aus den behandelten Theorien eine Reihe methodischer Überlegungen ziehen. Hervorzuheben sind hier insbesondere drei As-

pekte. Führt man sie systematisch zusammen, leiten sie auf einen diskurs- und erfahrungsorientierten Forschungsansatz hin:

Eine konstitutionstheoretische Soziologie des Krieges muss erstens die Kontingenz des Handelns offenhalten. Sie betont somit einerseits die *Handlungsfreiheit* des Menschen, andererseits die *politische Dimension* der Steuerung menschlicher Handlungen (vgl. Joas 1992: 349; Joas 2000: 31). Krieg und Gewalt bleiben demnach immer im Bereich menschlicher und politischer Handlungsmöglichkeiten.

Zweitens hat eine konstitutionstheoretische Soziologie des Krieges die spezifischen *Erfahrungsgehalte* des Krieges und der mit ihm notwendig verbundenen Gewalt zu berücksichtigen; sie muss somit phänomenologisch verfahren. Trotha und Popitz etwa betonen die Bedeutung körperlicher Gewalterfahrungen und der damit verbundenen, oft überwältigenden, Gefühle und Emotionen. Hinzu treten die tiefen Erinnerungsspuren, die Gewalt auslösen können, und das entgrenzende Potenzial der Phantasie (vgl. Trotha 1997: 25-35; Popitz 1992: 51f.). Moralische Erfahrungen und Gefühle, wie Empörung, Ehrfurcht oder Selbstaufgabe spielen hierbei ebenfalls eine wichtige Rolle (vgl. Joas 1997: 195-226).

Zu berücksichtigen ist drittens die kollektive Erfahrungsverarbeitung, d.h. heißt der Aspekt der *intersubjektiven Deutung und Interpretation* von Erfahrungen. Menschen machen individuelle Erfahrungen, interpretieren sie in intersubjektiven Prozessen und nehmen sie dabei als Aspekte des Selbst in sich auf. Gegen einseitige Zuspitzungen ist dabei festzuhalten, dass „Interpretation und Erfahrung (…) weder unabhängig voneinander noch aufeinander reduzierbar [sind].“ (Joas 1997: 225) Das heißt: Was erfahrene Gewalt und was Krieg bedeuten und wie sie bewertet werden, steht nicht von vornherein fest, sondern bedarf der gesellschaftlichen Auslegung durch Diskurse.

Vor solchen methodischen Überlegungen lässt sich ein Forschungsansatz entwerfen, der die Konstitutionsfunktionen von Kriegen in modernen Gesellschaften über die Analyse von Diskurs- und Machtkonstellationen empirisch zu erfassen sucht und dabei die Dimensionen der Erfahrung und der Handlung berücksichtigt. Einen solchen Ansatz habe ich in meinem Buch über den Krieg und die Gesellschaft entworfen (vgl. Spreen 2008). Er soll im Folgenden kurz skizziert werden.

4.2 Drei gesellschaftskonstitutive Kriegsdiskurse

Zumindest für moderne Nationalgesellschaften gilt, dass es im Krieg um die Verteidigung der kollektiven gesellschaftlichen Einheit gegen eine (tatsächliche oder behauptete) gewaltsame Bedrohung geht. Moderne Kriegsdiskurse sind strukturell defensiv und daher Diskurse, die über Begründung, Fortbestand oder Sicherheit einer politisch-gesellschaftlichen Einheit sprechen. Dabei sind diese Diskurse nicht einfach neutrale ‚Wissensarchive'; der Sinn, den sie formulieren, ist vielmehr semantisch aufgeladen und verknüpft existenzielle leibliche Erfahrungen und kollektive moralische Gefühle. Zum Beispiel sind Gewalterfahrungen, die im Kontext des Krieges gemacht werden, nicht in dem Sinne ‚individuelle' Erfahrungen, wie solche, die etwa auf Unfälle oder auf Verbrechen zurückgehen. Im Zusammenhang mit einem Krieg sind sie zugleich gesellschaftlich und politisch vermittelt: Eine Verwundung im Krieg betrifft den Einzelnen, steht aber zugleich für das soziale Ganze. In Kriegsdiskursen geht es daher um das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und dem sozialen Ganzen. Vom Einzelnen werden Opfer, Hingabe und Treue verlangt. Umgekehrt erscheinen Fortbestand des sozialen Ganzen und kollektiver Erfolg von der ‚Moral' des Einzelnen abhängig. Moderne Kriegsdiskurse können somit als *Modelle oder Muster verstanden werden, die das Verhältnis zwischen den Einzelnen, der Gesellschaft, ihrem Funktionsgefüge und dem Krieg bestimmen und bewerten*. Moderne Kriegsdiskurse interpretieren Erfahrungen und geben ihnen dadurch einen gesellschaftlich vermittelten Sinn. Dabei formulieren sie Erwartungen, Leitbilder, Rollenvorstellungen, politische Ideen, Werte usw. Sie sind somit strukturell gesellschaftskonstitutive Diskurse.[9]

Welche konstitutiven Funktionen moderne Kriegsdiskurse im Einzelnen erfüllen können, lässt sich am besten anhand empirischer Analysen zeigen. Dazu gehe ich kurz auf drei historische Diskurse ein, denen jeweils unterschiedliche (primäre) Konstitutionsfunktionen zugeordnet werden können.

9 Diskurse sind geregelte Aussagesysteme, die Sinnangebote machen bzw. Wissensfelder organisieren und somit Handlungen beeinflussen und Machtwirkungen erzielen (vgl. Bublitz 2003: 58f.). Daher sind sie in jeder gesellschaftlichen Anordnung funktionsrelevant. Auch Diskurse, die über ‚die Gesellschaft' sprechen, wirken auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und Bedingungen ein. Insbesondere bestimmen solche Gesellschaftsdiskurse, was Gesellschaft ist, wer dazu gehört, wie und warum zu handeln ist und wie Einheit und Differenz aufeinander zu beziehen sind. Zudem beeinflussen sie gesellschaftspolitisches Handeln und die Daseinsorientierung der Gesellschaftsmitglieder (vgl. Tenbruck 1984). Gesellschaftsdiskurse beeinflussen daher die Grenzen der sozialen Einheit ‚Gesellschaft', normieren, normalisieren, subjektivieren oder integrieren den differenzierten Funktionszusammenhang. Sie sind also ‚konstitutiv' für Gesellschaft und für soziales wie individuelles Handeln (vgl. Bublitz 2003). Gesellschaftsdiskurse stehen dabei nicht für sich allein, sondern bilden immer ein Ensemble und ein Wechselspiel verschiedener Aussagesysteme über Gesellschaft und ihren Zusammenhang (vgl. Spreen 1998).

Der *Diskurs sozialer Moral*, den die Politische Romantik zu Beginn des 19. Jahrhundert führt, ist der Prototyp für einen modernen kriegerisch-kollektiven Wertediskurs. Einerseits setzt die Politische Romantik vor dem Hintergrund sich abzeichnender funktionaler Ausdifferenzierung, Individualisierung und Erosion traditionaler Werte auf die ‚vermittelnde', das heißt gesellschaftliche Einheit und soziale Moral stiftende Rolle neuer Medien. Andererseits versucht sie, vor dem Hintergrund der napoleonischen Kriege, diese moralischen Kräfte für die Befreiung von der ‚Fremdherrschaft' zu mobilisieren. Es geht um die Mobilisierung kollektiver Identität, um die Aktivierung der Herzen und um nationale Begeisterung. Der Krieg wird auf Grund seiner existenziellen Qualität als ein Medium verstanden, das den gesellschaftlichen Zusammenhang verstärkt, wobei das neue emotionale Intensitätsniveau des ‚Volkskrieges' betont wird. Die Sozialtheorie der Politischen Romantik entfaltet dabei ein höchst komplexes Verhältnis zwischen einer normativen Gesellschaftsvorstellung, einem organisch-funktionalistischen Gesellschaftsmodell, Bildern idyllischer Friedensharmonie und einem kriegerischen Konstitutionsdiskurs. Die konstitutive Funktion dieses Kriegsdiskurses liegt dabei in der *Begründung gesellschaftlich-politischer Einheit*. Diese Funktion entspricht im Großen und Ganzen dem, was Joas mit Simmel als Wertkonstitution fasst (vgl. Spreen 2008: 117-159).

Dem *Diskurs totaler Mobilmachung*, der im Deutschland der Zwischenkriegszeit von erheblicher Bedeutung war, dient die Gesellschafts- und Kriegsvorstellung der Politischen Romantik als Folie der Kritik, der Neuorientierung und der Vorbereitung der Revanche. Der Romantik wird ein naives Verständnis des Krieges vorgeworfen, denn die begeisterte Masse gehe im Trommelfeuer der modernen Artillerie und der Maschinengewehre unter (s. o. Abschnitt 3.3). Die Thematisierung der Gewalt des modernen Krieges wird mit einer Gewaltapologie und einem sachlichen Heroismus verbunden, der das Ausharren auf dem Posten und das Erfüllen der zugedachten Funktion im Raum der technischen Schlacht ästhetisiert. Anknüpfend an die Modernisierung der Reichswehr werden die weitreichende Technisierung der Wehrkraft und die Professionalisierung der Menschenführung gefordert. Unterm Strich soll das ganze gesellschaftliche Gefüge auf die Kriegsführung ausgerichtet werden, indem interfunktionale Reibungsverluste im sozialen System durch den ‚totalen Staat' (vgl. Schmitt 1937), die ‚totale Mobilmachung' (vgl. Jünger 1930) und einen ‚Feldherrn Psychologos' als ‚Führer' (vgl. Hesse 1922) ausgeschaltet werden. Im Rahmen dieser militanten sozialen Semantik wird das Modell einer modernen Kriegsgesellschaft entworfen und politisch propagiert. Der hochtechnisierte und hochriskante totale Krieg wird als Grund und Legitimation benutzt, bürokratische Erstarrungen, soziale Mobilitätsschranken und überkommene soziale Formen und Handlungsmuster außer Kraft zu setzten sowie die Gesellschaft umfas-

send in optimierte, produktive und mobilisierende Bewegung zu versetzen. Im kriegsgesellschaftlichen Diskurs erscheint somit der Krieg als konstitutiv für eine gesteigerte Moderne. Insbesondere in Ernst Jüngers Überlegungen zur totalen Mobilmachung kommt dabei ein der Konstruktion, der Technik und dem Funktionalismus zugewandtes Modell gesellschaftlicher Produktivität zum Ausdruck, welches in vielem dem funktionalistischen Gesellschaftsbegriff Emile Durkheims ähnelt. Dieser Diskurs markiert eine kriegsgesellschaftliche Moderne. Gewalterfahrungen werden zu Argumenten für den Krieg transformiert, wobei allerdings ein kommender ‚Siegfrieden', im Unterschied zur nationalsozialistischen Vorstellung des ewigen Rassenkampfs, den Horizont des Diskurses bildet.[10] Die konstitutive Funktion dieses Kriegsdiskurses liegt hier in der *Steigerung der gesellschaftlichen Produktivität und der systemischen Funktionalität*. Damit verstärkt der Krieg die „organische Solidarität" (Durkheim 1977: insbes. 162-184), das heißt die Kohäsion der arbeitsteilig und funktional differenzierten ‚Organe' der modernen Gesellschaft zu einem sozialen Ganzen (vgl. Spreen 2008: 160-225).

Der *Diskurs globaler Sicherheit* zu Beginn des 21. Jahrhunderts bestimmt das Verhältnis zwischen dem Krieg und modernen, in der Tendenz wohlfahrtsstaatlich verfassten Zivilgesellschaften. ‚Sicherheit' meint dabei nicht ‚Frieden'. Vielmehr geht es in den Diskursen globaler Sicherheit um ein Risikomanagement, das mit einem bestimmten positiven Gewaltrisiko rechnet. Man weiß, dass Einflüsse der weltweiten Schattenökonomie, der Kriegsökonomien und des globalen Kleinkrieges aus den (westlichen) Zivilgesellschaften nicht herauszuhalten sind. Auf den ‚totalen' Einsatz aller gesellschaftlichen Kräfte zur Verteidigung gegen diese Bedrohungen wird jedoch gezielt verzichtet. Überall auf dem Globus geführte Sicherheitskriege begleiten lediglich die alltägliche Normalität in den Zivilgesellschaften und sollen sie eben ‚absichern'. Zugleich dienen sie der Sicherung der zivilen ‚Normalitätsbedingungen' globaler Kommunikation und sind somit als Instrument der politischen Steuerung der Weltgesellschaft zu begreifen. Insofern Krieg ein wesentlicher Aspekt dieses Sicherheitszustands ist, muss er als konstitutiv für nationale wie transnationale zivilgesellschaftliche Normalität gelten. Die konstitutive Funktion des Krieges liegt diesem Diskursmodell nach in der *Sicherung der Zivilgesellschaft*. Anders als in Kriegsgesellschaften werden weder das alltägliche Leben noch der normative gesellschaftliche Orientierungsrahmen auf Verteidigung, Notstand und Krieg eingestellt (vgl. ebd.: 226-294).

10 Was nicht heißt, dass dieser Diskurs nicht seinen Teil dazu beitrug, die nationalsozialistische Vorstellung eines völkischen Kollektivs, das sich im ‚Krieg der Rassen' zu bewähren habe, in der öffentlichen Meinung zu plausibilisieren.

Mittels eines diskurs- und erfahrungsorientierten Ansatzes lässt sich also nicht nur zeigen, *dass* von einer Konstitutionsfunktion des Krieges für moderne Gesellschaften gesprochen werden kann, sondern auch, *welche* konstitutiven Funktionen er im Einzelnen übernehmen kann. Deutlich wird die Wirkungsbreite konstitutiver Funktionen des Krieges, die sich sowohl auf kollektive Werte und systemische Funktionalität als auch auf Sicherheit und Zivilität erstrecken kann.

Die Ergebnisse zeigen weiterhin, dass die Konstitutionsfunktion des Krieges in modernen Gesellschaften nicht unmittelbar, sondern nur *im Medium von deutenden Verteidigungs- und Gesellschaftsdiskursen* zur Geltung kommt. Die Gewalt des Krieges muss in interpretierende und normativ-wertende Diskurse eingestellt sein, um gesellschaftliche Einheit zu begründen, die funktionalen Kräfte einer Gesellschaft zu steigern oder Zivilität zu sichern.[11] Das ist ein gewichtiges Argument gegen militante Konstitutionstheorien – wie zum Beispiel die politische Theorie von Carl Schmitt –, die die politisch-soziale Einheit unmittelbar in der Möglichkeit des Krieges verwurzelt sehen (vgl. Schmitt 1963; Spreen 2008: 114-116). Die Frage nach dem Verhältnis von Moderne und Krieg wird somit präzisiert.

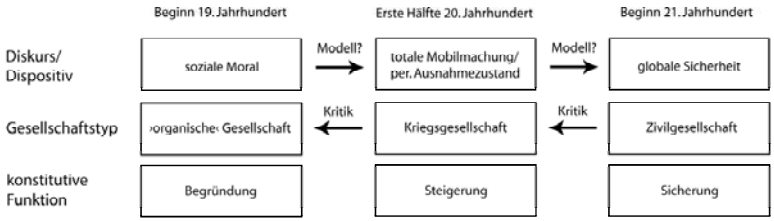
4.3 Offene Fragen, weitere Perspektiven

Aber welche Konsequenzen lassen sich aus diesen Ergebnissen und dieser Vorgehensweise ableiten? Welche weiterführenden Forschungsperspektiven eröffnet ein diskurs- und erfahrungsorientierter Ansatz? Zum Beispiel werden historische Vergleiche möglich: Anhand der referierten Ergebnisse lässt sich ein Bezug der Diskurse über die Zeit hinweg leicht illustrieren und damit auch ihr je spezifischer Erfahrungs- und Problembezug verdeutlichen. Abbildung 1 zeigt stark schematisiert das historische Beziehungsverhältnis der drei untersuchten gesellschaftskonstitutiven Kriegsdiskurse in Deutschland. Der Diskurs der totalen Mobilmachung und das Modell der Kriegsgesellschaft gehen dabei aus den

11 Generell gilt: Diskurse vergesellschaften Erfahrungen. Durch die Orientierung an der menschlichen Erfahrung setzt sich der hier verfolgte diskurstheoretische Ansatz von rein konstruktivistischen Theorien ab. Einerseits geht er davon aus, dass individuelle Erfahrungen nicht bruchlos in gesellschaftlich bereitgestellten Deutungsmodellen aufgehen und daher nicht im engen Sinne als ‚diskursiv konstruiert' begriffen werden können. Gerade Gewalterfahrungen in kriegerischen Kontexten enthalten die Möglichkeit, neue Deutungen und neuen Sinn zu provozieren und bestehende Deutungs- und Wertungsmuster in Frage zu stellen. Andererseits müssen Diskurse als soziale Sinnangebote verstanden werden, die menschliches Handeln regulieren, indem sie auf die Wahrscheinlichkeitsfelder individuellen und sozialen Handelns einwirken. Sie sind somit auch in einen Machtkontext eingebettet. (vgl. Spreen 2008: 54-75)

spezifischen Erfahrungen des Ersten Weltkrieges hervor. Dieser Diskurs setzt sich von seinem Vorgänger ab, der noch den Befreiungskriegen gegen Napoleon entstammt und sich für den modernen Krieg als ‚unpassend' erwiesen hat. Gegenwärtig bildet wiederum dieser Diskurs eine wichtige historische Folie in den öffentlichen Debatten um die globale und innere Sicherheitspolitik, aber aus der historisch-vergleichenden Perspektive erscheint es wenig wahrscheinlich, dass das Problemfeld der ‚totalen Mobilmachung' mit dem der ‚globalen Sicherheit' in wesentlichen Aspekten zur Deckung kommt.

Abbildung 1: Bezugsschema der Kriegsdiskurse (für Deutschland)



Quelle: Eigene Grafik

Vor dieser vergleichenden Perspektive lassen sich etwa die aktuellen Debatten um die präventive Sicherheitsordnung aufschlüsseln, woraus sich für eine Soziologie des Krieges die Aufforderung ergibt, genau zu untersuchen, wie globale Sicherheit und Diskursstrategien der „securitization" (Buzan et al. 1998: 21-45) funktionieren und welche gesellschaftspolitischen Risiken damit verbunden sind. Zwar beruhen die Diskursprozesse der Versicherheitlichung notorisch auf einem Vokabular der außerordentlichen Dringlichkeit (vgl. Buzan et al. 1998: 23-26; Werner 2008: 3), aber muss diese Semantik automatisch vor dem Horizont des ‚permanenten Ausnahmezustands' Carl Schmittscher Prägung gesehen werden? Richten sich die machtstrategischen und rechtlichen Verschiebungen der präventiven Sicherheitsordnung nicht gerade darauf „zu vermeiden, was üblicherweise zum ‚Kriegszustand' […] gehört: Notstandsgesetze, Kriegsrecht, Kriegswirtschaft und entsprechende Maßnahmen, in denen ein moderner Staat den Kriegszustand herstellt" (Trotha/Klute 2003: 510)? Auch aus einer diskursvergleichenden Perspektive erscheint die Herausstellung des ‚permanenten Ausnahmezustands' als zukünftiger politischer Ordnungsform westlicher Gesellschaften (vgl. Agamben 2003) wenig plausibel (vgl. Spreen 2008: 286-289). Das aber bedeutet zugleich, dass die rechtlichen, politischen und gesellschaftli-

chen Transformationen, die mit dem *security turn* einhergehen, detailliert untersucht und in ‚passenderen' Begriffen gefasst werden müssen.[12]

Hier wären also vertiefende Forschungen zum Verhältnis von Krieg, weltgesellschaftlichen Sicherheitsstrukturen, weltpolitischer Steuerung (*global governance*) und Zivilgesellschaften anzuschließen. Insbesondere gilt es, die konstitutive Funktion des Sicherheitskrieges für die Normalität der Zivilgesellschaften im 21. Jahrhundert herauszuarbeiten und die Komplexität des Verhältnisses von Krieg, Militär, Sicherheit, Demokratie, Zivilgesellschaft und ihrem normativen Horizont empirisch und begrifflich zu erfassen.

In diesem Kontext ergeben sich zudem ethische Problemstellungen, die um die Frage der Kontrolle und Legitimität kriegerischer Aktionsmacht kreisen und die man nicht aus den Augen verlieren darf. Zum Beispiel: Wie verhalten sich Menschenrechte und Friedensnorm zueinander? Was bedeutet es, wenn die Menschenrechte zu einem Legitimationsgrund für kriegerische Aktionsmacht werden, wenn also die „Verteidigung universalistischer Werte" (Joas 2000: 39) auf die Agenda gesetzt wird? Welche faktische Rolle spielt die normativ-moralische Dimension wiederum in der Ordnung globaler Sicherheit? Es liegt nahe, hier interdisziplinäre Anschlüsse zur Politischen Philosophie, zur Philosophie der Ethik und zur Politikwissenschaft zu suchen.

Und warum sollte die Herausarbeitung konstitutiver Funktionen des Krieges auf die drei beschriebenen Diskurse beschränkt werden? Die Untersuchung weiterer Kriegsdiskurse würde das gezeichnete Bild sicher komplexer und genauer machen: Welcher Diskurs strickt sich um die deutschen Einigungskriege zwischen 1864 und 1871? Welche Bedeutung haben die Kolonialkriege? Was ist mit dem Zeitalter des Kalten Krieges? Wie verhalten sich andere Gesellschaften, Ordnungen und Kulturen zum Krieg?[13]

12 Mark Duffield argumentiert in Anlehnung an Foucaults Konzept der Biopolitik, d.h. der politischen Steuerung kollektiver Lebensprozesse (vgl. Foucault 1986: 159-173), dass der Ausnahmezustand durch die liberale Entwicklungs- und Sicherheitspolitik in den ‚unterentwickelten' Räumen der Welt verortet wird: ‚Humanitäre Katastrophen', ‚*failed states*', ‚neue Kriege' oder ‚soziale Exklusion' – also Strukturen des fortgesetzten Notstands, in denen ökonomische Eigenständigkeit, mittelständischer Grundbesitz und lokale Gemeinschaftszusammenhänge bedroht erscheinen – rechtfertigen entwicklungspolitische Eingriffe durch die internationale Gemeinschaft, westliche Staaten, NGOs und so weiter. Dabei etabliert sich ein internationales Regime der „educative trusteeship" (Duffield 2007: 8) und der „contingent souvereignty" (ebd.: 27-29, 51-54). Dieses Regime „aims to change behaviour and social organization according to a curriculum decided elsewhere" (ebd.: 8). Die ‚Entwicklung' (des ‚Lebens') wird somit als ‚Stabilisierung' problematischer Zonen und als wichtiger Aspekt globaler Sicherheit verstanden (vgl. Duffield 2001: 15-17; Duffield 2007: 24-27, 46-51).

13 Bezüglich der ethnologischen Dimension der letzten Frage kann etwa an Trotha angeschlossen werden (vgl. Trotha 1999b; Trotha 2000).

Es geht einer konstitutionstheoretisch angelegten soziologischen Forschung darum, möglichst umfassend zu erfassen, wie der Krieg (nicht nur) mit modernen Gesellschaften zusammenhängt. Solches Wissen ist dem politischen Ziel möglichst weitgehender Gewalteindämmung offensichtlich dienlich, unterscheidet sich aber deutlich vom Profil der Friedens- und Kriegsursachenforschung (vgl. Joas 2000: 84; Spreen 2008, 9ff.; Warburg 2008: 339). Voraussetzung für eine solche Wissensproduktion ist, die bisherige soziologische ‚Kriegsverdrängung' hinter sich zu lassen und endlich dauerhaft eine Tür in dieses Forschungsfeld aufzustoßen.

Der Krieg ist kein soziales Randphänomen, denn das Verhältnis von Modernität und Krieg muss eindeutig als wechselseitig inklusiv bestimmt werden. Krieg und Gewalt sind weder ‚das Andere' der Moderne noch ihre notwendig ‚dunkle' Seite, die im Laufe fortschreitender Selbstaufklärung und –erleuchtung irgendwann verschwinden würde. Kann die Soziologie in Zukunft weiter darauf verzichten, dieses Feld systematisch zu beackern? Muss die Modernität des Krieges nicht vielmehr als zentrales Problemfeld der Soziologie begriffen werden?

In diesem Sinne zielt der hier skizzenhaft vorgestellte diskurs- und erfahrungsorientierte Ansatz auf eine Systematisierung empirischer Untersuchungen zur Konstitutionsfunktion des Krieges für moderne Gesellschaften. Dabei werden wesentliche Forderungen konstitutionstheoretisch geleiteter Forschungen zum Krieg aufgenommen – Handlungsorientierung und Machtdimension, Erfahrungsorientierung und Phänomenologie der Gewalt, Intersubjektivität und semantische Einbettung – und sowohl in historischen als auch gegenwartsbezogenen Analysen umgesetzt.

Literatur

Agamben, Giorgio (2003): Der Gewahrsam. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19.4.2003. 33.

Allmendinger, Jutta (Hrsg.) (2003): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. Opladen: Leske + Budrich.

Apelt, Maja (2006): Militärische Sozialisation. In: Gareis/Klein (2006): 26-39.

Bahrdt, Hans Paul (1987): Die Gesellschaft und ihre Soldaten. Zur Soziologie des Militärs. München: Beck.

Bachelard, Gaston (1993): Epistemologie. Frankfurt a.M.: Fischer.

Beck, Ulrich (2005): Europäisierung – Soziologie für das 21. Jahrhundert. In: APuZ 34-35. 3-11.

Biddle, Stephen (2004): Military Power. Explaining Victory and Defeat in Modern Battle. Princeton: Princeton University Press.
Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion. München: Fink.
Bublitz, Hannelore (2003): Diskurs. Bielefeld: transcript.
Bundesministerium für Verteidigung (Hrsg.) (1957): Schicksalsfragen der Gegenwart. Handbuch politisch-historischer Bildung. Erster Band. Tübingen: Niemeyer.
Buzan, Berry/Wæver, Ole/Wilde, Jaap de (1998): Security. A New Framework For Analysis. Boulder: Lynne Rienner Publishers.
Collmer, Sabine (Hrsg.) (2003): Krieg, Konflikt und Gesellschaft. Aktuelle interdisziplinäre Perspektiven. Hamburg: Kovač.
Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (1987): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt a.M.: Athenäum.
Duffield, Mark (2001): Global Governance and the New Wars. The Merging of Development and Security. London: Zed Books.
Duffield, Mark (2007): Development, Security and Unending War. Governing the World of Peoples. Cambridge: Polity Press.
Durkheim, Emile (1977): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Foucault, Michel (1986): Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Foucault, Michel (1987): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus/Rabinow (1987): 243-261.
Fuchs, Peter (2004): Das System „Terror“. Versuch über eine kommunikative Eskalation der Moderne. Bielefeld: transcript.
Gareis, Sven/ Klein, Paul (Hrsg.) (2006): Militär und Sozialwissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag.
Geis, Anna (2006): Den Krieg überdenken. Kriegsbegriffe und Kriegstheorien in der Kontroverse, in: Geis (2006): 9-43.
Geis, Anna (Hrsg.) (2006): Den Krieg überdenken. Kriegsbegriffe und Kriegstheorien in der Kontroverse. Baden-Baden: Nomos.
Heins, Volker/Warburg, Jens (2004): Kampf der Zivilisten. Militär und Gesellschaft im Wandel. Bielefeld: transcript.
Heitmeyer, Wilhelm (2004): Kontrollverluste. Zur Zukunft der Gewalt. In: Heitmeyer/ Soeffner (2004): 86-103.
Heitmeyer, Wilhelm/Hagan, John (Hrsg.) (2002): Internationales Handbuch der Gewaltforschung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
Heitmeyer, Wilhelm/Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) (2004): Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Hesse, Kurt (1922): Der Feldherr Psychologos. Ein Suchen nach dem Führer der deutschen Zukunft. Berlin: Mittler & Sohn.
Hetzer, Wolfgang (2008): Rechtsstaat oder Ausnahmezustand? Souveränität und Terror. Berlin: Duncker & Humblot.

Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina (Hrsg.) (2004): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn: Schöningh.
Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo (Hrsg.) (2003): Irritierte Ordnung. Die gesellschaftliche Verarbeitung von Terror. Konstanz: UVK.
Joas, Hans (1992): Die Kreativität des Handelns, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Joas, Hans (1997): Die Entstehung der Werte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Joas, Hans (1999): Die Soziologie und das Heilige. In: Merkur 53. 605/606. 990-998.
Joas, Hans (2000): Kriege und Werte. Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Weilerswist: Velbrück.
Joas, Hans/Knöbl, Wolfgang (2004): Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Joas, Hans/Knöbl, Wolfgang (2008): Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Jünger, Ernst (1930): Die totale Mobilmachung. In: Jünger (1930): 9-30.
Jünger, Ernst (Hrsg.) (1930): Krieg und Krieger. Berlin: Junker und Dünnhaupt.
Kant, Immanuel (1974): Kritik der reinen Vernunft, Werke, Bd. 4, hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Kater, Thomas (2003): Institution und Norm. Historisch-systematische Grundlagen der politischen Philosophie. Habilitationsschrift vorgelegt an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn. Paderborn.
Kaufmann, Stefan (2006): Land Warrior. In: Science, Technology & Innovation Studies 2 . 81-102.
Kernic, Franz (2003): Konflikte in der Weltgesellschaft. Fragen globaler Sicherheit im Lichte der Globalisierung und gesellschaftlicher Transformationsprozesse der Gegenwart. In: Collmer (2003): 19-40.
Knöbl, Wolfgang/Schmidt, Gunnar (2000): Warum brauchen wir eine Soziologie des Krieges? In: Knöbl/Schmidt (2000): 7-22.
Knöbl, Wolfgang/Schmidt, Gunnar (Hrsg.) (2000): Die Gegenwart des Krieges. Staatliche Gewalt in der Moderne. Frankfurt a.M.: Fischer.
Kümmel, Gerhard/Klein, Paul (2002): Gewalt im Militär. In: Heitmeyer/Hagan (2002): 215-234.
Luhmann, Niklas (2005): Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Wiesbaden: VS-Verlag. (5. Aufl.).
Luhmann, Niklas (1987): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Matuszek, Krzysztof C. (2007): Der Krieg als autopoietisches System. Die Kriege der Gegenwart und Niklas Luhmanns Systemtheorie. Wiesbaden: VS Verlag.
Mauss, Marcel (1990): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Münkler, Herfried (2002): Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion. Weilerswist: Velbrück.
Nassehi, Armin/Schroer, Markus (Hrsg.) (2003): Der Begriff des Politischen. Baden-Baden: Nomos.
Nassehi, Armin (2006): Der soziologische Diskurs der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Neckel, Sighard/Schwab-Trapp, Michael (Hrsg.) (1999): Ordnungen der Gewalt. Beiträge zu einer politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges. Opladen: Leske & Budrich.
Oestreich, Gerhard (1957): Soldatenbild, Heeresreform und Heeresgestaltung im Zeitalter des Absolutismus. In: Bundesministerium für Verteidigung (1957): 295-321.
Oestreich, Gerhard (1969): Strukturprobleme des europäischen Absolutismus. In: Oestreich (1969): 179-197.
Oestreich, Gerhard (1969): Geist und Gestalt des frühmodernen Staates. Ausgewählte Aufsätze. Berlin: Duncker & Humblot.
Popitz, Heinrich (1992): Phänomene der Macht. Tübingen: Mohr Siebeck. (2. Aufl.).
Popitz, Heinrich (2000): Wege der Kreativität. Tübingen: Mohr Siebeck. (2. Aufl.).
Ruf, Werner (Hrsg.) (2003): Politische Ökonomie der Gewalt. Staatszerfall und Privatisierung von Gewalt und Krieg. Opladen: Leske & Budrich.
Sack, Fritz (2007): Juristen im Feindrechtsstaat. In: Vorgänge 2. 5-26.
Schmitt, Carl (1937): Totaler Feind, totaler Krieg, totaler Staat. In: Schmitt (1994): 268-273.
Schmitt, Carl (1963): Der Begriff des Politischen. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien. Berlin: Duncker & Humblot.
Schmitt, Carl (1994): Positionen und Begriffe im Kampf mit Weimar – Genf – Versailles 1923-1939. Berlin: Duncker & Humblot. (3. Auflage)
Simmel, Georg (1917): Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze. München: Duncker & Humblot.
Soldan, George (1925): Der Mensch und die Schlacht der Zukunft. Oldenburg: Stalling.
Sorel, Georges (1928): Über die Gewalt. Innsbruck: Wagner.
Spittler, Gerd/Hahn, Hans Peter (Hrsg.) (1999): Afrika und die Globalisierung. Münster: Lit.
Spreen, Dierk (1998): Tausch, Technik, Krieg. Die Geburt der Gesellschaft im technisch-medialen Apriori. Berlin: Argument.
Spreen, Dierk (2003): Die Schönheit des Sozialen. Krieg, Medien und Gesellschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts, In: Allmendinger (2003): 749-765.
Spreen, Dierk (2008): Krieg und Gesellschaft. Zur Konstitutionsfunktion des Krieges für moderne Gesellschaften. Berlin: Duncker & Humblot.
Stichweh, Rudolf (2000): Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Tenbruck, Friedrich H. (1984): Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder die Abschaffung des Menschen. Wien/Köln: Styria.
Trotha, Trutz von (1994): Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des „Schutzgebietes Togo". Tübingen: Mohr Siebeck.
Trotha, Trutz von (1995): Gewalt, Staat und Basislegitimität. Notizen zum Problem der Macht in Afrika (und anderswo). In: Willer et al. (1995): 1-16.
Trotha, Trutz von (1997): Zur Soziologie der Gewalt. In: Trotha (1997): 9-56.
Trotha, Trutz von (Hrsg.) (1997): Soziologie der Gewalt. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Trotha, Trutz von (1999a): Formen des Krieges. Zur Typologie kriegerischer Aktionsmacht. In: Neckel/Schwab-Trapp (1999): 71-95.

Trotha, Trutz von (1999b): Zur Ethnologie des Krieges. In: Spittler/Hahn (1999): 405-413.
Trotha, Trutz von (2000): Die Zukunft liegt in Afrika. In: Leviathan 2. 253-279.
Trotha, Trutz von (2003a): Die präventive Sicherheitsordnung. In: Ruf (2003): 51-75.
Trotha, Trutz von (2003b): Gewalt, Parastaatlichkeit und konzentrische Ordnung. Beobachtungen und Überlegungen über (nicht nur) afrikanische Wege zu Beginn des 21. Jahrhunderts. In: Allmendinger (2003): 725-736.
Trotha, Trutz von (2003c): Kriege der Niederlagen. In: Hitzler/Reichertz (2003): 71-93
Trotha, Trutz von/Hanser, Peter (2002): Ordnungsformen der Gewalt. Reflexionen über die Grenzen von Recht und Staat an einem einsamen Ort in Papua-Neuguinea. Köln: Köppe.
Trotha, Trutz von/Klute, Georg (2003): Politik und Gewalt oder Beobachtungen und Anmerkungen über das „Kalaschsyndrom". In: Nassehi/Schroer (2003): 491-517.
Varhey, Jeffrey (2004): Augusterlebnis. In: Hirschfeld/Krumeich/Renz (2004): 357-360.
Warburg, Jens (2008): Das Militär und seine Subjekte. Zur Soziologie des Krieges. Bielefeld: transcript.
Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr Siebeck. (5. Aufl.).
Weber, Max (1988): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Mohr Siebeck. (7. Aufl.).
Werner, Andreas (2008): Securitization als Diskurs. Der Kontext Akteur/Publikum am Beispiel der Irakkriege 1991 & 2003. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag.
Willer, Heidi et al. (Hrsg.) (1995): Macht der Identität – Identität der Macht. Politische Prozesse und kultureller Wandel in Afrika. Beiträge zur Afrikaforschung, Bd. 5. Münster: Lit.

Krieg, Militär und Geschlechterverhältnisse

Cordula Dittmer

1 Einleitung

Am 25. Oktober 2006 titelt die Bild-Zeitung mit der Schlagzeile „Schockfotos von deutschen Soldaten“ (Bild 2006a: 1). Auf den Bildern sind Soldaten zu sehen, vermutlich Gebirgsjäger, wie sie mit einem Totenschädel hantieren, ihn auf die Spitze ihres Wagens legen, ihm ihren Penis zeigen und Oralsex andeuten. Wie sehr die Diskussion um diesen ‚Totenschädelskandal’ vergeschlechtlicht ist, zeigt sich, wenn man die Erklärungsversuche genauer ansieht, in denen auf Vorstellungen Bezug genommen wird, die traditionell mit Männlichkeit verknüpft sind: So erwähnt z.B. einer der Soldaten, der an den Fotos beteiligt war, dass es zwar keinen Zwang zur Teilhabe gegeben, er sich aber trotzdem unter Druck gefühlt habe:

> „Wenn man das nicht mitmacht, heißt es: ‚Du Weichei, was stellst du dich so an‘.“ (Bild 2006b)

Ein Militärpsychologe erklärt, dass es „ein Imponiergehabe“ (König 2006: 2) unter den Soldaten gebe, welches sich leicht in der Gruppe verselbständige.

Offen wurde die Bedeutung von Männlichkeit für das Verhalten der Soldaten von zwei ehemaligen Generälen thematisiert, die die Erhöhung des Frauenanteils in Einsätzen forderten, da Soldatinnen einen positiven Einfluss auf die Soldaten ausüben würden: „Soldatinnen wirken auch sehr beruhigend auf Soldaten. Und wenn sie in der Patrouille sind, könnte ich mir vorstellen, dass der positive Einfluss unserer Soldatinnen so etwas verhindern würde“, so General Kiesheyer (Weiland 2006). General Reinhardt wird mit den Worten zitiert:

> „Der Ton wird ziviler, der zwischenmenschliche Kontakt ist weniger ruppig.“ (ebd. 2006)

Dieser Vorfall verdeutlicht, wie unmittelbar sich Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit auf das Verhalten von Soldatinnen und Soldaten auswirken können.

Auch dass Soldaten anderer internationaler Armeen die deutschen Soldaten als „Feiglinge“ (Koelbl 2006: 34) bezeichnen, weil sie sich aus den Kampfeinsätzen im Süden Afghanistans heraushalten, verhandelt die vergeschlechtlichte Dimension des Soldatenberufs mit. Die bis heute gepflegten militärischen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit stehen nun zur Disposition: Konnte sich der deutsche Soldat auf Grund der Verbrechen der Wehrmacht während des Zweiten Weltkriegs ohne Probleme von einem kämpferischen Soldatenbild und damit von einer traditionell männlich konnotierten Figur distanzieren und die Friedfertigkeit seines Berufs betonen, wird diese Strategie in Auslandseinsätzen zunehmend zum Gegenstand von Auseinandersetzungen. Der Bundeswehrsoldat muss nicht nur seine Professionalität, sondern auch seine Männlichkeit unter Beweis stellen. Auch die Öffnung der militärischen Einheiten für Frauen – die Bundeswehr lässt seit 2001 Frauen in allen Bereichen zu – wirft die Frage nach legitimen militärischen Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen, also nach im Militär akzeptierten Geschlechterbildern auf.

Geschlechterbilder erzeugen soziale Differenzierungen und soziale Ungleichheit. Sie haben zentrale Bedeutung für die soziale Strukturierung und die Positionierung der Individuen in der Gesellschaft. Über die Vorstellung, wie ein richtiger Mann und eine richtige Frau zu sein hat, kann Normalität und Abweichung bestimmt bzw. verhandelt werden (vgl. West/Zimmermann 2002). Geschlecht ist keine biologisch festgelegte Konstante, es wird im Gegenteil in der sozialen Interaktion erst situativ und kontextbezogen hergestellt (vgl. Dittmer 2007a). Sowohl die geschlechtsspezifische Sozialisation als auch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung stellen zentrale Modi dieser Vergeschlechtlichungsprozesse, also der Zuweisung von geschlechtlich konnotierten Eigenschaften zu bestimmten sozialen Positionen oder Strukturen, dar. Gesellschaftsmitglieder können somit als dreifach vergesellschaftet angesehen werden: erstens in der Familie bzw. dem Haushalt, zweitens dem Arbeitsmarkt und drittens dem Nationalstaat bzw. den nationalstaatlichen Institutionen, zu denen auch das Militär gehört (vgl. Lenz 1995).

Im Folgenden wird die Bedeutung von Geschlecht[1] für das Militär als Organisation und für militärische Friedensmissionen in Nachkriegsgesellschaften erörtert. Im ersten Abschnitt wird skizziert, welche Vorstellungen von Geschlecht im Militär historisch existierten und wie sich diese in den letzten Jahren durch die zunehmende Öffnung für Frauen veränderten. Im zweiten Abschnitt wird die Bedeutung von Geschlecht im Rahmen von Kriegen und bewaffneten Konflikten verdeutlicht, dabei werden v.a. die militärischen Friedensmissionen

1 Das deutsche Wort ‚Geschlecht’ und das englische Wort ‚Gender’ werden im Folgenden synonym verwendet.

in Nachkriegsgesellschaften fokussiert. Im letzten Abschnitt wird sich noch einmal explizit deutscher Außen- und Sicherheitspolitik zugewandt. Im Fazit wird herausgearbeitet, welche Fragen zum Verhältnis Militär und Geschlecht noch offen sind.

2 Geschlechterverhältnisse im Militär

Die gesellschaftsprägende Verknüpfung von Männlichkeit und Militär entstand in Deutschland im 19. Jahrhundert. In früheren Phasen waren Frauen auf vielfältige Weise an Militär und Krieg beteiligt: als Tross- und Schanzweiber, Marketenderinnen, als Prostituierte oder auch als Kämpferinnen in Männerkleidern. Mit der Einführung der stehenden Heere, der Professionalisierung und Disziplinierung sowie dem Heiratsverbot für Soldaten zur Zeit der antinapoleonischen Kriege vollzog sich der Ausschluss von Frauen aus dem Militär. Zeitgleich konstituierte sich das Bild der wehrhaften deutschen Nation, das auf der klaren Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern beruhte, anthropologisch begründet wurde und die „Basis einer im Inneren stabilen und nach außen verteidigungsbereiten Staatsordnung“ (Hagemann 1996: 562) darstellte. Mit der erfolgreichen Einführung der Wehrpflicht 1913/14 wurde das Militär vollständig zu einer „Schule der Männlichkeit“ (Frevert 1997: 145). Das Militär war Symbol des nationalen Bewusstseins und stand für die „Schlagkraft und Männlichkeit einer Nation“ (Däniker 1999: 116). Es hierarchisierte durch diese stark vergeschlechtlichte Organisationsstruktur verschiedene Gesellschaftssysteme und einzelne Gesellschaftsmitglieder oder -gruppen (vgl. ebd.: 116).

Zentrales Definitionskriterium militärischer Männlichkeit war der Soldat als Kämpfer, der durch die Beherrschung und Anwendung von Gewalt und der soldatischen Tugenden wie Gehorsam, Opferbereitschaft, Mut und Disziplin bereit war, sein Leben für die Nation zu opfern. Die Soldaten lernten in der Armee fortan strenge Disziplin, Gehorsam, Mut, Hingebung sowie das Gefühl der Zusammengehörigkeit (vgl. Apelt/Dittmer 2007: 69). Militärischer Gehorsam galt als Zeichen von Willenskraft und Selbstbeherrschung. Dabei ging es sowohl um die Beherrschung des Geistes als auch des Körpers (vgl. Däniker 1999: 113). Militärische Männlichkeit wurde in weiten Teilen der Gesellschaft höher angesehen als zivile Männlichkeiten, wenngleich sie nie die einzige, die hegemoniale, Männlichkeit darstellte (vgl. Frevert 2001: 299). Weiblichkeit wurde im Gegenzug definiert durch besondere Liebes- und Friedfertigkeit, Sanftheit und Passivität, wobei die Liebe als weibliches Gegenbild zum Krieg galt. Der weibliche Auftrag war die Erziehung der Kinder und Erbringung persönlicher Opfer für das Vaterland, die Motivation ihrer Söhne und Männer für

den Kampf. Dem Kriegermut der Männer an der Front wurde der Opfermut der Frauen in der Heimat gegenübergestellt (vgl. Hagemann 1996: 583ff.). Weibliches Heldentum konnte nur gedacht werden, wenn die Frau sich ihre weibliche Ehre bewahrte und nach dem Krieg wieder in die Rolle als Gattin, Hausfrau und Mutter zurückkehrte oder den Heldentod starb (vgl. ebd.: 587).

Nachdem das Militär einmal die Funktion als zentraler, gesellschaftlich bedeutsamer, Männlichkeitsproduzent erlangt hatte, diente die Aktivierung von militarisierten Männlichkeitskonstruktionen im Laufe der Geschichte immer wieder der Mobilisierung weiter Teile der Bevölkerung für den Krieg. Bereits die antinapoleonischen Kriege Mitte des 18. Jahrhunderts gingen einher mit einer groß angelegten Kampagne zur „Ermannung" (ebd.: 576), da die Erfolge der Frauenbewegung während der Französischen Revolution als Bedrohung für die deutsche bürgerliche Männlichkeit angesehen wurden. Die Begeisterung für den Ersten Weltkrieg speiste sich auch aus der Hoffnung auf eine Bewährung der Männlichkeit in Heldentum und Kampf (vgl. Frevert 1990: 103ff.). Auf Grund der verheerenden militärischen Niederlage im Ersten Weltkrieg wurde das Militär in der Weimarer Republik allerdings in seiner Rolle als stabilisierender Rückzugsraum für militarisierte Männlichkeit in Frage gestellt. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs übernahmen diese Funktion vor allem die paramilitärischen Gruppen der Nationalsozialisten (vgl. ebd.: 110ff.).

In der Zeit des Nationalsozialismus und während des Zweiten Weltkriegs standen die Perfektionierung und Fokussierung von Technik im Vordergrund. Der Kämpfer als Leitfigur wurde vom Techniker abgelöst, ganz erloschen war die „Ausstrahlungskraft des soldatischen Männlichkeitskonstrukts" (Kühne 1999: 370) allerdings nie. Der Soldatenberuf erlitt im Nachkriegsdeutschland durch die Verbrechen der Wehrmacht und die Möglichkeit, den Wehrdienst zu verweigern, einen hohen Prestigeverlust. Der Soldat des Kalten Kriegs zeichnete sich durch das Motto: ‚Kämpfen können, um nicht kämpfen zu müssen' aus. Die Bedeutung des Kämpfers – und damit des sehr traditionellen Männlichkeitsbildes – für den Soldatenberuf sank. Andererseits wurden durch den weitgehenden Ausschluss von Frauen im Militär Geschlechterverhältnisse festgeschrieben, „die sich den sozialen, ökonomischen und kulturellen Dynamisierungstendenzen der Moderne konsequent widersetzten" (Frevert 2001: 352). Solange klare Grenzen zwischen den Geschlechtern gezogen werden konnten und die Zuordnungen eindeutig waren, waren Frauen auch als Teil des Militärs, als Sanitäterinnen oder Prostituierte, kein Problem für die militärischen Männlichkeitskonstruktionen. Sobald Frauen allerdings in die Position der kämpfenden Soldatin gelangen – wie dies in der Bundeswehr durch ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs seit 2001 möglich wurde – wird die soldatische Männlichkeitskonstruktion zum Gegenstand von Verhandlungen (vgl. Yuval-Davis 1999:

28ff.). Soldatinnen symbolisieren „a ghostly embodiment of a confrontation with that which is ‚normally' excluded that serves to rupture ‚normality' itself" (Pin-Fat/Stern 2005: 30). Diese männliche ‚Normalität' wird zum Einen durch den weiblichen Körper und seine hochgradig symbolische Aufladung gestört, zum Anderen durch den maskulinisierten Sicherheitsdiskurs, der Frauen zu Symbolen und Reproduzentinnen der Nation stilisiert. Der weibliche Körper verunsichert aus verschiedenen Gründen die relativ stabilen, wenn auch nicht unveränderlichen, militarisierten Männlichkeitskonstruktionen: Er wird erstens im Alltagswissen als dem männlichen Körper physisch unterlegen konstruiert. Dies hat vor allem im US-amerikanischen Diskurs zu einer breiten Debatte um die „Feminisierung" des Militärs geführt, deren Essenz die Annahme ist, dass die Kampfkraft des Militärs durch die geringere Leistungsfähigkeit von Frauen massiv gefährdet sei (Seifert 2003a: 24). Zweitens wird davon ausgegangen, dass der weibliche Körper nicht in den militärischen Körper passe, da es durch Menstruation und Schwangerschaft zu Hygieneproblemen und/oder dem Ausfall von Frauen komme, was wiederum die Einsatzfähigkeit der Streitkräfte massiv beeinträchtige (vgl. Haug 1991: 354). Weibliche Beschützerinnen haben in der westlichen Welt zudem keine Tradition, da der Staat als männlich gilt und daher auch von Männern zu verteidigen ist (vgl. Hacker 1995: 59). Seifert beschreibt die Position von Soldatinnen in westlichen Militärs folgend:

> „Frauen sind Marker für die Grenzen der Nation. Soldaten sind die Verteidiger dieser Grenzen. Die verletzte Soldatin steht im Fadenkreuz von zwei Symbolsystemen: Als verletzte Frau ist sie ‚Schutzobjekt' und symbolisiert Schwäche und Verletzbarkeit der Nation; als Soldat symbolisiert sie eine Beschützerfunktion und stellt eine symbolische Verlängerung des Staates dar." (Seifert 2005: 233)

Pin-Fat/Stern interpretieren die inszenierte Befreiung der Soldatin Jessica Lynch durch US-Soldaten während des Irak-Kriegs daher als für die Legitimation der Streitkräfte absolut notwendigen Akt:

> „The U.S. military fundamentally requires a rescued Jessica Lynch and the notion of femininity she represents in order to produce and sustain fighters who are willing to die for their country." (Pin-Fat/Stern 2005: 42)

Lynch stehe symbolisch für die Frauen, die von den männlichen Soldaten beschützt wurden und für die sich Männer opfern sollten. Für das Vaterland zu sterben repräsentiere den letzten Beweis der Männlichkeit des Staates sowie des Soldaten und muss daher Männern vorbehalten bleiben (vgl. ebd.: 44).

Alle westlichen Streitkräfte müssen demnach in ihrer Außendarstellung Strategien entwickeln, mit denen sie die Ambivalenz des Bildes der friedfertigen

Frau mit der Soldatin ausbalancieren können. Für den Golfkrieg Anfang der 1990er Jahre analysiert Enloe (1994: 99ff.), dass die US-Streitkräfte die hohe Präsenz an Soldatinnen in Kampfeinsätzen durch die Konstruktion der weiblichen Soldaten als professionalisierte Bürgerpatrioten legitimierten und damit den Soldatenberuf als Job definierten. So konnten die Soldatinnen diskursiv davon entlastet werden, moralisch verwerflich oder zu männlich zu handeln (vgl. ebd.: 99). Zugleich veränderte sich in der US-Armee auch das dominante Männlichkeitsbild: Z.B. äußerten hochrangige Soldaten öffentlich ihre Sorge um die Sicherheit der Truppe und kommunizierten offen männliche Verletzbarkeit (vgl. Niva 1998: 118).

Eine ähnliche mediale Strategie wie in den USA, um den normativen Konflikt zwischen Ärztin und Soldatin, zwischen Helfender und Kämpfender aufzulösen, weist Schießer (2002) auch für die Bundeswehr nach: Durch die Zuschreibung männlicher Attribute zum Einen und die Konstruktion der „neutralen Medizinerin" zum Anderen, erscheint die Soldatin als professionelles geschlechtsloses Wesen, das nicht im Konflikt mit weiblich attribuierten Normen stehen darf (ebd.: 58).

Studien, die sich mit Männlichkeitskonstruktionen im Militär zur Zeit des Kalten Kriegs und danach beschäftigen, liegen für Deutschland kaum vor. Seifert (1996) tangiert Männlichkeit nur implizit, wenn sie das Geschlechterverhältnis als Frage nach der Akzeptanz von Frauen in den Streitkräften operationalisiert (vgl. ebd.: 173ff.). Die Frage nach der Öffnung der Bundeswehr für Frauen wird von den von Seifert befragten Offizieren nicht als relevantes Problem angesehen, obwohl kurz zuvor die Offizierslaufbahn der Sanitätstruppe für Frauen geöffnet wurde. Als ein Grund gegen Frauen im Militär wurde vorgebracht, dass Frauen durch die Koppelung des Soldatenberufs an Männlichkeit ihre Weiblichkeit verlören. Die Abneigung gegenüber Frauen in den Streitkräften ist in Kampfeinheiten besonders hoch (vgl. ebd.: 180). Dies deutet Seifert dahingehend, dass die Männer ihre eigene Identität zu verlieren drohen, wenn Weiblichkeit nicht mehr als das konstitutiv andere von Männlichkeit konstruiert wird (vgl. ebd.: 197). Ein weiteres Argument gegen die Integration von Frauen war die Vorstellung der Frau als Schutzobjekt und der Gedanke, man müsse die Frauen davor bewahren, selbst Gewalt auszuüben und auf die Seite der Inhumanität zu treten (vgl. ebd.: 180ff.). Offiziere, die die Integration von Frauen vollends unterstützten, waren häufig der Meinung, dass diese gleich behandelt werden sollten, d.h., sie sollten sich an die Vorgaben halten, die bereits für Männer gelten. Von einem größeren Frauenanteil wurde sich ein besserer Umgangston, Auflockerung und Normalisierung der Verhältnisse untereinander erhofft (vgl. ebd.: 184ff.).

Im Jahr 2000 führte das Sozialwissenschaftliche Forschungsinstitut der Bundeswehr eine Befragung von männlichen Soldaten durch, in der die Einstellung männlicher Soldaten zur unmittelbar bevorstehenden Öffnung der Bundeswehr für Frauen quantitativ abgefragt wurde (vgl. Biehl/Kümmel 2000: 99ff.): Die Einstellungen gegenüber Frauen in der Bundeswehr waren sehr heterogen: So stand zwar die Mehrzahl einer Öffnung positiv gegenüber, aber es gab auch große Vorbehalte gerade unter den Soldaten des Heeres, bei Zeitsoldaten und Soldaten, die bereits Erfahrungen mit Frauen des Sanitätsdienstes hatten. Biehl/Kümmel begründen dies einerseits mit traditionellen Bildern vom Militär und von Genderverhältnissen, sehen aber andererseits den Hauptgrund in der Wahrnehmung der Frauen als Konkurrenz und Angst vor Bevorteilung der Frauen in Ausbildung, Karriere und/oder Auslandseinsätzen (vgl. ebd.: 99). Kümmel (2008) bestätigt in einer repräsentativen Befragung der Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr aus dem Jahr 2005 diese Ergebnisse in der Tendenz, kann jedoch eine leicht verbesserte Akzeptanz der Soldatinnen in den Streitkräften feststellen (vgl. ebd.: 103f.). Dennoch sprechen viele der männlichen Soldaten den weiblichen Soldaten eine geringere körperliche Leistungsfähigkeit zu und das Vertrauen in weibliche Vorgesetzte ist nach wie vor gering (vgl. ebd.: 7; Apelt/Dittmer 2007). Ein besonderes Problemfeld stellt sexuelle Belästigung dar, die aber innerhalb der Bundeswehr bisher kaum thematisiert wurde. Kümmel (2008: 75ff.) vermutet daher, dass die Dunkelziffer um einiges höher als die angezeigten Fälle liegt.

In der Bundeswehr kann der Integrationsprozess daher längst nicht als abgeschlossen bezeichnet werden. Vielmehr bestehen traditionelle Geschlechterbilder und Verhaltensweisen nach wie vor fort, wenn auch die Mehrzahl der Soldatinnen und Soldaten der Öffnung und Gleichstellungsbemühungen positiv gegenüber eingestellt sind. Im Rahmen der neuen Einsatzszenarien in multinationalen Friedensmissionen kommen diese, ohnehin schon komplexen, Geschlechterverhältnisse und -problematiken in Kontakt mit Geschlechterverhältnissen anderer Armeen oder Einsatzländern. Welche Bedeutung Geschlechterverhältnisse für die Entstehung und Bearbeitung von bewaffneten Konflikten und Kriegen haben und welche Problematiken sich daraus für militärische Einheiten ergeben, wird im folgenden Abschnitt erörtert.

3 Krieg und Geschlechterverhältnisse

Konkurrierende Identitätskonzepte, insbesondere die Frage nach ethnischen oder nationalistischen Identifikationen, dienen mittlerweile in vielen Konfliktanalysen als Erklärung für den Ausbruch von Kriegen und Konflikten (vgl. z.B.

Kaldor 1999). Identität ist jedoch nicht nur ethnisiert oder nationalistisch aufgeladen, sondern immer auch vergeschlechtlicht. Die Identifikation als Mann oder Frau, mit Männlichkeits- und Weiblichkeitsnormen, stellt einen wesentlichen Bestandteil der individuellen Versubjektivierungsarbeit, also der aktiven permanenten Produktion einer Identität, dar, wenn auch das Geschlecht nicht in jeder Gesellschaft die primäre Bezugskategorie darstellen muss. Die (vergeschlechtlichten) Identitäten sind prozesshaft, veränderlich und kontextabhängig zu denken (vgl. Keupp et al. 2006). Ebenso wie in Konflikten Ethnisierungsprozesse in Gang gesetzt werden, die die Zugehörigkeit zu einer Ethnie an den Zugang zu Ressourcen und Macht koppeln, kann auch die Genderidentität für die Mobilmachung der Bevölkerung instrumentalisiert werden, indem traditionelle Genderbilder, wie der Mann als Soldat und Kämpfer und die Frau als Sorgende und zu Beschützende, politisch aufgeladen werden (vgl. Harders 2004: 462). Nachkriegsgesellschaften sind demnach immer auch Orte der (Neu-)Aushandlung von Geschlechterverhältnissen und -identitäten. Genderaspekte spielen in allen Phasen des Konflikts, in Entstehung, Verlauf und der Bearbeitung eine zentrale Rolle (vgl. Dittmer 2007b; Seifert 2001). Frauen und Männer machen dabei jeweils geschlechtsspezifische Erfahrungen, die differenziert betrachtet werden müssen: Frauen und Mädchen leiden in Konflikten unter sexueller Gewalt, Vergewaltigung und Missbrauch. Für viele Frauen ist der Krieg nicht mit dem Abschluss eines offiziellen Friedensvertrags beendet. Sie sind verstärkt häuslicher Gewalt ausgesetzt. Sie bekommen weder die militärische noch eine soziale Anerkennung für ihr Engagement während des Konflikts und werden oft, vor allem wenn sie aktiv an Kämpfen beteiligt waren, aus der Gesellschaft ausgeschlossen (vgl. Farr 2002: 7). Kriege und Konflikte führen jedoch nicht nur zu einem Ausschluss von Frauen aus bestimmten Bereichen des öffentlichen Lebens, sondern sie eröffnen ihnen oft einen größeren Handlungsspielraum als vor dem Krieg (vgl. Kumar 2001). Die Zahl der von Frauen geführten Haushalte steigt in bewaffneten Konflikten massiv an, sie bekommen die Möglichkeit, auch am Arbeitsmarkt verstärkt zu partizipieren und ihre öffentliche Position, z.B. als politische Aktivisten oder als Parlamentsabgeordnete, zu stärken (vgl. ebd.). Sie nehmen zudem aktiv am Kriegsgeschehen teil: Sie sind Kämpferinnen, wie z.B. in Ruanda, Namibia, Nicaragua oder El Salvador, Unterstützerinnen, indem sie die Kämpfer mit Informationen, Essen, Kleidung und Unterkunft versorgen, oder Reproduzentinnen von Kämpfern (vgl. Turshen/Twagiramariya 1998).

Auch Männer profitieren nicht immer von Konflikten: Für sie sind die Möglichkeiten, für sich selbst aushandeln zu können, inwieweit sie sich mit einer militarisierten Männlichkeit identifizieren wollen oder können, stark eingeschränkt. Ihnen steht in eskalierenden Konfliktsituationen in vielen Fällen nur

jene Identität zur Verfügung, die Gewalt als legitimes politisches Mittel ansieht. Alle Männer werden damit diskursiv als potenzielle Gewaltverbrecher konstruiert. Sie sind zudem quantitativ die ersten Verlierer von Konflikten, da sie aufgrund ihres Geschlechts als erstes getötet, verschleppt und gefoltert werden. Verweigern sie sich der angebotenen Identitätsposition der militarisierten Männlichkeit, setzen sie sich dem Risiko aus, sich lächerlich zu machen oder gefangen genommen zu werden. Männer sind zudem in größerem Maße sexueller Gewalt ausgesetzt, als dies bisher angenommen und kommuniziert wurde, wie die Folterskandale in irakischen Gefängnissen besonders eindrücklich gezeigt haben (vgl. Carpenter 2006; Zarkov 2002).

Ebenso wie Geschlecht vor und während bewaffneten Konflikten bedeutsam ist und politisch instrumentalisiert werden kann, spielt es auch in Postkonfliktgesellschaften, die sich in einer hochgradig vulnerablen Situation befinden, eine zentrale Rolle. Denn in der Nachkriegszeit handeln die lokalen und internationalen Akteure ihre Identitäten und Machtverhältnisse neu aus.

> „The post-conflict environment, like conflict, is vividly about male power systems, struggles and identity formation." (Handrahan 2004: 433)

Diese geschlechtsspezifischen Erfahrungen müssen, so setzt sich zunehmend die Erkenntnis durch, in Maßnahmen der Friedenskonsolidierung integriert werden, wenn diese erfolgreich sein wollen.

Internationale Organisationen initiieren dabei nicht nur mehr oder weniger gendersensible Projekte zur Konfliktbearbeitung, sie repräsentieren auch selbst eine bestimmte Geschlechterordnung, die uU. für die lokale Geschlechterordnung dominant werden kann. Besonders der Einsatz von Streitkräften in der Friedenskonsolidierung wird von Seiten feministischer und gendersensibler Forschung und Politik höchst kritisch betrachtet, da Streitkräfte eine militarisierte Männlichkeit verkörpern, die der Schaffung von Frieden kontraproduktiv entgegenstehen kann (vgl. Enloe 2002: 22). Öffentlich bekannt gewordene Fälle von sexuellem Missbrauch der lokalen Bevölkerung in Kambodscha (vgl. Whitworth 2004: 70), Bosnien-Herzegowina, dem Kosovo (vgl. Mazurana 2005: 34ff.) oder dem Kongo (vgl. Al-Hussein 2005: 7ff.) sowie die Beteiligung von internationalem Peacekeeping-Personal an Prostitution und Frauenhandel (vgl. Martin 2005) fokussieren noch einmal verschärft die Bedeutung, die der Gendersensibilität in der Konfliktbearbeitung eingeräumt werden muss.

In multinationalen Peacekeeping-Einsätzen und der militärischen Konfliktbearbeitung setzt sich daher zunehmend die Erkenntnis durch, dass die Integration einer Genderperspektive, meist durch die Forderung nach einem höheren Frauenanteil operationalisiert, eine zentrale Rolle für die erfolgreiche Durchfüh-

rung von Friedensmissionen spielt (vgl. United Nations General Assembly 2004). Als Vorteile des Einsatzes von Frauen in der militärischen Konfliktbearbeitung werden genannt:

1. Frauen in wichtigen Positionen vermittelten ein positives Zeichen in Bezug auf Gleichberechtigung und Demokratie (vgl. Hudson 2000: 20f.; Seifert 2003b: 53; Ospina 2006: 10).
2. Die Anwesenheit von Frauen der gleichen Kultur thematisiere sexuelles Fehlverhalten von männlichen Soldaten und verringere damit das Risiko sexueller Übergriffe auf die Zivilbevölkerung (vgl. Hudson 2000: 20f.; Department of Peacekeeping Operations 2004: 64).
3. Frauen würden als empathischer gesehen und seien daher eher für Vermittlungspositionen geeignet (vgl. DeGroot 2002; Hudson 2000: 20f.).
4. Frauen hätten einen besseren Zugang zu Frauen in der lokalen Bevölkerung (vgl. Hudson 2000: 20f.).

Das Department of Peacekeeping-Operations hat ein sog. „Gender-Resource Package" für die Umsetzung und Integration einer Genderperspektive in die Ausbildung militärischen und zivilen Personals in Friedensmissionen entwickelt (Department of Peacekeeping Operations 2004). Erste Evaluationen von Versuchen, während einer Friedensmission in militärischen Einheiten für Geschlechteraspekte zu sensibilisieren, zeigen jedoch gemischte Erfolge (vgl. Mackay 2005: 268ff.): So stellen die großen Unterschiede in Qualität, Ausstattung, Vorbereitung und Erziehung zwischen den Berufsarmeen und den Freiwilligenarmeen, zwischen vermögenden und weniger vermögenden Nationen ein großes Problem dar. Die Soldatinnen und Soldaten der unterschiedlichen nationalen Streitkräfte besitzen zudem ein sehr unterschiedliches Vorwissen über Geschlechterverhältnisse. Falls Wissen vorhanden ist, beschränkt sich dieses auf das Problem der sexuellen Belästigung und der generellen Wahrnehmung von Frauen als Opfer und ist zumeist auf die nationale Streitkraft beschränkt. Dass Genderaspekte auch im Kontakt mit der Zivilbevölkerung eine zentrale Rolle spielen, wird nicht realisiert. Problematisch ist auch, dass die Sensibilisierung für Gender anderer Unterrichtsformen bedarf, als dies für militärische, meist sehr formale Ausbildungen vorgesehen ist (vgl. ebd.: 272f.; Martin 2005: 12). Schulungen allein sind zudem wenig sinnvoll, wenn die Schulungsprogramme nicht an die Geschlechterkulturen der nationalen Truppensteller und die jeweiligen Geschlechterkulturen der Einsatzländer zurückgebunden werden. Hier wird immer wieder die Zusammenarbeit mit Frauenorganisationen, sowohl im Heimatland als auch im Einsatz, eingefordert (vgl. Mackay 2005: 19).

Eine weitere Konfliktlinie ergibt sich aus dem Widerspruch zwischen militärischen Selbstdefinitionen als Gewaltorganisationen und dem Anspruch, zu-

gleich beschützender ‚Peacekeeper' zu sein. Die Soldatinnen und Soldaten sollen sich einerseits sensibel für kulturelle Gegebenheiten zeigen und Frauen und Mädchen in Nachkriegsgesellschaften als besonders vulnerabel anerkennen, beschützen und zugleich bestärken, andererseits werden sie in einer Organisation sozialisiert, deren Identität auf der Ausgrenzung von Weiblichkeit und des ‚Anderen' beruht (vgl. ebd.; Dittmer 2007a).

Geschlecht ist jedoch nicht die alleinige Variable der Produktion von Ungleichheiten in Friedensmissionen, auch Ethnizität spielt eine nicht unwesentliche Rolle. Den Zusammenhang von Genderkonstruktionen und Rassismus, bzw. Herstellung von Ethnizität in militärischen Einheiten untersucht Razack (2005) anhand des kanadischen Peacekeeping-Einsatzes in Somalia.[2] Sie erklärt die Misshandlungen der somalischen Bevölkerung durch die Soldaten damit, dass die Männer sich ihrer Männlichkeit und ethnischen Überlegenheit vergewisserten, indem sie Gewalt über die Zivilbevölkerung ausübten und es zugleich als ihre patriotische Pflicht definierten, auf diese Weise die lokale Bevölkerung zu disziplinieren und zu zivilisieren. Weiße militärische Männlichkeit wurde damit als hegemoniales Männlichkeitsideal gesetzt, andere Männlichkeiten als minderwertig angesehen und entsprechend behandelt.

In den bisherigen Ausführungen wurde deutlich, welchen fundamentalen Erklärungswert die Integration einer differenzierten Genderperspektive für die Analyse von Militär in internationalen Friedensmissionen im Rahmen von Konfliktbearbeitungsprozessen haben kann. Diese Bedeutung wurde auch von den wichtigsten internationalen Akteuren, UN, NATO und EU, erkannt. Sie haben eine Vielzahl an Initiativen, Resolutionen, Handreichungen und Schulungen entwickelt, die der Geschlechterperspektive auch in militärischem Handeln einen prominenten Platz einräumen sollen (vgl. Dittmer 2008). Allerdings ist die Tendenz zu beobachten, dass viele dieser Institutionen Geschlecht letztlich mit ‚Frauen' gleichsetzen und z.T. traditionelle Geschlechterdualismen reproduzieren.

Im Jahr 2006 wurde eine Fallstudie zur Integration von ‚Gender Mainstreaming' in die EU-Mission in Bosnien-Herzegowina vorgelegt, die die Problematik von Seiten des Militärs verdeutlicht (vgl. Batt/Valenius 2006). Sie kommt zu dem Ergebnis, dass von einem systematischen ‚Gender Mainstrea-

2 Der UN-Einsatz in Somalia gilt neben der Friedensmission in Ruanda als größtes Debakel internationaler Friedensmissionen. Im März 1993 töteten Soldaten eines kanadischen Airborne Regiments zwei somalische Männer und folterten einen somalischen Jugendlichen, der anschließend seinen Verletzungen erlag. Diese Folterungen wurden dokumentiert, die Beweise galten als Trophäen. Sanktioniert wurden diese Handlungen von der militärischen Führung allerdings erst, als weitere Videos auftauchten, die Misshandlungen von kanadischen Soldaten in Initiationsriten zeigten (Whitworth, 2004).

ming' bisher nicht die Rede sein kann. In Bosnien gab es keinerlei Frauen in jenen Missionsteams, die für den Kontakt mit der Zivilbevölkerung zuständig waren. Männliche Militärs begründeten dies damit, dass es in den dafür zur Verfügung stehenden Gebäuden keine getrennten Schlaf- und Waschgelegenheiten gäbe. Sie glaubten zudem, Soldatinnen würden in muslimischen Gesellschaften nicht anerkannt und müssten sich daher im Kontakt mit der Zivilbevölkerung zurückhalten. Nach Auffassung der Forscherinnen ist das jedoch ein Irrtum. In vielen muslimischen Gesellschaften zähle das Tragen einer Uniform mehr als das Geschlecht und daher gäbe es in vielen Armeen dieser Länder Soldatinnen. Das Personal der Friedensmission, so die Studie weiter, stehe zwar im Prinzip einem höheren Frauenanteil positiv gegenüber, lehne aber eine Frauenquote deutlich ab. Viele Missionsbeteiligten äußerten Vorurteile und traditionalistische Annahmen. So befürchteten sie, Frauen hätten nicht genug Körperkraft für Aufgaben im Bereich der ‚Aufstandskontrolle' und könnten den Zusammenhalt der Truppe gefährden. Die Forscherinnen kommen zu dem Schluss, dass auch andere Gründe der Steigerung des Frauenanteils in den Streitkräften entgegenstünden: die Problematik der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, traditionell männliche Organisationskulturen oder sexuelle Belästigung von Soldatinnen. ‚Gender Mainstreaming' sei den wenigsten Akteuren ein Begriff, eine Geschlechterperspektive daher kaum systematisch integriert.

4 Genderaspekte in der deutschen Außen- und Sicherheitspolitik

Die Integration einer Genderperspektive ist, wie in den kurzen und notwendigerweise unvollständigen Abrissen über Entstehung, Verlauf und Bearbeitung von Konflikten gezeigt wurde, zur erfolgreichen Friedenskonsolidierung unabdingbar. Obwohl sich die empirischen Studien und Erkenntnisse bezüglich der Auswirkungen von zivilen und militärischen Friedensmissionen auf die lokalen Gender-Ordnungen bisher noch in Grenzen halten, ist zu vermuten, dass die langfristigen ökonomischen, sozialen und (gender-) politischen Auswirkungen auf die Zivilbevölkerung, neben der möglichen Konsolidierung des Friedens, diese Gesellschaften noch einmal nachhaltig prägen werden. Ob diese Veränderungen immer dem Wohl des mühsam erreichten Friedens dienen, mag bezweifelt werden. Wie aber positioniert sich die deutsche Politik, die eine immer stärkere Rolle in der internationalen Gemeinschaft einzunehmen anstrebt, in dieser Frage und welche Auswirkungen haben die vielen internationalen Initiativen auf die Integration einer Genderperspektive in die Bundeswehr?

Das Thema Gender in der Konfliktbearbeitung spielte weder im zivilen noch im militärischen Bereich, weder in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, noch in der politischen Praxis eine besondere Rolle (vgl. zusammenfassend Frauensicherheitsrat 2004).

Im Juni 2004 veröffentlichte die Bundesregierung einen Zwischenbericht zur Umsetzung der UN-Resolution 1325 in Deutschland (Bundesregierung 2004). Neben Maßnahmen, die im Bereich der zivilen Konfliktbearbeitung durchgeführt wurden, finden drei Maßnahmen der Bundeswehr explizit Erwähnung: Erstens wird auf das Konzept des „Partnerschaftlichen Handelns", ein allgemeines Trainingsprogramm zur Sensibilisierung im Sinne des „managing diversity", hingewiesen (ebd.: 3). Zweitens wird unter dem Punkt „HIV-Training und Training zu Schutz und Bedürfnissen von Frauen" die Führungshilfe „Entscheiden und Verantworten" des Zentrums Innere Führung (in der jedoch nicht auf Gender Bezug genommen wird) genannt (ebd.: 14). Drittens wird die Information erwähnt, dass für die Bundeswehr „aktuell 35.000 Exemplare der Broschüre ‚Safer Sex ... sicher!' bei der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zur Verteilung bei der Bundeswehr bestellt" worden seien (ebd.: 15). Mittlerweile hat die Bundesregierung einen weiteren Bericht zur Umsetzung von 1325 für die Jahre 2004-2007 veröffentlicht (Bundesregierung 2007). Dieser ist sehr viel differenzierter und lässt Ansätze einer systematischen Umsetzung einer Genderperspektive erkennen. Neben den bereits erwähnten Maßnahmen in der Bundeswehr werden das Gleichstellungsgesetz für Soldatinnen und Soldaten[3] (vgl. ebd.: 12ff.), das Engagement der Bundeswehr für gleichstellungspolitische Fragen im Rahmen der NATO (vgl. ebd.: 16) und die Ausbildung der Soldatinnen und Soldaten in Fragen von Menschenhandel, dem „Schutzbedürfnis der Frauen im Allgemeinen" (ebd.: 30) sowie sexueller Ausbeutung von Kindern und Frauen thematisiert (vgl. ebd.: 30). Dennoch sind innerhalb der Bundeswehr die internationalen Initiativen bisher kaum bekannt und auch das seit Anfang 2005 in der Bundeswehr geltende Gleichstellungsgesetz hat de facto keine Auswirkungen auf die Auslandseinsätze (vgl. Dittmer/Mangold 2007). Gendersensible Ausbildungen finden kaum statt, bzw. basieren auf stereotypisierendem Ausbildungsmaterial. Zudem kursieren inner-

3 Das „Soldatinnen- und Soldatengleichstellungsdurchsetzungsgesetz" ist nach einem zähen Verhandlungsprozess und massivem Druck der politischen Führung als Reaktion auf den selbst gewollten Ausschluss der Bundeswehr aus dem zivilen Bundesgleichstellungsgesetz verabschiedet worden. Es beinhaltet eine Quotenregelung (50% im Sanitätsdienst, 15% in den sonstigen Truppenteilen), die Möglichkeit zu Teilzeitarbeit (wenn auch mit vielen Ausnahmen) und Maßnahmen zur besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie (vgl. Dittmer/Mangold 2007). Tiefgreifende strukturelle Veränderungen sind von dem Gesetz jedoch kaum zu erwarten, da es sowohl am Willen der Akteure als auch der politischen Führung fehlt, die Gleichstellung in den Streitkräften voranzutreiben. So sollte der Auslandseinsatz zunächst auch vollständig von dem Gesetz ausgenommen bleiben.

halb der Streitkräfte z.T. sehr traditionalistische Geschlechterbilder, die im Einsatz noch einmal besonders reaktiviert werden und den Geschlechterdualismus, des kämpfenden Mannes, der die friedfertige Frau zu beschützen hat, reproduzieren (vgl. Dittmer/Apelt 2008). Als besonders problematisch stellt sich die Frage nach der Umsetzung einer Geschlechterperspektive im Militär auch deshalb dar, weil die Gruppe derjenigen, die Druck auf das Militär ausüben könnten, klein ist und feministische Lobbyarbeit nicht stattfindet.

5 Fazit – Offene Forschungsfragen

Wenn man sich mit dem Militär in internationalen Friedensmissionen in Nachkriegsgesellschaften beschäftigen will, so kommt man um die Beachtung einer Geschlechterperspektive nicht herum. Dies gilt sowohl für die Analyse als auch die Bearbeitung und Prävention von bewaffneten Konflikten und Kriegen und erfordert für das internationale Friedenssicherungspersonal entsprechendes Wissen und Ausbildungen. Obwohl die Relevanz von Geschlecht für das Militär in kriegerischen Auseinandersetzungen zunehmend erkannt wird, liegen dennoch eine Reihe an Defiziten in Theorie und Praxis vor:

- Trotz der verschiedenen internationalen Vorschriften und Resolutionen wird die Genderperspektive in der Praxis der Konfliktbearbeitung nur ungenügend beachtet. Das ist insofern bedeutsam, als internationale Organisationen und militärische Einheiten, im Besonderen in vulnerablen Nachkriegsgesellschaften, besondere Deutungsmacht haben und ihre eigenen traditionellen Genderstrukturen und -kulturen als Subjektpositionen anbieten (vgl. Cockburn/Hubic 2002: 103).
- Durch die Retraditionalisierung von Genderordnungen in militärischen Einheiten im Einsatz und den dadurch forcierten weiblichen Opferdiskurs besteht die Gefahr, patriarchale Systeme in den Nachkriegsgesellschaften zu etablieren (vgl. Rogova 2007).

  > Gender „guarantees the structural as well as the symbolic domination of the West; on the other, it is a legitimizing vehicle for local patriarchies to seek political power.“ (Krasniqi 2007: 2)

  Inwieweit die Genderordnung internationaler Organisationen im Rahmen von Konfliktbearbeitungsprozessen die lokalen Genderordnungen beeinflusst und welche der Institutionen die relevante ist, ist allerdings bisher

weitgehend unerforscht und bedarf daher weiterer umfangreicher Forschungsbemühungen.

- Im Rahmen militärischer Ausbildung wird den sozialen und kulturellen Aspekten des Einsatzlandes nur wenig Zeit eingeräumt Diese sind vor allem den oberen Dienstgraden vorbehalten und reproduzieren zum Teil traditionelle Geschlechterstereotypen, die mit der komplexen Wirklichkeit bestehender Genderverhältnisse nur wenig zu tun haben. Ob und wie diese ausgebildeten Vorgesetzten die erlernten Inhalte an die Truppe weitergeben, ist unklar. Auch hier bedarf es weiterer ausführlicher Studien, wie interkulturelle Kompetenz und der Umgang mit der lokalen Bevölkerung, vor allem bezogen auf Genderaspekte, in den Streitkräften umgesetzt werden.

Forschungsdefizite liegen des Weiteren in der Analyse verschiedener Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstruktionen innerhalb der unterschiedlichen Teilstreitkräfte, militärischen Organisationsbereiche sowie Hierarchieebenen. Auch wenn sich die Bundeswehr gegenüber gendersensiblen sozialwissenschaftlichen Studien in den letzten Jahren nur noch wenig offen gezeigt hat, lässt sich doch hoffen, dass sie diese Politik ändert, um möglichen Negativentwicklungen, sowohl für die Soldatinnen als auch die Soldaten, entgegenzuwirken.

Schließlich ist noch einmal auf den Umgang mit Soldatinnen einzugehen: Ob diese wirklich besser für bestimmte Aufgaben im Einsatz eingesetzt werden können als Männer, wie sich dies die politischen und militärischen Entscheidungsträger erhoffen, kann bezweifelt werden. Nicht erst die Folterungen im irakischen Gefängnis Abu Ghraib durch männliche und weibliche US-Soldaten haben gezeigt, dass auch Frauen zu extremen Gräueltaten fähig sind. Ob Soldatinnen daher wirklich einen Vorfall wie den ‚Totenschädelskandal' verhindert hätten, ist fraglich. Auf der anderen Seite lässt sich die Darstellung der ‚friedfertigen Soldatin' auch für militärische Zwecke instrumentalisieren. Dabei mag der Einsatz von Soldatinnen für die betroffene Bevölkerung vielleicht weniger martialisch erscheinen, er bleibt dennoch eine externe Intervention mit zumeist unklaren politischen Zielen.

Literatur

Addis, Elisabetha/Russo, Valeria/Sebesta, Lorenza (Hrsg.) (1994): Women Soldiers. Images and Realities. New York: St. Martins Press.

Al-Hussein, Prinz Zeid Ra`ad Zeid (2005): A Comprehensive Strategy to Eliminate Future Sexual Exploitation and Abuse in United Nations Peacekeeping Operations.

In: http://www.reliefweb.int/rw/lib.nsf/db900SID/LKAU-6B6G4D?OpenDocument (25. März 2008).
Apelt, Maja/Dittmer, Cordula (2007): „Under pressure“ - Militärische Männlichkeiten im Zeichen neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse. In: Bereswill et al. (2007): 68-83.
Apelt, Maja/Dittmer, Cordula/Mangold, Anne (2005): Die Bundeswehr auf dem Weg zur Gleichstellung der Geschlechter? In: Ahrens et al. (2005): 108-133.
Ahrens, Jens-Rainer/Apelt, Maja/Bender, Christiane (Hrsg.) (2005): Frauen im Militär. Erste empirische Befunde zur Integration von Frauen in die Streitkräfte. Wiesbaden: VS-Verlag.
Batt, Judy/Valenius, Johanna (2006): Gender Mainstreaming: Implementing UNSCR 1325 in ESDP Missions. Paris: EU Institute for Security Studies.
Becker, Ruth/Kortendieck, Beate (Hrsg.) (2004): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS-Verlag.
Becker-Schmidt R. /Knapp, Gudrun-Axelie (1995): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand in den Sozialwissenschaften. Frankfurt: Campus-Verlag.
Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.) (2007): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot.
Biehl, Heiko/Kümmel, Gerhard (2000): Warum nicht? - Die ambivalente Sicht männlicher Soldaten auf die weitere Öffnung der Bundeswehr für Frauen. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
Bild (2006a): Schockfotos von deutschen Soldaten. In: Bild-Zeitung. 25. 1.
Bild (2006b): Ich wäre besser nicht mit dabei gewesen. In: http:/d /www.bild.de /BTO/news/aktuell/2006/10/27/afghanistan-soldat-bericht-0/afghanistan-soldat-bericht.html (27.10.2006).
Bundesregierung (2007): Bericht der Bundesregierung über Maßnahmen zur Umsetzung der Sicherheitsratsresolution 1325 („Frauen, Frieden und Sicherheit“). In: http://www.auswaertiges-amt.de/diplo/de/Aussenpolitik/InternatOrgane/Vereinte Nationen/download/Res1325-Umsetzungsbericht-2007.pdf (10.04.2008).
Bundesregierung (2004): Umsetzung der Sicherheitsrats-Resolution 1325 (2000). Informationen der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Bundesregierung.
Calließ, Jörg (2003): Das andere Geschlecht in den Streitkräften. Rehburg-Loccum. Loccumer Protokolle.
Carreiras, Helena/Kümmel, Gerhard (2008): Women in the Military and in Armed Conflict. Wiesbaden: VS-Verlag.
Carpenter, R. Charli, (2006): Innocent Women and Children. Gender, Norms and the Protection of Civilians. Hampshire and Burlington: Ashgate.
Cockburn, Cynthia/Zarkov, Dubravka (Hrsg.) (2002): The Postwar Moment. Militaries, Masculinities and International Peacekeeping. Bosnia and the Netherlands. London: Lawrence & Wishart.
Cockburn, Cynthia/Hubic, Meliha (2002): Women`s Organization in the Rebuilding of Postwar Bosnia-Herzegowina. In: Cockburn et al. (2002): 103-121.
Däniker, Kathrin (1999): Die Truppe - ein Weib? Geschlechtliche Zuschreibungen in der Schweizer Armee um die Jahrhundertwende. In: Eifler et al. (1999): 110-134.

DeGroot, Gerard (2002): Wanted: A Few Good Women. Gender Stereotypes and their Implications for Peacekeeping. In: http://www.nato.int/ims/2002/cwinf2002/cwinf-01.html (28.12.2007).

Department of Peacekeeping Operations (2004): Peacekeeping Best Practice Unit. Gender Resource Package for Peacekeeping Operations. New York: DPKO.

Department of Peacekeeping Operations (2005): Gender Mainstreaming in Peacekeeping Operations. New York: DPKO.

Dittmer, Cordula (2007a): Soldat, Kämpfer, Sozialarbeiter? Männlichkeit und Militär in Peacekeeping-Einsätzen. In: Freiburger Frauenstudien 20. 159-174.

Dittmer, Cordula (2007b): Gender, Konflikt, Konfliktbearbeitung - Zivile und militärische Ansätze, Forderungen, Probleme. In: CCS-Working-Paper 6.

Dittmer, Cordula (2008): Gender Mainstreaming in der Europäischen Friedens- und Sicherheitspolitik - Resolutionen, Berichte, Konzepte. In: Gunda-Werner-Institut für Feminismus und Geschlechterdemokratie der Heinrich-Böll-Stiftung (2008): 52-65.

Dittmer, Cordula/Apelt, Maja (2008): About Intervening in Vulnerable Societies: Gender in Military Peacekeeping of the Bundeswehr. In: Carreiras et al. (2008): 63-80.

Dittmer, Cordula/Mangold, Anne (2005): Die Integration von Frauen in die europäischen Streitkräfte - das Militär zwischen internationalem Recht und nationaler Sicherheitspolitik. In: Jünemann et al. (2005):65-80.

Dittmer, Cordula/Mangold, Anne (2007): Auf dem Weg zu einer Gleichstellung der Geschlechter? Das Gleichstellungsgesetz für Soldatinnen und Soldaten. In: femina politica 1. 78-88.

Eifler, Christine/Seifert, Ruth (Hrsg.) (1999): Soziale Konstruktionen - Militär und Geschlechterverhältnis Münster: Westfälisches Dampfboot.

Enloe, Cynthia (1994): The Politics of Constructing the American Women Soldier. In: Addis et al. (1994): 81-110.

Enloe, Cynthia (2002): Demilitarization - or More of the Same? Feminist Questions to Ask in the Postwar Moment. In: Cockburn et al. (2002): 22-32.

Farr, Vanessa (2002): Gendering Demilitarization as a Peacebuilding Tool. Bonn: BICC.

Fenstermaker, Sarah/West, Candace (2002): Doing Gender, Doing Difference: Inequality, Power, and Institutional Change. New York et al.: Routledge.

Frauensicherheitsrat (2004): Schattenbericht zum Bericht der Bundesregierung Deutschlands über die Umsetzung der UN-Resolution 1325. In: http://www.glow-boell.de/media/de/txt_rubrik_2/Schattenbericht.pdf (28.04.2008).

Frevert, Ute (2001): Die kasernierte Nation. München: Beck.

Frevert, Ute (1999): Der Mensch des 20. Jahrhunderts, Frankfurt et al.: Campus Verlag.

Frevert, Ute (1990): „Wo du hingehst." - Aufbrüche im Verhältnis der Geschlechter. In: Nitschke et al. (1990): 89-118.

Frevert, Ute (Hrsg,) (1997): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart: Klett-Cotta.

Frevert, Ute (1997): Das Militär als „Schule von Männlichkeit". Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert. In: Frevert (1997): 145-172.

Gunda-Werner-Institut für Feminismus und Geschlechterdemokratie der Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.) (2008): Hoffnungsträger 1325. Resolution für eine geschlechterge-

rechte Friedens- und Sicherheitspolitik in Europa. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
Hacker, Hanna (1995): Ein Soldat ist meistens keine Frau. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 20. 45-63.
Hagemann, Karen (1996): Nation, Krieg und Geschlechterordnung. Zum kulturellen und politischen Diskurs in der Zeit der antinapoleonischen Erhebung Preußens 1806-1815. In: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft 22. 562-591.
Handrahan, Lori (2004): Conflict, Gender, Ethnicity and Post-Conflict. In: Security Dialogue. Special Issue on Gender and Security. 35. 429-445.
Harders, Cilja (2004): Krieg und Frieden: Feministische Positionen. In: Becker et al. (2004): 461-466.
Haug, Frigga (1991): Eintritt der Frauen in den Krieg. In: Das Argument. 33. 349-359.
Higate, Paul (2003): Gender and Peacekeeping. Case Studies: The Democratic Republic of the Congo and Sierra Leone, South Africa. ISS Monograph Series.
Hudson, Heidi (2000): Mainstreaming Gender in Peacekeeping Operations: Can Africa Learn from International Experience? In: African Security Review 9. 18-33.
Kaldor, Mary (1999): New and Old Wars. Cambridge: Polity Press.
Jünemann, Annette/Klement, Carmen (2005): Die Gleichstellungspolitik der Europäischen Union. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian (Hrsg.) (2006): Identitätskonstruktionen. Reinbek/Hamburg. Rowohlt Enzyklopädie.
Koelbl, Susanne (2006): Sterben für Kabul. In: Der Spiegel 47. 34-44.
König, Jens (2006): Ganz viele Einzeltäter. In: taz. 30.10.2006. 2.
Krasniqi, Vjollca (2007): Imagery, Gender and Power: the Politics of Representation in Post-War Kosova. In: Feminist Review 86. 1-23.
Kühne, Thomas (1999): Der Soldat. In: Frevert (1999): 344-372.
Kumar, Krishna (2001): Women and Civil War: Impact, Organizations, and Action. Boulder: Rienner.
Kümmel, Gerhard (2008): Truppenbild mit Dame. Eine sozialwissenschaftliche Begleituntersuchung zur Integration von Frauen in die Bundeswehr. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
Lenz, Ilse (1995): Geschlecht, Herrschaft und internationale Ungleichheit. In: Becker-Schmidt et al. (1995): 19-46.
Mackay, Angela (2005): Mainstreaming Gender in United Nations Peacekeeping Training: Examples from East Timor, Ethiopia, and Eritrea. In: Mazurana et al. (2005): 265-279.
Martin, Sarah (2005): Must Boys be Boys? London: Refugees International.
Mazurana, Dyan/Raven-Roberts, Angela/Parpart, Jane (Hrsg.) (2005): Conflict, Gender and Peacekeeping. Lanham et al.: Rowman & Littlefield Publishers.
Mazurana, Dyan (2005): Gender and the Causes and Consequences of Armed Conflict. In: Mazurana et al. (2005): 29-42.

Nitschke, August/Ritter, Gerhard A./Peukert, Detlev/vom Bruch, Rüdiger (Hrsg.) (1990): Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880-1930. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.

Niva, Steve (1998): Tough and Tender: New World Masculinity and the Gulf War. In: Zalewski et al. (1998): 109-128.

Ospina, Sofi (2006): A Review and Evaluation of Gender-Related Activities of UN Peacekeeping Operations on Gender Relations in Timor Leste. New York: DPKO HG.

Pin-Fat, Véronique/Stern, Maria (2005): The Scripting of Private Jessica Lynch: Biopolitics, Gender, and the "Feminization" of the U.S. Military. In: Alternatives 30. 25-53.

Razack, Sherene (2004): Dark Threats and White Knights: the Somalia Affair, Peacekeeping and the New Imperialism. Toronto: University of Toronto Press.

Rogova, Igballe (2007): Vortrag über das Kosova Women's Network (KWN) und Bemühungen zur Umsetzung der Resolution 1325. Roadmap to 1325. Gender in der EU-Friedens- und Sicherheitspolitik. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.

Schießer, Sylvia (2002): Gender, Medien und Militär: Zur Konstruktion weiblicher Stereotype in der Darstellung von Soldatinnen in den Printmedien der Bundeswehr. In: Beiträge zur feministischen Theorie & Praxis 61. 47-62.

Seifert, Ruth (2001): Genderdynamiken bei der Entstehung, dem Austrag und der Bearbeitung von kriegerischen Konflikten. In: Peripherie. Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der dritten Welt 84. 26-47.

Seifert, Ruth (1996): Militär, Kultur, Identität: Individualisierung, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten. Bremen: Temmen.

Seifert, Ruth/Eifler, Christine/Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.) (2003): Gender und Militär. Internationale Erfahrungen mit Frauen und Männern in Streitkräften. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.

Seifert, Ruth (2003a): Diskurse und Konjunkturen im Verhältnis von Militär und Geschlecht in Deutschland und den USA. In: Seifert et al. (2003): 23-51.

Seifert, Ruth (2003b): Frauen in der Bundeswehr: Eine Chance für die Demokratie, für die Bundeswehr und für die Geschlechterverhältnisse. In: Calließ (2003): 51-62.

Turshen, Meredeth/Twagiramariya, Clothilde (2001): What Women Do in Wartime: Gender and Conflict in Africa. London et al.: Zed Books.

United Nations General Assembly (2004): Report of the Special Committee on Peacekeeping Operations and its Working Group at the 2004 Substantive Session. New York: United Nations General Assembly.

Weiland, Severin (2006): Nach Totenschändung: Ex-Offiziere empfehlen Einsatz von mehr Soldatinnen. In: http://www.spiegel.de/politik/deutschland/ 0,1518, 445088 ,00.html (30.10.2006).

West, Candace/Zimmerman, Don H. (2002): Doing Gender. In: Fenstermaker et al. (2002): 3-24.

Whitworth, Sandra (2004): Men, Militarism and UN-Peacekeeping. Boulder et al. : Lynne Rienner Publishers.

Yuval-Davis Nira (1999): Militär, Krieg und Geschlechterverhältnisse. In: Eifler et al (1999): 18-43.

Zalewski, Marysia/Parpart, Jane (1998): The “Man” Question in International Relations, Boulder, Westview Press.
Zarkov, Dubravka (2002): Srebrenica Trauma: Masculinity, Military and National Self-Image in Dutch Daily Newspapers. In: Cockburn et al (2002): 183-203.

Militär und Medien

Fabian Virchow

1 Einleitung

Im Jahre 490 v.Chr. siegte ein griechisches Heer unter der Führung des Feldherrn Miltiades in der nordöstlich von Athen gelegenen Ebene von Marathon über persische Truppen. Glaubt man der Sage, so wurde die Siegesnachricht von einem Läufer namens Pheidippides überbracht, der nach der 42,195 km langen Strecke von Marathon nach Athen tot auf dem Aeropag zusammen brach. Inzwischen hat sich die Übermittlung von – auch militärisch relevanten – Informationen weit über solche ‚Mensch-Medien' hinaus entwickelt und ausdifferenziert. Das Militär ist in vielfältiger Art und Weise selbst – zuletzt etwa mit dem Internet – Entwickler von Medien(technologien) geworden und tritt als Anbieter sowie Distributionsinstanz von Informationen und Deutungsangeboten auf. Medien ihrerseits berichten umfänglich über das Militär als Institution und über den Krieg als ein zentrales Handlungsfeld des Militärs. Aber auch in – alltagssprachlich als Unterhaltungsangebote bezeichneten – medialen Produktionen wie Kriegsfilmen oder -spielen für PC und Videokonsole werden Rolle, Selbst- und Fremdverständnis des Militärs bzw. Inszenierungen des Militärischen in zahlreichen Variationen verhandelt (vgl. Schubart et al. 2009).

Ein Beitrag zum Verhältnis von Militär und Medien hat mit mehreren Herausforderungen zu kämpfen: Hierzu zählt *erstens* die Tatsache, dass es zwar zahlreiche Untersuchungen zur Rolle der Medien im Krieg und zu den Darstellungen von Krieg in Medien gibt[1], die Fokussierung auf das Militär als einem zentralen Akteur im Konflikt- bzw. Kriegsgeschehen jedoch selten im Detail stattfindet (vgl. Sakai 2007). Dies hat vermutlich damit zu tun, dass das Militär als Institution regelmäßig in einem engen Interaktionsverhältnis zu politischen und ökonomischen Akteuren steht und – etwa im Falle von Parlamentsarmeen – Stellungnahmen von PolitikerInnen, mit denen der Einsatz von Militär und Waffengewalt gegenüber der Bevölkerung des Entsendestaates legitimiert werden soll, häufig auch Deutungsangebote über militärisches Handeln und dessen Pro-

1 Vgl. dazu Soderlund et al. 1994; Albrecht/Becker 2002; Grimm/Capurro 2004; Seib 2004; Dimitrova/Strömbäck 2005; Eilders/Hagen 2005; Nord/Strömbäck 2006; Rid 2007; Goddard et al. 2008; Esser 2009; Kolmer/Semetko 2009.

tagonistInnen transportieren. Eine *zweite* Komplexitätsdimension ergibt sich daraus, dass das Verhältnis zwischen Militär und Medien nicht statisch ist, sondern diachron und synchron nach historischer Situation und politisch-kulturellem Kontext variieren kann. Eine bedeutsame Komponente ist dabei die Frage, ob sich ein Staat mit seinen Streitkräften vor bzw. in einer militärischen Auseinandersetzung befindet (oder nicht) und welchen Charakter diese in der Wahrnehmung der Akteure hat. In diesem Sinne dürfte sich die Beziehung zwischen Militär und Medien – etwa hinsichtlich der Tiefe und Nachhaltigkeit des staatlichen/militärischen Kontrollanspruchs über massenmedial verbreitete Informationen – im Falle eines ‚totalen Krieges' von der einer militärischen Intervention, wie sie die EU mit ihrem gegen spezifische Formen der Piraterie gerichteten Einsatz vor den Küsten Somalias (Operation ‚Atalanta') betreibt, unterscheiden. Derartige Konfliktkonstellationen verweisen *drittens* darauf, dass die wissenschaftliche Forschung stark auf Medien und Militär der industrialisierten Staaten des Nordens konzentriert ist; erst mit dem Auftreten von ‚Al Jazeera' ist der Blickwinkel etwas erweitert worden (vgl. Seib 2005). Nur ausnahmsweise wird bisher die Bedeutung von Medien in den Bürgerkriegen Afrikas, ihr Verhältnis zu privaten Militärfirmen (vgl. Janatschek 2009) oder bewaffneten Gruppen, die nicht die Organisationsweise des modernen Militärs aufweisen, und die Bedeutung der Medien für die Konfliktdynamik untersucht.[2] Schließlich ist *viertens* daran zu erinnern, dass bei der Analyse militärischen Medienhandelns wie auch der Konstruktion von Militär und Krieg in den Medien diskurstheoretische, bildwissenschaftliche und linguistische Perspektiven zu berücksichtigen sind, um den Gegenstand analytisch angemessen fassen zu können.[3]

Vor dem Hintergrund der hier angedeuteten Komplexität und Diversität des Verhältnisses von Militär und Medien wollen die folgenden Ausführungen einen Beitrag zur Systematisierung des angesprochenen Feldes geben. Hierzu werden zunächst theoretische Überlegungen zur Konzeptualisierung des Verhältnisses von Militär und Medien vorgestellt; diese Darstellung hat ihren Ausgangspunkt bei der Bestimmung des Verhältnisses von Politik und Medien. Daran anschließend werden Stellenwert und Bedeutung der Medien im Feld der internationalen Politik – u.a. anhand des Theorems eines CNN-Effekts – diskutiert. Schließlich geht es um die theoretische Bestimmung des Verhältnisses von Militär und Medien als zentralen Akteuren internationaler Politik. Dieser trichterförmigen Engführung folgt in einem zweiten Abschnitt eine Systematisierung des unüber-

2 Vgl. Kellow/Steeves 1998; Windrich 2000; Scott 2007.

3 Vgl. Dauber 2001; Wagner 2002; Chambers 2003; Butt el al. 2004; Wenk 2005; Knieper/Müller 2005; Fahmi 2005: Schwalbe 2006. Aus Platzgründen kann auf diese bedeutsamen Ansätze hier nicht näher eingegangen werden.

sichtlichen empirischen Feldes der Beziehungen zwischen Militär und Medien. Diese werden jeweils aus der Perspektive einer der beiden Akteure aufgefächert, um deren Interessen und die Vielfalt der strukturellen Bezüge und Handlungskontexte zu verdeutlichen. Im abschließenden Abschnitt wird anhand von Computerspielen und Filmen beispielhaft auf die Beziehungen zwischen medialen Konstruktionen von Militär bzw. Krieg und gesellschaftlichen Entwicklungen und Ereignissen verwiesen. Abschließend werden einige Überlegungen zur weiteren Forschung angeführt.

2 Theoretische Annäherungen

Hinsichtlich des Verhältnisses von Politik und Medien dominieren in der Debatte drei Paradigmen, wobei keines dieses Verhältnis in Gänze erfasst: (1) Dem Instrumentalisierungsparadigma zufolge besteht zwischen Politik und Medien ein Verhältnis von Dominanz und Dependenz; der dominierende Einfluss wird dabei – je nach theoretischem Ansatz – entweder bei den Medien gesehen, die – insbesondere in Gestalt des Fernsehens – zunehmenden Einfluss auf die politischen Entscheidungs- und Inszenierungsprozesse gewonnen hätten, oder bei den politischen Akteuren, die etwa durch den Einsatz professionalisierter politischer Öffentlichkeitsarbeit direkt und indirekt die Medien zu instrumentalisieren trachten. Besteht bei zuletzt genannter Variante die Vorstellung, dass die von den Medien angebotenen Deutungsmuster aktueller gesellschaftlicher Vorgänge und politischer Kontroversen diejenigen von MeinungsführerInnen in der Politik wiedergeben, so wird der Wirkungszusammenhang in der erstgenannten Variante zugunsten der Medien ausgelegt, die Themen und Interpretationen auf die Agenda setzen und damit politische Akteure zum Handeln zwingen würden. (2) Dem Paradigma der Gewaltenteilung zufolge agieren die Massenmedien als eine unabhängige Instanz der Kontrolle gegenüber der Legislative, der Exekutive und der Judikative. Voraussetzung für das Auftreten der Massenmedien als so genannte ‚vierte Gewalt' ist ökonomische Unabhängigkeit. Das Verhältnis zwischen Politik und Medien wird in diesem Modell als eines von Autonomie und Distanz charakterisiert. (3) Das Paradigma der Interdependenz bzw. Symbiose geht schließlich davon aus, dass Politik und Medien in komplexen Interaktionen miteinander verwoben sind; gegenseitige Abhängigkeiten manifestierten sich in einer Tauschbeziehung, die um ‚Information' bzw. ‚Publizität' aufgebaut ist (vgl. Jarren/Donges 2006).

2.1 Medien und internationale Politik

Die drei genannten Paradigmen lassen sich auf das Verhältnis von Medien und *internationaler* Politik übertragen.[4] Auch hier gibt es das klassische Verständnis des *watchdog journalism*; so haben etwa Lustgarten/Debrix (2005) im Rahmen ihrer Untersuchung der Rolle westlicher Medien im Kosovo-Krieg kritisch angemerkt, dass diese ihre Kontrollfunktion gegenüber militärischen Akteuren und deren Handeln, insbesondere bei der Umsetzung als humanitär reklamierter Waffeneinsätze, stärker hätten wahrnehmen müssen. Sie begründeten diese Forderung damit, dass einige der übelsten Verletzungen internationaler Menschenrechtsstandards in Situationen stattfänden, in denen Interventionskräfte glaubten, ‚freie Hand' zu haben. Während der Großteil der Medienberichterstattung im Vorfeld der NATO-Intervention um die Topoi der ‚terroristischen Serben' des ‚Diktators Milosevic' und der kosovarischen Flüchtlinge als Opfer gekreist sei, hätten mit Beginn der Luftangriffe im März 1999 Berichte und Bilder der militärischen Operationen dominiert (vgl. ebd: 376). Sofern über Verletzungen der Menschenrechte durch die NATO-Truppen berichtet worden sei, wären die Medien ihrer Aufgabe unabhängiger Berichterstattung nicht gerecht geworden, da die Erklärungen der NATO ohne weitere Recherche akzeptiert worden seien (vgl. ebd: 378; Yang 2003).

Besondere Beachtung hat in den letzten Jahren die Diskussion um den so genannten CNN-Effekt erfahren. Dieses Theorem besagt, dass Medien durch die Auswahl der Themen und die Art der Berichterstattung hochrangige politische Akteure in ihren Entscheidungen und Handlungen nachhaltig beeinflussen könnten. Dies gelänge, indem etwa durch eine umfangreiche, mit entsprechenden Bildern unterstützte, Berichterstattung über massive Menschenrechtsverletzungen die ‚öffentliche Meinung' in einer Weise profiliert würde, dass politische Akteure unter Handlungsdruck geraten und zur Beendigung der Menschenrechtsverletzungen Militär entsenden würden (vgl. Jakobsen 2000; Robinson 1999; sowie als Überblick über die Debatte Gilboa 2005). Als Beispiel für einen entsprechenden Konnex wird häufig auf die Intervention zugunsten der kurdischen Bevölkerung in Nordirak (vgl. Shaw 1993), den Militäreinsatz im Kosovo (vgl. Bahador 2007) und auf die Entscheidung von US-Präsident Bush zur Entsendung von Militär nach Somalia verwiesen, nachdem Medien ausführlich über hungernde Flüchtlinge berichtet hatten. Auch der Rückzug des US-Militärs aus Somalia wird auf die Wirkung von Bildern, in diesem Fall von getöteten US-Soldaten, zurückgeführt (vgl. Dauber 2001).

4 Vgl. Malek 1997; Taylor 1997; Tenscher 2007.

Am Theorem des CNN-Effekts gibt es zahlreiche Kritik: Beispielsweise hat Livingston (1997) zutreffend herausgearbeitet, dass es drei CNN-Effekte zu unterscheiden gelte, die unterschiedlich mit politischen Entscheidungsprozessen korrespondierten: Als Effekte können a) die Setzung politischer Themen, b) die Verzögerung angestrebter politischer Ziele und c) die Forcierung von politischen Entscheidungsprozessen genannt werden. Welcher dieser unterschiedlichen Entscheidungsabläufe relevant werde, hänge von zahlreichen Faktoren ab, wie z.B. den geostrategischen Interessen in der Region sowie der Bewertung der politischen und militärischen Kosten bzw. Risiken.

Am Beispiel Somalias verdeutlicht Livingston, dass die CNN-Berichterstattung vor der Bekanntgabe der Bereitstellung humanitärer Hilfe sehr sporadisch war, so dass plakative Berichterstattung als Einflussfaktor auf die Politik ausgeschlossen werden kann (vgl. ebd.: 8).[5] Dieses Beispiel zeigt, dass die Medien die Politik nicht einseitig instrumentalisieren können. Statt eines einseitigen CNN-Effekts kann man also – so Livingston – drei Dimensionen in Beziehung setzen: zum Ersten die Typen der außen- und militärpolitischen Zielsetzungen, zum Zweiten die verschiedenen Formen des Medieninteresses, etwa der Regierung oder einzelner Öffentlichkeiten, und drittens die möglichen Medienwirkungen (vgl. Abb. 1 S.6).

Robinson setzt dem Theorem vom CNN-Effekt ein Interaktionsmodell zwischen Medien und politischen Akteuren entgegen, dass davon ausgeht, dass die Medienberichterstattung nur dann einen Einfluss auf das politische Entscheidungsverhalten hat, wenn die Regierung in ihren Ansichten gespalten ist und die Medien ein spezifisches Handeln einfordern (vgl. Robinson 1999: 308). In dieses Interaktionsmodell lässt sich auch seine spätere These, dass nach 9/11 die Bedeutung des CNN-Effektes zurückgegangen sei, einordnen. Er begründet dies mit der Entstehung eines ideologischen Bündnisses, das zwischen politischen Akteuren und Journalisten im Zuge des ‚Krieges gegen den Terror' – gleich dem Antikommunismus der Ära des Kalten Krieges – entstanden sei (vgl. Robinson 2005).

Ein weiterer Ansatz zur Präzisierung des Theorems vom CNN-Effekt stammt von Jakobsen (2000), der den Stellenwert eines möglichen CNN-Effekts nach Konfliktphasen unterteilt und dabei lediglich in der ‚heißen' Phase einer gewaltsamen Konfliktaustragung einen gewissen Wirkungszusammenhang zwischen Politik und Medien erkennen kann, nicht jedoch vorher und nachher. Kluver (2002) schließlich betont, dass die Wirkmächtigkeit medialer Berichterstattung besonders davon abhängt, ob die Nachricht in einen attraktiven Erzählkontext eingebunden wird, ob sie einen hohen Aktualitätsgrad besitzt und

5 Vgl. auch Livingston/Eachus 1995; Graybill 2004.

ob die Medien sie mit Handlungsempfehlungen verknüpfen. Auch dieses Plädoyer spricht gegen die Allgemeingültigkeit eines der eingangs genannten Paradigmen.

Tabelle 1: Interventionstypen und korrespondierende mediale Effekte

	Policy Goals & Objectives	**Likely Media Interest**	**Government Policy**	**Likely Media Effects**	**Public Opinion**
Use of Force					
Conventional Warfare	Destruction of enemy and his war-fighting capability	Extremely high	High degree of attempted media control. "Indexed" news	Accelerant, impediment (both types)	High public interest and attentiveness to it
Strategic Deterrence	Maintain status quo. Example: Cold war; Korean Peninsula	Moderate to high interest. Routinized coverage	Routine news interaction. White House, DoD, State briefings, etc	During stability, little effect. Accelerate during periods of instability	Scrutiny only by attentive public. Expansion of base during instability
Tactical Deterrence	Meet challenge to status quo. Example: Desert Shield; PRC-Taiwan, March 1996	Moderate to high Interest but episodic	Controlled but cooperative. Force multiplier	All three effects, but not necessarily injurious	Attentive public scrutiny. Latent public opinion a concern to policy makers
Special operations and low-intensity conflict	Counterterrorism, hostage rescue, specialized operations	High interest, particularly hostage situations, some terrorism	Secrecy. Barring of all access	Impediment (Operational security risk)	Little to no public awareness in most cases
Peace Making	Third party imposition of political solution by force of arms. Example: Late Somalia; Yugoslavia	High interest at initial stages of operation. Variation afterward dependent on level of stability	Volatile conditions. Danger in reporting. Access with risk. Impediment (both types)	Attentive public scrutiny. Latent public opinion a concern to policy makers	
Peace Keeping	Bolster an accepted political solution by presence of third party	Moderate interest unless accord is destabilized	Generally unrestricted access to theater of operation	Impediment (emotional impediment most likely)	Attentive public scrutiny. Latent public opinion a concern to policy makers
Imposed Humanitarian Operations	Forceful, apolitical aid policy	Low /moderate interest unless violence ensues	Volatile conditions. Reporting risky	Impediment (emotional impediment most likely). Attentive public scrutiny. Latent public opinion a concern to policy makers	
Consensual Humanitarian Operations	Agreed humanitarian assistance	Initial operation met by moderate to low interest	Unrestricted, even encouraged media coverage	Media effect unlikely	Attentive public scrutiny
Operations Other Than War					

Quelle: Livingston 1997: 11.

Das Interdependenz-Paradigma zur Bestimmung des Verhältnisses von Medien und internationaler Politik unterscheidet sich vom Interpretationsparadigma und dem der Gewaltenteilung dadurch, dass es Medien und Politik nicht als zwei voneinander unabhängige, wenn auch in Beziehung tretende Einheiten begreift, sondern auf die gegenseitige Abhängigkeit der beiden Akteursgruppen verweist, die in ihrem Wirken aufeinander angewiesen seien und die Handlungslogiken und -zwänge des jeweiligen Gegenüber zu antizipieren suchen (vgl. O'Heffernan 1993). Insbesondere mit Blick auf die Legitimierung des Irak-Krieges in den USA hat Chambers (2003) auf die Relevanz dieses Synthese-Modells verwiesen, das von einer stabilen Koalition von Politikern (besonders aus dem Weißen Haus), Protagonisten des Militärs und zentralen Medienleuten ausgeht. Deren Rhetorik habe insbesondere in einer identischen Verwendung von Begriffen und Argumentationsmustern bestanden (vgl. ebd: 171-172). In einer solchen „White House-Pentagon-media (WHPM) coalition" (ebd: 172) wurden semantische Figuren wie die ‚Koalition der Willigen' bzw. *selective targeting* meist affirmativ und weitgehend unhinterfragt reproduziert, so dass die Machtkonstellationen dahinter verschwanden (vgl. ebd: 175 ff.). Dies lässt sich in Anlehnung an Dominikowski (2004) mit der strukturellen Militarisierbarkeit der Medien erklären, die sich in vier Feldern manifestiere. Hierzu zählten (1) die technologische Militarisierung der Medien, d.h. die enge Verzahnung der Entwicklung neuer Medientechnologien mit der Kriegsgeschichte, (2) die Möglichkeit der profitablen Vermarktung von Krisen und Kriegen sowie die katalytische Funktion von Kriegen für wirtschaftliche Konzentrationsprozesse, (3) die unkritische Loyalität gegenüber der ‚eigenen Nation' (und ihren politischen VertreterInnen) und (4) die Strukturen der Medien, in der die KriegsberichterstatterInnen zumeist nur vereinzelt und in Konkurrenz zueinander dem Militär gegenüberstehen (vgl. ebd.: 78 ff.).

2.2 Medien und Militär

Wendet man sich dem Verhältnis von Medien und Militär im engeren Sinne zu, dann sind auch dort drei ähnlich konstruierte Paradigmen anzutreffen. Am Beispiel der USA verweisen Limor/Nossek (2006) darauf, dass in der Forschung drei unterschiedliche Konstellationen des Verhältnisses von Medien und Militär genannt würden. So bestand während des Zweiten Weltkrieges eine weitgehende Interessenübereinstimmung zwischen Medien und Militär, so dass die Medien loyal an der Seite des Militärs standen (‚Selbstmobilisierungs-Modell'). Der Vietnam-Krieg stehe hingegen für ein ‚Parallel-Modell' weitgehend getrennter Sphären und beidseitiger kritisch-skeptischer Distanz. Eine dritte Kons-

tellation, die als ‚Deaktivierungs-Modell' bezeichnet wird, zeigt sich für die Kriege am Golf (1991), in Afghanistan (2001) und dem Irak (2003). In diesem werde der Krieg der unmittelbaren Beobachtung durch die Medien entzogen. Auch Moskos (2001) hat ein lineares Modell der Entwicklung des Verhältnisses von Medien und Militär vorgeschlagen, bei dem er den Zeitabschnitten 1900-1945 (*modern*), 1945-1990 (*late-modern*) und seit 1990 (*post-modern*) jeweils ein dominantes Muster zuordnet.

Solche Typisierungen werden von Limor/Nossek (2006) wegen ihrer Eindimensionalität kritisiert, da weder die Beziehungen zwischen Staat/Regierung und den Medien noch diejenigen zwischen der Gesellschaft/den Medien und dem Militär genügend berücksichtigt würden. Mit der Einbeziehung der entsprechenden Beziehungsmuster und weiterer, das späte 20. Jahrhundert prägender Entwicklungen wie die Globalisierung, der Bedeutungsgewinn supranationaler politischer und ökonomischer Formationen sowie die Strukturveränderungen der Medien und des journalistischen Feldes[6] würde deutlich, dass Modelle der Linearität, d.h. der Abfolge bestimmter Muster von Medien-Militär-Beziehungen, untauglich seien, deren Vielfalt zu erfassen.

Limor/Nossek lokalisieren die gegenseitigen Beziehungen zwischen Militär und Gesellschaft – je nach untersuchter Gesellschaft und historischer Situation – auf einem Kontinuum zwischen den Extrempunkten *separatist army* und *nations in arms*. In ihnen würden auch die jeweiligen Interessen der Akteure – ungehinderter Zugang zu Informationen und direkte Berichterstattung aus dem Kriegsgebiet einerseits und Kontrolle über Informationen andererseits – konfligieren. Nach Limor/Nossek lässt sich das Militär bei der Ausgestaltung der Beziehung zu den Medien von den folgenden Interessen leiten: Legitimierung der Streitkräfte, Sicherung der öffentlichen Zustimmung zur Sicherheitspolitik und zu militärischem Handeln, Profilierung als einsatz- und kampfbereiter Akteur gegenüber Feinden, Stärkung der ‚Moral der Heimatfront', insbesondere in Krisen- oder Kriegszeiten, sowie Entwicklung eines *Esprit de Corps* bzw. des Ansehens der Streitkräfte (vgl. ebd.: 487 f.). Das Gewicht der einzelnen Interessen ist dabei jeweils von der konkreten politischen und militärischen Situation abhängig, die auch die jeweiligen Konflikt- und Kriegskonstellationen sowie die Art des Operationsraumes einschließt. Daher könne von einem dominanten Typus der Medien-Militär-Interaktion zu einem gegebenen Zeitpunkt nicht die Rede sein. Stattdessen könnten sogar entgegengesetzte Interaktionsmuster paral-

6 Hierzu sind Konzentrationsprozesse bei gleichzeitiger Multiplizierung der Zahl der Medienanbieter (Internet), Bedeutungsrückgang öffentlich-rechtlicher Medien, 24/7-Berichterstattung, hohe Fluktuationsraten bei JournalistInnen, Geschwindigkeit statt Genauigkeit der Nachricht, rascher Verfall des Neuigkeitswerts einer Nachricht, Bedeutungszuwachs visueller Elemente, Entertainisierung, Erosion journalistischer Ethik zu rechnen (vgl. Lebel 2006).

lel auftreten: einmal eines, in dem sich das Militär um eine strikte Kontrolle der Informationen bemüht, z.B. durch Zensur und das Fernhalten von JournalistInnen von den Kampfzonen, durch Einschränkung der Reichweite der gegnerischen Medien mit technischen Mitteln oder Waffengewalt und durch Privilegierung willfähriger Medien (Golf-Krieg 1991, Afghanistan 2001, Irak 2003) und gleichzeitig ein zweites, bei dem das Konfliktgeschehen durch nicht- bzw. supra-staatliche Medienakteure, die keiner der unmittelbaren Konfliktparteien loyal verbunden sind (vgl. Seib 2005), beeinflusst wird. Dies sei z.B. der Fall gewesen, als eine auf das Hauptquartier Arafats gerichtete Kamera über die dortige Situation Auskunft gab, als dieser von israelischen Truppen eingekesselt war (vgl. ebd: 505).[7]

Angesichts der Ausdifferenzierung der beiden Akteure Medien und Militär sowie der Vielfalt möglicher Konflikt- bzw. Kriegstypen und Kampfzonen sind heute verallgemeinerte theoretische Aussagen über *das* Verhältnis von Medien und Militär kaum noch möglich:

> „Practically speaking, there may be situations in which one state will simultaneously apply various patterns of relations with the media, in accordance with its particular type of military, media, warfare and battle theatre. Moreover, the media too may seek parallel or simultaneous application of several patterns, depending on battle theatres and warfare types." (Limor/Nossek 2006: 506)

Dass von der allgemeinen Gültigkeit eines der drei eingangs genannten theoretischen *Paradigmen* nicht gesprochen werden kann, werden auch die empirischen Befunde des nächsten Abschnitts unterstreichen. Gleichwohl können die in den Paradigmen deutlich werdenden *Perspektiven* der Untersuchung des Verhältnisses von Medien und Militär heuristisch erkenntnisbringend sein.

3 Medienhandeln

Ausgangspunkt der meisten Analysen ist zunächst, dass die Medien und das Militär jeweils eigenständige Akteure mit unterschiedlichen Interessen sind. Die Medien seien – zumindest mit Blick auf parlamentarisch-demokratisch organisierte Gesellschaften – ihrem Selbstverständnis nach dem Grundsatz der Meinungs- und Pressefreiheit verpflichtet und – wenn schon nicht als vierte Gewalt, so doch – unabhängige Chronisten politischer und gesellschaftlicher Vorgänge. Das Militär hingegen würde den Zugang zu Informationen auf Grund von ‚Si-

7 Vgl. Kluver 2002; Dimitrova et al. 2005; Christensen 2008.

cherheitsaspekten‘ restriktiv behandeln (vgl. Livingston 1997: 5). Dieser Perspektive entspricht die These von Taylor (2003), dass Militär und Medien gegensätzliche ‚Kulturen‘ ausgebildet haben:

> „The military value authority, order, hierarchy, co-operation, teamwork, traditions, togetherness. They respect loyalty, duty, honour, courage, obedience and fitness. The media on the other hand distrust authority, while reporters are highly individualistic and competitive.” (Taylor 2003: 8)

Eine solche Perspektive trifft zwar im Wesentlichen zu, kann aber das konkrete Medienhandeln, das durch Kompromisse, (partielle) Interessensidentitäten, Instrumentalisierungsversuche und Konfrontationen gekennzeichnet ist, nur unzureichend erfassen. So wäre in Erweiterung der von Livingston (1997) bzw. Limor/Nossek (2006) geforderten Differenzierung des Konflikttyps auch das Verhältnis zwischen Medien und Militär in Friedenszeiten zu berücksichtigen.[8]

Die folgenden Abschnitte geben zunächst einen – notwendig unvollständigen – Überblick über das Medienhandeln des Militärs, das seine Aktivitäten – häufig auf der Grundlage einer Konzeption strategischer Sicherheitskommunikation – an unterschiedlichen Zielgruppen ausrichtet. Im Anschluss wird auf das Verhältnis von Medienakteuren gegenüber militärisch relevanten Instanzen und über die Rahmenbedingungen journalistischen Handelns in Konflikt- bzw. Kriegskontexten reflektiert.

3.1 Medienhandeln des Militärs

Informationskontrolle stellt für das Militär eine zentrale Aufgabe dar. Als deren Teil hat militärische Zensur eine lange Geschichte. Ein Beispiel für die restringierende Einflussnahme ist die Berichterstattung über gefallene US-SoldatInnen. Seit dem Golfkrieg von 1991 findet die Ankunft der beflaggten Särge unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Die Veröffentlichung von Bildern, die eine Identifizierung der im Kampf gefallenen Militärangehörigen erlaubt, war bis zur Aufhebung dieses Edikts im April 2009 quasi untersagt. Da vor der Veröffentlichung eines Fotos von verwundeten Soldaten gemäß den Vorschriften des Pentagon deren schriftliches Einverständnis einzuholen ist, ist es nahezu unmöglich, dass Bilder von US-Verlusten in den Medien auftauchen (vgl. Ent-

8 Es scheint allerdings fraglich, ob trotz der Tendenz zur ‚Versicherheitlichung‘ (vgl. Buzan et al. 1998), also der diskursiven sicherheitspolitischen Besetzung und polizeilichen bzw. militärischen Logiken unterwerfenden Behandlung gesellschaftlicher Probleme, noch umstandslos von Friedenszeiten die Rede sein kann.

man et al. 2009: 693). Während man sich also bei der visuellen Darstellung der eigenen Verluste restriktiv zeigte, wurden die Misshandlungen und Hinrichtungen von Kriegsgegnern – in diesem Fall durch die mit den US-Truppen alliierte Nord-Allianz in Afghanistan – in zahlreichen US-Medien verbreitet (vgl. Zelizer 2005). Der ehemalige Kriegsreporter der BBC, Martin Bell, beklagte mit Blick auf die Berichterstattung über die Kriege im ehemaligen Jugoslawien deren verfälschenden Charakter:

> „We were allowed to show the Croat militia blazing away with their Kalashnikovs, the JNA artillery pounding Vukovar with old American Howitzers, the Muslims fiercely defending their parts of Sarajevo. But in every case we showed the outgoing fire, and not nearly enough of the effects of the incoming: the death and destruction, the bloodshed and horror, the waste of young lives, even in some cases the grieving of relatives, because that would be too upsetting. We were not just prettifying war, we were falsifying it. And this is dangerous, because if you obscure the reality it then becomes an acceptable way of settling differences." (Bell 2008: 230-231)

Zensur ist jedoch nur ein Element militärischen Medienhandelns. Die militärische Medien- und Öffentlichkeitsarbeit kann Teil eines strategischen Kommunikationskonzeptes eines Staates sein, das an unterschiedliche Zielgruppen im In- und Ausland adressiert ist und breit gefächerte Maßnahmen umfassen kann.[9] Dazu gehören die häufig der *Counterinsurgency* (CI)-Kriegsführung zugeordnete Herstellung und Verbreitung von Medien in den Sprachen des Kriegsgegners[10], die verdeckten Operationen zur Desorientierung des militärischen Gegners[11]und die gezielte Zerstörung seiner technischen Sendeanlagen und medialen Infrastruktur (vgl. Lustgarten/Debrix 2005: 387).

Ziel dieser Aktionen ist, das Verhalten wichtiger gegnerischer Akteure durch die Steuerung von Informationsflüssen zu beeinflussen und die eigenen EntscheidungsträgerInnen gegenüber der Beeinflussung durch gegnerische Propaganda zu immunisieren.[12] So verfassten Angehörige der für psychologische Kriegsführung zuständigen Truppenteile der US-Streitkräfte beispielweise Beiträge für irakische Zeitungen. Diese waren als Artikel unabhängiger Journalisten

9 Hierzu gehören offen erkennbare Aktivitäten einer Regierung bzw. der jeweiligen Ministerien und staatlichen Organisationen – etwa in Gestalt der in jüngster Zeit verstärkt unter dem Stichwort *public diplomacy* diskutierten allgemeinen Sympathiewerbung für die Außenpolitik eines Landes (vgl. Gilboa 2003; Jäger 2008; Seib 2009; Graber 2009).

10 Vgl. U.S. Army/Marine Corps 2007: 160 ff.; Franqué 2009.

11 Vgl. Altheide/Grimes 2005; Risso 2007; Scott-Smith 2007.

12 Vgl. Roth 1971; Clark/Christie 2005; Yaworsky 2005.

aufgemacht und lobten den Beitrag der US-Streitkräfte zur ‚Stabilisierung des Landes' (vgl. Mazzetti/Daragahi 2005).

Im eigenen Land – also in den USA oder der Bundesrepublik – sind zwar Maßnahmen der psychologischen Kriegsführung im engeren Sinne gegenüber der eigenen Bevölkerung gesetzlich untersagt, gleichwohl leisten militärische Akteure eine umfangreiche Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.[13] Deren Ziel besteht in der Setzung von Themen und deren Framing. So bestimmt der Presse- und Informationsstab im Bundesministerium der Verteidigung durch Pressemitteilungen und Pressekonferenzen mit:

> „(...) welche Themen und Informationen über die Bundeswehr in die Öffentlichkeit gelangen sollen. Ein dichtes Netz von Presseoffizieren auf der regionalen Ebene soll die Journalisten unterstützen. Um auf besondere militärische Ereignisse oder Themen aufmerksam zu machen, werden Medientage und Truppenbesichtigungen im In- und Ausland organisiert." (Reeb 2008: 28)

Zu den Funktionen der Berichterstattung über das Militär zählt Reeb – am Beispiel der Bundeswehr – neben der sachgerechten Information der Bevölkerung über militärische Angelegenheiten, welche die Möglichkeit der Meinungsbildung und der Kontrolle eröffnet, auch die Unterstützung für die Einsätze der Bundeswehr und für die Bereitstellung der Haushaltsmittel. Schließlich gehe es neben dem Image der Bundeswehr im Ausland auch um die Förderung des „Interesse[s] der Jugend an einer Verpflichtung in den Streitkräften" (ebd.: 27) und um eine Stärkung der Motivation der SoldatInnen. Zu letztgenanntem Zweck unterhalten Streitkräfte eine Vielzahl von Medienangeboten, mit denen die ‚Moral der Truppe' aufrechterhalten und dem militärischen Tun subjektiver Sinn verliehen werden soll.[14]

Zur Legitimierung der seit dem Ende des Kalten Krieges veränderten Rolle der Bundeswehr fordert der ehemalige Kommandeur der Akademie der Bundeswehr für Information und Kommunikation, Horst Prayon, eine zweigleisige regional und überregional ausgerichtete Kommunikation. Zum Einen also die Öffentlichkeitsarbeit der beteiligten Ministerien und zum Anderen eine *regionale Ergänzung*, die vor allem Vertrauen dazu herstellt, dass:

> „(...) konfliktträchtige Entwicklungen zweckmäßig, angemessen und sicherheitsdienlich bewältigt werden. In der Region finden die sicherheitspolitischen Entscheidungen ihre konkrete Umsetzung. (…) Dort leben die Familien derer, die zu militärischen Einsätzen einberufen werden." (Prayton 1998: 528 f.)

13 Vgl. von Damm 2002; Theiler 2009.
14 Vgl. Virchow 2007; Palm 2004; Brandt/Friedeburg 1966.

Das Militär konzeptualisiert seine Beziehungen zu Akteuren im medialen Feld systematisch, wie das so genannte *Green Book* der britischen Streitkräfte beispielhaft zeigt. Dieses entstand nach dem Falkland/Malvinen-Konflikt (1982) und wurde seither in enger Kooperation mit der BBC und Zeitungsverlegern weiter entwickelt.

> „[It] sets out what editors can expect from the MOD and what the MOD seeks from the media." (Ministry of Defence 2008: 1)

Das Grünbuch behandelt u.a. Akkreditierungsverfahren, Sicherheitsaspekte und verschiedene Typen von Informationen sowie Zensurbestimmungen. Die Wirksamkeit militärischen Medienhandelns wird dabei durch ökonomische Rahmenbedingungen unterstützt: Dass in den Redaktionen immer seltener und immer weniger personalintensive eigenständige Recherche betrieben wird und daher häufig Agenturmeldungen oder Pressemitteilungen (weitgehend) unverändert in die Zeitung übernommen werden, erhöht den Stellenwert der Öffentlichkeitsarbeit des Militärs. Die geringe Zahl von fachlich versierten JournalistInnen bietet den militärischen Akteuren einen größeren Spielraum zur Verbreitung ihrer Deutungsangebote: Als das US-Militär während des Golf-Krieges 1991 dazu überging, die Pressekonferenzen live zu übertragen, konnte es seine Botschaften direkt an das TV-Publikum bringen. Aufgrund der geringen Fachkenntnisse der Journalisten wurden die Beiträge der Militärs kaum kompetent hinterfragt (vgl. Taylor, Ph. 2003: 9). Für die Sender ist die Übertragung solcher Pressekonferenzen eine günstige Möglichkeit, Sendezeit zu füllen. Hier könnte in Zukunft der im Jahr 2008 gegründete Internet-Fernsehkanal NATO-Channel, der gegenwärtig Filmclips zum Afghanistan-Krieg anbietet, zum Zuge kommen. Die Verwendung ist kostenfrei, ein Herkunftsnachweis nicht erforderlich.

In der Vergangenheit hat es seitens des Militärs unterschiedliche Ansätze gegeben, den Zugang von Journalisten zum Gefechtsgeschehen zu organisieren. Während des Golfkrieges 1991 waren im Rahmen des *Pool-Systems* (vgl. Martin 2008) zunächst so genannte *ground rules* erlassen worden, die den Bewegungsspielraum der JournalistInnen absteckten und eine Vorzensur beinhalteten.

In Besonderem Maße wird das im Zusammenhang mit dem Irak-Krieg 2003 bekannt gewordene Konzept des *embedding* als jüngster Variante der Kontrolle der Medien durch das US-Militär diskutiert:

> „The military has sought to manage the media's coverage through several procedures aimed at limiting the media's role, including sequestering (Grenada and Panama), the use of pools (Gulf War), deception (Gulf War), escorts (Gulf War), 'te-

> levised spectacles' (Somalia), news blackout (Haiti), limited embedding with Army units (Bosnia), or gag orders (Kosovo)." (Cortell et al. 2009: 660)[15]

Dabei wurde das Recht auf Zensur mit dem Hinweis auf militärische Sicherheitsinteressen begründet.

Das *embedding* wurde im US-Militärapparat aufgrund der Erfahrungen des Krieges in Afghanistan mehrheitsfähig. Die regelmäßigen Pressebriefings des Pentagon stellten dazu den institutionellen Kontext, in dem sich die Verantwortlichen des Pentagon und prominente Medienvertreter auf ein entsprechendes Konzept verständigten (vgl. Cortell et al. 2009: 660 ff.). Dem US-Verteidigungsministerium zufolge ist ein *media embed* ein:

> „media representative remaining with a unit on an extended basis – perhaps a period of weeks or even months. (…) [Who] will live, work, and travel as part of the units with which they are embedded to facilitate maximum, in-depth coverage of U.S. forces in combat and related operations." (zit. n. ebd.: 669)

Eine Vereinbarung regelt detailliert die militärische Sicherheit, den Schutz der JournalistInnen und die Möglichkeiten und Grenzen der Berichterstattung,[16] also z.B. die Angaben über die Größe der militärischen Einheiten, über zukünftige Operationspläne und die Folgen eines feindlichen Waffeneinsatzes. Knapp 62 Prozent der während des Irak-Krieges 2003 ‚eingebetteten' JournalistInnen berichteten für das US-Publikum, 24 Prozent für ein internationales und weitere 14 Prozent für das Publikum ihres Herkunftslandes. Von den 628 *embedded* arbeitenden Einheiten wurden 13 von arabischen Ländern gestellt (vgl. Cortell et al. 2009: 670 ff.).

Cortell et al. halten als Ergebnis des *embedding*-Programms der US-Streitkräfte fest, dass die für die Phase nach dem Vietnam-Krieg charakteristischen Feindseligkeiten zwischen Militär und Medien abgenommen und die Verflechtungen zwischen ihnen zugenommen haben (vgl. 2009: 673). Seitens des US-Militärs wurde das *embedding* intensiv ausgewertet und überwiegend als nützliches Instrument bewertet.[17] Wissenschaftliche Studien kommen hingegen zu unterschiedlichen Ergebnissen. Für wichtige Printmedien wie die Washington Post, die New York Times, die Los Angeles Times und die Chicago Tribune zeigen Haigh et al. (2006), dass die Berichterstattung der *embeds* gegenüber dem Militär signifikant positiver war und die Berichterstattung größere Zuverlässigkeit beanspruchte. Dass ‚Project for Excellence in Journalism' stellte in

15 Vgl. auch Paul/Kim 2004.
16 Vgl. http://www.defenselink.mil/news/Feb2003/D20030210embed.pdf. (01.08.09)
17 Vgl. Miracle 2003; Lehman 2004; Mooney 2004; Pasquarett 2004.

einer Untersuchung der ersten Tage des Irak-Krieges 2003 einerseits fest, dass die Berichterstattung ‚eingebetteter' JournalistInnen in großen Teilen anekdotisch sei, militärische Auseinandersetzungen in den Mittelpunkt gestellt und wenig journalistisch gerahmt würde, sah andererseits aber auch Vorteile dieses Verfahrens gegenüber den Journalisten-*Pools* des Irak-Krieges 1991 (vgl. Project 2003: 1). Pfau et al. (2005) verglichen die TV-Berichterstattung von *embedded* und nicht-*embedded* tätigen JournalistInnen und konnten zeigen, dass erstere generell positiver über das Militär berichteten. Insbesondere Fox News Channel (FNC) habe regelmäßig gegen das Gebot der Distanz zum Gegenstand der Reportage verstoßen, indem bei der Nennung der Koalitionsstreitkräfte von ‚Wir' gesprochen wurde (vgl. Aday et al. 2005: 18). Für Kellner (2004) waren die ‚eingebettet' arbeitenden JournalistInnen der US-Fernsehunternehmen schlicht „(...) gung-ho cheerleaders and spinners for the U.S. and U.K. military" (ebd.: 332), die jede Spur von Objektivität aufgegeben hätten. Auf das grundsätzliche Problem haben Zandberg und Neiger (2005) aufmerksam gemacht: Wenn ein Journalist zu einer der Konfliktparteien gehört, führt die Berichterstattung über einen Gewaltkonflikt zu einem professionellen Dilemma: auf der einen Seite das journalistische Selbstverständnis (Objektivität, Neutralität) und auf der anderen Seite patriotische Einstellungen und kulturelle bzw. nationale Zugehörigkeiten.

In den letzten 25 Jahren hat sich die Kriegsberichterstattung durch technologischen Entwicklungen – Mobiltelephonie, Internet, globale Satelliten gestützte Datenübertragung – nachhaltig verändert (vgl. Porch 2002: 102-103). Diese Situation hat das Misstrauen vieler (US-)Militärs in Medienakteure noch einmal verstärkt und zu einer systematischen militärisch-institutionellen Benachteiligung der sogenannten *unilaterals* geführt. Waren diese im Golf-Krieg 1991 Restriktionen seitens der US-Armee und Vorbehalten ihrer im *pool* arbeitenden KollegInnen ausgesetzt (vgl. Taylor 2003), so wurden die 9/11 folgenden Kriege in Afghanistan und im Irak innerhalb einer Medienlandschaft ausgetragen, die keinen Raum für unabhängige Berichterstattung und frei verfügbare Informationen ließ.

> „The very presence of a satellite transmission facility was regarded in the Pentagon as evidence of potential enemy activity: in both wars the al-Jazeera uplinks and offices were targeted." (Bell 2008: 224)

3.2 Medien, Kommunikation und Militär

Die auf den Vietnam-Krieg zurückgeführte These, dass mediale Berichterstattung für den Verlauf militärischer Interventionen von erheblicher, wenn nicht gar entscheidender Bedeutung sei (vgl. kritisch Hallin 1986), scheint sich auch gegenwärtig zu bestätigen: So wurde ein Video, auf dem mutmaßlich britische Armeeangehörige in Basra mit Gewalt gegen Jugendliche vorgehen, von der Provinzregierung zum Anlass genommen, alle militärischen und zivilen Kontakte zum britischen Hauptquartier abzubrechen (vgl. Burns 2006: 24-25). JournalistInnen bezweifeln aber zunehmend die Bedeutung von medialen Deutungsangeboten und verweisen auf die verdichteten Arbeitsbedingungen (vgl. Lustgarten/Debrix 2005: 368), die einen Trend zur Oberflächlichkeit befördern. Wichtige Faktoren der Kriegsberichterstattung sind heute auch die zunehmende Gefahr für Leib und Leben der KriegsberichterstatterInnen (vgl. Payne 2008), der so genannte *rooftop journalism*[18], bei dem der/die Berichterstattende zwar in der Region, aber nicht am Ort des eigentlichen Geschehens ist und das Bildmaterial aus lokalen Quellen oder von Agenturen stammt. Auch die zunehmende (Selbst)Inszenierung mancher medialer Akteure prägt die Kriegsberichterstattung:

> „Appearance is everything. War reporting in television is not for journalists so much as for performers. Some networks even have a style coach to teach their people to walk and talk and wave their arms at the same time." (Bell 2008: 227)[19]

Dass Medien mit ihren Euphemismen für das Führen von Kriegen und das Töten von Menschen sowie ihrer Loyalität gegenüber der politischen Entscheidungsebene massiv gegen den journalistischen Ethos verstoßen, ist am Beispiel des Krieges der USA gegen den Irak hinreichend belegt.[20] So haben Entman et al. (2009) die begrenzte Lernfähigkeit der US-Medien hinsichtlich ihrer Berichterstattung über den Vorlauf bzw. die Vorbereitung zu Kriegen nachgewiesen. Sie haben ihre eigene Berichterstattung im Irak-Krieg 2003 zwar selbst kritisiert, das eigenen Handeln aber nicht verändert, wie die Berichterstattung zum Verlauf der Besatzung im Irak, der Konstruktion einer Bedrohung durch den Iran sowie einer Truppenaufstockung im Irak (*surge*) zeigen. Entman arbeitet hier mit dem Begriff der ‚Zurechnungslücke': Die Ehrerbietung gegen-

18 Der Begriff ist mit dem Bild von Reportern verbunden, die auf dem Dach ihres Hotels stehen und von dort über Ereignisse berichten, die sie selbst nur vom Hörensagen oder durch Informanten kennen.
19 Vgl. auch Korte 2009: 23-68.
20 Vgl. Kellner 2004; Moeller 2004; Ryan 2006; Nord/Strömbäck 2006.

über den vom Weißen Haus verbreiteten Stellungnahmen bestehe trotz wiederholter Irreführungen; den steigenden Kriegskosten würde immer weniger Neuigkeitswert zugebilligt (vgl. ebd: 691). Dies gelte im Falle der US-Medien insbesondere für die mediale Darstellung von Tod und Verwundung im Krieg – als offensichtlichstem Maßstab für die Kosten politischer Entscheidungen. Insgesamt seien diese Medien ihrer Verantwortung, die Folgen konkreter politischer Entscheidungen adäquat sichtbar zu machen, nicht nachgekommen.

Zwar besteht dabei immer noch ein Unterschied zwischen der Mehrheit der US-amerikanischen Medien und den kanadischen, britischen, kontinentaleuropäischen und arabischen Medien[21], trotzdem gilt generell: Wenn Regierung und Streitkräfte der eigenen Nation involviert sind, genügt die Berichterstattung selten den journalistischen Sorgfaltsansprüchen (vgl. Jäger/Jäger 2007: 215-234). Zwar würden Skandale, in die das Militär verwickelt seien, „für die Medien bei weitem attraktiver als die sicherheitspolitische Grundsatzdebatte" (Reeb 2008: 27)[22], die Ausgaben für Rüstung und Militär würden von den Medien aber kaum mehr in Frage gestellt (vgl. Lewis 2008).

Im Gegensatz zu dieser Kritik hat James Lacey, ein *embed* der als Reserveoffizier während des Irak-Krieges zugleich dem US-Militär angehörte, eine engere Verzahnung von Militär und Medien vorgeschlagen:

> „One step in the right direction would be to assign a captain/lieutenant to each of the major media organizations (…) an informed individual that members of a media group can turn to as a source." (2004)

Burns unterstützt diese Perspektive, da Offiziere dadurch Kenntnisse über die journalistische Arbeitsweise erlangen würden und die mediale Berichterstattung noch besser beeinflussen könnten (vgl. 2006: 22). Die Medien wiederum hätten dadurch besseren Zugang zum Militär, insbesondere wenn es in abgelegenen Regionen im Einsatz ist. Ohne Kooperation besteht für Medienakteure keine Möglichkeit an die benötigten Informationen zu gelangen (vgl. Limor/Nossek 2006: 488). Der Zugang zu Informationen und militärischen ExpertInnen könnte dann auch ein wichtiger Baustein zur Wahrnehmung der demokratischen Funktion als ‚vierte Gewalt' sein. Schließlich verspräche die engere Kooperation auch eine qualifiziertere, mit Interna aufwartende Berichterstattung über das Militär, die den Beteiligten Vorteile im ökonomischen Wettbewerb zwischen den Medienakteuren verschaffen könnte.

21 Vgl. Kellner 2004; Konstantinidou 2007; Robinson et al. 2009.
22 Hier steht eine empirische Prüfung noch aus (anders: Greif 2008), die hinsichtlich der verschiedenen Medien und Selektionslogiken zu differenzieren wäre.

Insgesamt sind die Beziehungen zwischen Militär und Medien durch eine große Bandbreite gekennzeichnet: Die jeweiligen Eigeninteressen und Handlungslogiken, das journalistische Selbstverständnis der Medienakteure (vom Unternehmer über die einzelnen Journalistinnen bis zu den Fotografen), das Profil des journalistischen Systems und die medienpolitischen Rahmenbedingungen, die konkret historische Konstellation, der Konfliktyp und Konfliktverlauf, das Auftreten des Militärs gegenüber den Medien usw. sind wichtige Faktoren, die die Intensität, den Grad ihrer Interessenidentität, das Ausmaß ihrer Konfliktivität sowie ihre konkrete Ausgestaltung bestimmen. Schließlich kann es Veränderungen dieser Beziehungen im Zeitverlauf eines Konfliktes geben und unterschiedliche Muster von Medien-Militär-Beziehungen können zeitgleich auftreten. Die bisher vorliegenden theoretischen Modelle werden diesem Sachverhalt nur begrenzt gerecht.

4 Militär und Krieg: Populärkulture Deutungsangebote

Eine Darstellung der Beziehungen zwischen Militär und Medien wäre nicht vollständig, würden nicht auch populärkulturelle Angebote wie Computerspiele, Comics und Spielfilme Beachtung finden. Erforderlich ist hierfür eine analytische Rahmung der Medienpolitiken und medialen Repräsentationen von Krieg und Militär als auch korrespondierender Medienpraktiken durch einen Ansatz, der Kultur als eigenständigen Bereich ernst nimmt. Da „Medienkultur immer stärker zu einer Entertainment-Kultur“ (Dörner 2000: 17) geworden ist und „die zentrale Funktion unterhaltungskultureller Formen [darin] besteht, dass sie im Modus des Spielerischen identitätsbildend (…) und so als eine wichtige Instanz von politischer Sozialisation“ (ebd. 35) wirken kann, gilt es, (medien)kulturelle Angebote wie Spielfilme nicht nur unter ästhetischen Gesichtspunkten zu analysieren, sondern insbesondere hinsichtlich der Deutungsangebote, die sie zur Beurteilung politisch und gesellschaftlich relevanter Ereignisse oder Entwicklungen machen.

Während es einer systematischen Untersuchung der Darstellung von Krieg und Militär im Comic noch bedarf[23], liegen zu deren Darstellung in Spielfilmen zahlreiche Untersuchungen vor[24]. Betrachtet man neuere deutsche Filmproduktionen über die Auslandseinsätze der Bundeswehr, so erlauben diese interpretative Rückschlüsse auf die (politische) Kultur der Gesellschaft. Indem in ihnen

23 Vgl. jedoch Birdwell 2005; Palandt 2005; Frahm 2005; Grote 2008.
24 Vgl. Suid 1996, 2002; Strübel 2002; Chiari et al. 2003; High 2003; Matelksi/Street 2003; Machura/Voigt 2005; Westwell 2006; Heller et al. 2007; Rayner 2007; Rollins/O’Connor 2008.

vorgeführt wird, „was wir politisch erwarten können, was sein kann und was sein soll“ (vgl. Dörner 1997: 249), tragen sie zur Profilierung der gesellschaftlichen Werte und Normen sowie zur Bereitstellung sinnstiftender Narrationen und Mythen bei. In einem Überblicksbeitrag haben Bleicher/Hickethier (2006) die Schlüsselrolle des Fernsehens als Ort der gesellschaftlichen Symbolproduktion betont. So sind auch für Jugendliche Fernsehangebote wichtige Quellen zur Generierung von Orientierungswissen über die Bundeswehr (vgl. Bulmahn 2007: 9). Dabei hat sich die Darstellung der Bundeswehr im Fernsehen auf den Vermittlungsebenen nonfiktionaler und fiktionaler Beiträge in den letzten Jahrzehnten mehrfach geändert; im Fernsehen der 1990er Jahre wird die Bundeswehr ‚mediensexy‘, und seit der Jahrhundertwende ziehe die Bundeswehr „schleichend, so scheint es (…) in die Fiktionen und Unterhaltungswelten des Fernsehens ein“ (zit. n. Bleicher/Hickethier 2006: 18).[25] Entsprechend werden in Filmen wie ‚Das Kommando‘ oder ‚Nacht vor Augen‘ aktuelle Problemlagen, wie Verweigerung gesetzwidriger Befehle oder posttraumatische Belastungsstörungen, verhandelt, die mit dem Wandel der Bundeswehr zur Einsatzarmee einhergehen (vgl. Virchow/Thomas 2007).

Für den US-amerikanischen Kontext lässt sich an zahlreichen Beispielen zeigen, dass in Spielfilmen Deutungsangebote bezüglich des Militärs als Institution bzw. in Kriegseinsätzen gemacht wurden (vgl. Weber 2006). Dies gilt etwa für die Integration von Frauen in die US-Streitkräfte (‚*GI Jane*‘) (vgl. Youngs 1999; Carver 2007), Sexualität (vgl. Eberwein 2007), den Vietnamkrieg (vgl. Anderegg 1991; M. Taylor 2003) oder die gescheiterte Intervention in Somalia, die u.a. im Film ‚*Black Hawk Down*‘ einer Interpretation zugeführt wurde, die der aktuellen US-Militärpolitik dienlich war.[26] Zur Kontextualisierung der jeweiligen Filme gehört die Berücksichtigung der Kooperation zwischen den Filmproduzenten und Regisseuren einerseits und den militärischen Akteuren andererseits, die sich auch in der Einflussnahme auf Drehbücher niederschlägt.[27]

Wie einige Spielfilme und Serien – etwa ‚*Top Gun*‘ – vom US-Militär zur Rekrutierung von Personal genutzt wurden, so lassen sich auch Computerspiele zur Nachwuchsgewinnung und zur Profilierung des Bildes vom Militär einsetzen. Der Einsatz von Simulationen in der militärischen Ausbildung hat seit Mitte der 1980er Jahre rasant zugenommen; nachdem das Sharewareprogramm ‚*Doom*‘ für militärische Zwecke adaptiert worden war, wurden auch handelsübliche Spiele zur Entwicklung spezieller Trainingswerkzeuge herangezogen und die Zusammenarbeit zwischen Institutionen des US-Militärs, Software-Unter-

25 Vgl. auch Chiari et al. 2003: 441-634.
26 Vgl. Showalter 2002; Pabst 2004; Klien 2005; Dalby 2008; Lawrence/McGarrahan 2008.
27 Vgl. Pollard 2002; Bürger 2005; Valantin 2005.

nehmen und der Spieleindustrie wurde intensiviert (vgl. Virchow/Thomas 2004). Das Spiel ‚*Marine Expeditionary Unit*' diente so kommerziellen wie militärischen Zwecken.

Die Attraktivität solcher Spiele (insbesondere) unter jungen Männern hat die US-Armee dazu veranlasst, auch die Kriegssimulation ‚*Americas Army*' kostenfrei über das Internet, durch Rekrutierungsstellen und Spielerzeitschriften zu verteilen (vgl. Gieselmann 2002). Akkurat wird die Handhabung von Handfeuerwaffen erklärt. Bevor ein Spieler an den Online-Kämpfen teilnehmen kann, muss er eine Ausbildung als Ranger, Scharfschütze oder Fallschirmspringer durchlaufen. Dabei gelten klare Regeln und gefeuert wird nur auf Befehl; bei ‚Befehlsverweigerung' droht – wenn auch nur virtuell – die Einzelzelle. Militärische Gehorsamsproduktion hat Priorität. So ‚authentisch' die Inszenierung der militärischen Einübung von Zucht und Ordnung wirkt, so ‚realistisch' das ‚Handling' der Waffen virtuell eingeübt werden kann, so wenig realistisch sind die Tötungsszenen. Repräsentiert wird der Soldatentyp des rationalen Technikers, der sich nicht von Gewalt- oder Rachephantasien leiten lässt (vgl. Li 2004). Dabei zeigen neurowissenschaftliche Untersuchungen, dass Spiele wie ‚*Counterstrike*' die visuelle Aufmerksamkeit erhöhen. Auch Nichtspieler konnten nach zehntägiger Übungszeit mehrere Objekte gleichzeitig auf dem Bildschirm wahrnehmen (vgl. Green/Bavelier 2003).

Die hier nur angedeutete Relevanz medienkultureller Produktionen für die Konstruktion gesellschaftlicher Vorstellungen von Krieg und Militär verweist darauf, wie umfangreich und vielseitig die Beziehungen zwischen Medien und Militär sind. Deren Analyse bedarf einer diachronen wie synchronen Betrachtungsweise, welche die nationalen Kontexte, historischen Veränderungen und die verschiedenen Akteure (Medien, Militär) in ihrer Vielfalt, deren Zielgruppen und die von ihnen eingesetzten Medien zu berücksichtigen hat. An inhalts- und diskursanalytischen Untersuchungen der Berichterstattung durch die Printmedien sowie der TV-Angebote mangelt es kaum. Es fehlt aber an Studien zu medialen Deutungsangeboten über das Militär und militärisches Medienhandeln. Schließlich ist mit Blick auf die theoretische Durchdringung des Verhältnisses von Medien und Militär auf die Notwendigkeit einer präzisen Typenbildung im Anschluss an Livingston bzw. Limor/Nossek zu verweisen.

Angesichts des Bedeutungszuwachses des Internets mit seinen verschiedenen Diensten und Applikationen, wie z.B. youtube, blogs und twitter (vgl. Seib 2004: 87 ff.) ist hinsichtlich der zukünftigen Forschungen zu den Beziehungen zwischen Militär und Medien auch an Angela Kepplers Befund zu erinnern, dass die verschiedenen Medien nicht nur eine „eigene Logik der Weltaneignung, Weltdarbietung oder Welterzeugung" haben, sondern dass sich diese Logik auch „nicht in einem luftleeren Raum herausgebildet hat und viel wichtiger noch,

dass sie in ihrer sozialen Wirksamkeit keineswegs auf einen sinnleeren Raum trifft“ (Keppler 2000: 140). Medien verändern die soziale und symbolische Weltaneignung, zugleich unterliegen sie einer dauernden sozial wie symbolisch gesteuerten Aneignung. Dies gilt auch für das auf Militärisches bezogene Medienhandeln und macht eine stärkere gesellschaftstheoretische Fundierung entsprechender Forschung notwendig. Schließlich sind militärisches und mediales Handeln im Grundsatz nicht voraussetzungs- und interessenlos.

Literatur

Aday, Sean/Livingston, Stephen/Hebert, Maeve (2005): Embedding the Truth. A Cross-Cultural Analysis of Objectivity and Television Coverage of the Iraq War. In: Press/Politics 10. 1. 3-21.

Al-Allaf, Mohammed (2001): US Wars and the CNN Factor. Washington D.C.: National Defense University. National War College.

Albrecht, Ulrich/Becker, Jörg (Hrsg.) (2002): Medien zwischen Krieg und Frieden. Baden-Baden: Nomos.

Altheide, David L./Grimes, Jennifer N. (2005): War Programming: The Propaganda Project and the Iraq War. In: The Sociological Quarterly 46. 4. 617-643.

Anderegg, Michael (Hrsg.) (1991): Inventing Vietnam. The War in Film and Television. Philadelphia: Temple University Press.

Bahador, Babak (2007): The CNN Effect in Action: How the News Media Pushed the West towards War in Kosovo. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Belknap, Margaret H. (2001): The CNN Effect: Strategic Enabler or Operational Risk?. USAWC Strategy Research Project. Carlisle: US-Army War College.

Bell, Martin (2008): The death of news. In: Media, War & Conflict 1. 2. 221-231.

Birdwell, Michael (2005): Technical Fairy First Class? Is This Any Way to Run an Army? Private Snafu and World War II. In: Historical Journal of Film, Radio and Television 25. 2. 203-212.

Bleicher, Joan K./Hickethier Knut (2006): Der Blick des Fernsehens auf die Bundeswehr. Unveröffentlichtes Manuskript.

Brandt, Gerhard/Friedeburg, Ludwig v. (1966): Aufgaben der Militärpublizistik in der modernen Gesellschaft. Frankfurt/Main: EVA.

Bürger, Peter (2005): Kino der Angst. Terror, Krieg und Staatskunst aus Hollywood. Stuttgart: Schmetterling Verlag.

Bulmahn, Thomas (2007): Interesse Jugendlicher an einer beruflichen Perspektive bei der Bundeswehr. In: SOWI NEWS 2. 1-11.

Bulmahn, Thomas/Fiebig, Rüdiger/Greif, Stefanie/Jonas, Alexander/Sender, Wolfgang/Wieninger, Victoria (2008): Sicherheits- und verteidigungspolitisches Meinungsklima in der Bundesrepublik Deutschland. Forschungsbericht 86. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.

Burns, Brian D. (2006): The American Military and the Media: Historical Lessons and Future Considerations. Maxwell Air Force Base: Maxwell Command and Staff.
Butt, David G./Lukin, Annabelle/Matthiessen, Christian M.I.M. (2004): Grammar – the first covert operation of war. In: Discourse & Society 15. 2/3. 267-290.
Buzan, Barry/Weaver, Ole/Wilde, Jaap de (1998): Security: A New Framework for Analysis. Boulder: Lienne Riener.
Calabrese, Andrew (2005): Casus Belli. U.S. Media and the Justification of the Iraq War. In: Television & New Media 6. 2. 153-175.
Carver, Terrell (2007): GI Jane: What are the 'Manners' that 'Maketh a Man'? In: British Journal of Politics and International Relations 9. 2. 313-317.
Chambers, Ross (2003): The War of the Words: The Rhetoric of 'Operation Iraqi Freedom' (An Informal Survey). In: Culture, Theory & Critique 44. 2. 171–181.
Chiari, Bernhard/Rogg, Matthias/Schmidt, Wolfgang (Hrsg.) (2003): Krieg und Militär im Film des 20. Jahrhunderts. München: Oldenbourg.
Christensen, Christian (2008): Uploading Dissonance: You Tube and the US Occupation of Iraq. In: Media, War and Conflict 1. 2. 155-175.
Clark, Andrew M./Christie, Thomas B. (2005): Ready... Ready...Drop! A Content Analysis of Coalition Leaflets Used in the Iraq War. In: Gazette 67.5. 141-154.
Cortell, Andrew P./Eisinger, Robert M./Althaus, Scott L. (2009): Why Embed? Explaining the Bush Administration's Decision to Embed Reporters in the 2003 Invasion of Iraq. In: American Behavioral Scientist 52. 5. 657-677.
Dalby, Simon (2008): Warrior geopolitics: Gladiator, Black Hawk Down and the Kingdom of Heaven. In: Political Geography 27. 4. 439-455.
Damm, Tile von (2002): Die Öffentlichkeitsarbeit der Bundeswehr – die Truppe als modernes Promotion- und Marketingunternehmen. In: Albrecht et al. (2002): S. 55-63.
Dauber, Cori E. (2001): The Shots Seen 'round the World: The Impact of the Images of Mogadishu on American Military Operations. In: Rhetoric and Public Affairs 4. 4. 653-687.
Department of Defense (2003): Public Affairs Guidance (PAG) on embedding Media during possible future operations / deployments in the U.S. Central Commands Area of Responsibility. http://www.defenselink.mil/news/Feb2003/d20030228pag.pdf (01.08.09)
Dimitrova, Daniela V./Strömbäck, Jesper (2005): Mission accomplished? Framing of the Iraq War in Elite Newspapers in Sweden and the United States. In: Gazette 67. 5. 399-417.
Dimitrova, Daniela V./Kaid, Lynda Lee/Williams, Andrew Paul/Trammell, Kaye D. (2005): War on the Web. The Immediate News Framing of Gulf War II. In: Press and Politics 10. 1. 22-44.
Dörner, Andreas (1997): Politische Bilderwelten: Filmanalyse als Instrument der Politischen Kulturforschung. In: Sozialwissenschaftliche Informationen 26. 4. 248-254.
Dörner, Andreas (2000): Politische Kultur und Medienunterhaltung. Zur Inszenierung politischer Identitäten in der amerikanischen Film- und Fernsehwelt. Konstanz: UVK.

Dominikowski, Thomas (2004): Massenmedien und Massenkrieg. in: Löffelholz (2004): 59-80.
Eberwein, Robert (2007): Armed Forces. Masculinity and Sexuality in the American War Film. New Brunswick et al.: Rutgers University Press.
Eilders, Christiane/Hagen, Lutz M. (2005): Kriegsberichterstattung als Thema kommunikationswissenschaftlicher Forschung. Ein Überblick zum Forschungsstand und den Beiträgen in diesem Themenheft. In: Medien & Kommunikationswissenschaft 20. 2/3. 205-221.
Entman, Robert M./Livingston, Steven/Kim, Jennie (2009): Doomed to Repeat. Iraq News 2002-2007. In: American Behavioral Scientist 52. 5. 689-708.
Esser, Frank (2009): Metacoverage of Mediated Wars. How the Press Framed the Role of the News Media and of Military News Management in the Iraq Wars of 1991 and 2003. In: American Behavioral Scientist 52. 5. 709-734.
Fahmi, Shahira (2005): Emerging Alternatives or Traditional News Gates. Which News Sources Were Used to Picture the 9/11 Attack and the Afghan War? In: Gazette 67. 5. 381-398.
Fischer, Jochen (2009): Unsichere Streitkräfte. Die mediale Darstellung der Bundeswehr-Ausrüstungspolitik im Afghanistaneinsatz. In: Jäger et al. (2009): 79-92.
Frahm, Ole (2005): Zwischen den Linien. Zur Kriegsdarstellung in Comics von George Herriman, Harvey Kurtzman und Jacques Tardi. In: Preußer (2009): S. 265-280.
Franqué, Friederike von (2009): Medienhilfe als Instrument militärischer Operationen. In: Jäger et al (2009): 111-124.
Gieselmann, Hartmut (2002): Virtuelle Stahlgewitter. Militarismus und Nationalismus in Computerspielen. In: medien+erziehung. 46. 6. 360-365.
Gilboa, Eytan (2003): Television News and U.S. Foreign Policy. Constraints of Real-Time Coverage. In: Press/Politics 8. 4. 97-113.
Gilboa, Eytan (2005): Global Television News and Foreign Policy: Debating the CNN Effect. In: International Studies Perspectives 6. 3. 325-341.
Goddard, Peter/Robinson, Piers/Parry, Katy (2008): Patriotism meets plurality: reporting the 2003 Iraq War in the British press. In: Media, War & Conflict 1. 1. 9-30.
Graber, Doris A. (2009): Looking at the United States Through Distorted Lenses. In: American Behavioral Scientist 52. 5. 735-754.
Graybill, Lyn S. (2004): 'CNN Made Me Do (Not Do) It': Assessing Media Influence on US Interventions in Somalia and Rwanda. Delhi: Sarei: 170-183.
Green, C.S./Bavelier, Daphne (2003): Action video game modifies visual selective attention. In: Nature 423. 534-538.
Greif, Stefanie (2008): Die Darstellung der Bundeswehr in den Medien. In: Bulmahn et al. (2008): 61-76.
Grimm, Petra/Capurro, Rafael (Hrsg.) (2004): Krieg und Medien. Verantwortung zwischen apokalyptischen Bildern und paradiesischen Quellen. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
Grote, Hans (2008): Rhythmen des Luftkampfes. In: Korte et al. (2008): 99-117.
Haigh, Michel M. et al. (2006): A Comparison of Embedded and Nonembedded Print Coverage of the U.S. Invasion and Occupation of Iraq. In: Press/Politics 11. 2. 139-153.

Hallin, Daniel (1986): The ‚Uncensored War': The Media and Vietnam. New York: Oxford University Press.
Heller, Heinz B./Röwekamp, Burkhard/Steinle, Matthias (Hrsg.) (2007): All Quiet on the Genre Front? Zur Praxis und Theorie des Kriegsfilms. Marburg: Schüren.
High, Peter B (2003): The Imperial Screen. Japanese Film Culture in the Fifteen Years' War, 1931-1945. Madison: University of Wisconsin Press.
Jaberg, Sabine/ Schlotter, Peter (Hrsg.) (2005): Imperiale Weltordnung – Trend des 21. Jahrhunderts? Baden-Baden: Nomos.
Jäger, Thomas (1998): Außenpolitische Kommunikation. In: Jarren et al. (1998): 516-524.
Jäger, Thomas (2008): Die amerikanische Regierung gegen die Weltöffentlichkeit? Theoretische und empirische Analysen der Public Diplomacy zum Irakkrieg. Wiesbaden: VS-Verlag.
Jäger, Thomas/Viehrig, Henrike (Hrsg.) (2009): Sicherheit und Medien. Wiesbaden: VS-Verlag.
Jäger, Margarete/Jäger, Siegfried (2007): Deutungskämpfe. Wiesbaden. VS-Verlag.
Jakobsen, Peter Viggo (2000): Focus on the CNN Effect Misses the Point: The Real Media Impact on Conflict Management is Invisible And Indirect. In: Journal of Peace Research 37. 2. 131-143.
Janatschek, Sabine (2009): Die Eigendarstellung privater Militär- und Sicherheitsfirmen in den Medien. Krisenkommunikation der Firma Blackwater. In: Jäger et al. (2009): 35-52.
Jarren, Otfried/Sarcinelli, Ulrich/Saxer, Ulrich (Hrsg.) (1998): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Jarren, Otfried/Donges, Patrick (2006): Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Wiesbaden: VS-Verlag.
Kellner, Douglas (2004): Media Propaganda and Spectacle in the War on Iraq: A Critique of U.S. Broadcasting Networks. In: Cultural Studies <=> Critical Methodologies 4. 3. 329-338.
Kellow, Christine L./Steeves, H. Leslie (1998): The Role of Radio in the Rwandan Genocide. In: Journal of Communication 48. 3. 107-128.
Keppler, Angela (2000): Verschränkte Gegenwarten. Medien- und Kommunikationssoziologie als Untersuchung kultureller Transformationen. In: Soziologische Revue Sonderheft 5. S. 140-152.
Klien, Stephen A. (2005): Public Character and the Simulacrum: The Construction of the Soldier Patriot and Citizen Agency in Black Hawk Down. In: Critical Studies in Media Communication 22. 5. 427-449.
Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hrsg.) (2005): War Visions. Bildkommunikation und Krieg. Köln: Herbert von Halem Verlag.
Kolmer, Christian/Semetko, Holli A. (2009): Framing the Iraq War. Perspectives from American, U.K., Czech, German, South African, and Al-Jazeera News. In: American Behavioral Scientist 52. 643-656.
Konstantinidou, Christina (2007): Death, lamentation and the photographic representation of the Other during the Second Iraq War in Greek newspapers. In: International Journal of Cultural Studies 10. 147-166.

Korte, Barbara/Tonn, Horst (Hrsg.) (2007): Kriegskorrespondenten: Deutungsinstanzen in der Mediengesellschaft. Wiesbaden: VS-Verlag.
Korte, Barbara/Paletschek, Sylvia/Hochbruck, Wolfgang (Hrsg.) (2008): Der Erste Weltkrieg in der populären Erinnerungskultur. Essen: Klartext.
Korte, Barbara (2009): Represented Reporters. Images of War Correspondents in Memoirs and Fiction. Bielefeld: transcript.
Lacey, James (2004): Who's Responsible for Losing the Media War in Iraq? http://www.military.com/NewContent/0,13190,NI_1004_Media-P1,00.html (01.August 2009).
Lawrence, J.S./McGarrahan, J.G. (2008): Operation Restore Honor in Black Hawk Down. In: Rollins et al. (2008): S. 431-457.
Lebel, Udi (2006): 'Communicating Security' – Civil-Military Relations in Israel. In: Israel Affairs 12. 1. 361-364.
Lehman, Patrick (2004): Embedded Media and the Military Commander. Newport: Naval War College.
Lewis, Justin (2008): The role of the media in boosting military spending. In: Media, War & Conflict 1. 108-117.
Li, Zhan (2004): The Potential of America's Army the Video Game as Civilian-Military Public Sphere. Cambridge: Massachusetts Institute of Technology.
Limor, Yehiel/Nossek, Hillel (2006): The Military and the Media in the Twenty-First Century: Towards a New Model of Relations. In: Israel Affairs 12. 3. 484-510.
Livingston, Steven (1997): Clarifying the CNN Effect. An Examination of Media Effects According to Type of Intervention. Research Paper R-18. Cambridge: John F. Kennedy School of Government, The Joan Shorenstein Center.
Livingston, Steven/Eachus, Todd (1995): Humanitarian Crises and U.S. Foreign Policy: Somalia and the CNN Effect Reconsidered. In: Political Communication 12. 413-429.
Löffelholz, Martin (Hrsg.) (2004): Krieg als Medienereignis II. Wiesbaden: VS-Verlag.
Lustgarten, Audrey/Debrix, François (2005): The Role of the Media in Monitoring International Humanitarian Law during Military Interventions: The Case of Kosovo. In: Peace & Change 30. 359-397.
Machura, Stefan/Voigt, Rüdiger (Hrsg.) (2005): Krieg im Film. Münster: LIT.
Malek, Abbas (1997): News Media and Foreign Relations: A Multifaced Perspective. Norwood: Ablex.
Martin, Shannon E. (2006): US Media Pools and Military Interventions in the 1980s and 1990s. In: Journal of Peace Research 43. 5. 601-616.
Matelski, Marilyn J./Street, Nancy Lynch (Hrsg.) (2003): War and Film in America. Jefferson et al.: McFarland.
Mazzetti, Mark/Daragahi, Borzou (2005): U.S. Military Covertly Pays to Run Stories in Iraqi Press. http://articles.latimes.com/2005/nov/30/world/fg-infowar30 (01.August 2009).
Miller, Derek B. (2007): Media Pressure On Foreign Policy. New York: Palgrave Macmillan.

Ministry of Defence (2008): The Green Book. http://www.mod.uk/NR/rdonlyres /253F09B2-44E1-43E3-9E4E-59B8D3CF4CE5/0/GreenBookVersion50Web Version2Dec08.pdf (01. August 2009).
Miracle, Tammy L. (2003): The Army and Embedded Media. In: Military Review 9/10. 41-45.
Moeller, Susan D. (2004): Media Coverage of Weapons of Mass Destruction. http://www.cissm.umd.edu/papers/files/wmdstudy_full.pdf (01. August 2009).
Mooney, Michael J. (2004): Live from the Battlefield: An examination of embedded war correspondents' reporting during Operation Iraqi Freedom. Monterey: Navy Postgraduate School.
Moskos, Charles (2001): Towards a Postmodern Army? In: Democratic Culture 4/5. 213-232.
Nord, Lars W./Strömbäck, Jesper (2006): Reporting more, informing less. A comparison of the Swedish media coverage of September 11 and the wars in Afghanistan and Iraq. In: Journalism 7. 1. 85-110.
O'Heffernan, Patrick (1993): Mass Media and U.S. Foreign Policy: A Mutual Exploitation Model of Media Influence in U.S. Foreign Policy. In: Spitzer et al. (1993): 187-211.
Pabst, Eckhard (2004): ‚Let's go and get this thing done!' Krieg als die Fortsetzung kultureller Differenzen mit anderen Mitteln in Ridley Scotts Black Hawk Down. In: Petersen (2004): 170-193.
Palandt, Ralf (2005): Gezeichnete Bilder vom Krieg: Konstruierte Wirklichkeit in US-amerikanischen Superhelden-Comics. In: Knieper et al. (2005): 256-275.
Palm, Carla (2004): Information als Waffe? Die Rolle des amerikanischen Soldaten-Senders AFN und der Front-Zeitung Stars and Stripes während des Golfkonflikts 2003. In: Grimm et al (2004): 107-115.
Pasquarett, Michael (2004): Perspectives on Embedded Media. Carlisle: U.S. Army War College.
Paul, Christopher/Kim, James J. (2004): Reporters on the Battlefield. The Embedded Press System in Historical Context. Santa Monica: Rand.
Paul, Gerhard (2004): Bilder des Krieges. Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges. Paderborn: Schöningh.
Payne, Kenneth (2008): The Media at War. Ideology, Insurgency and Journalists in the Firing Line. In: RUSI 153. 1. 16-21.
Petersen, Christer (2004): Zeichen des Krieges in Literatur, Film und Medien. Band 1: Nordamerika und Europa. Kiel: Ludwig-Verlag.
Pfau, Michael/Haigh, Michael M./Logsdon, Lindsay/Perrine, Christopher/Baldwin, James P./Breitenfeldt, Rick E./Ceasar, Joel/Dearden, Dawn/Kuntz, Greg/Montalvo, Edgar/ Roberts, Dwaine/Romero, Richard (2005): Embedded Reporting During the Invasion and Occupation of Iraq: How the Embedding of Journalists Affects Television News Reports. In: Journal of Broadcasting/Electronic Media 49. 4. 468-487.
Pollard, Tom (2002): The Hollywood War Machine. In: New Political Science 24. 1. 121-139.
Porch, Douglas (2002): No Bad Stories: The American media-military relationship. In: Naval War College Review 55. 1. 85-107.

Prayon, Horst (1998): Sicherheitspolitische Kommunikation. In: Jarren et al. (1998): 525-530.
Preußer, Heinz-Peter (Hrsg.) (2009): Krieg in den Medien. Amsterdam et al.: Rodopi.
Project for Excellence in Journalism (2003): Embedded Reporters: What Are Americans Getting. Washington. D.C.: Columbia University Press.
Rayner, Jonathan (2007): The Naval War Film. Genre, History, National Cinema. Manchester et al.: Manchester University Press.
Reeb, Hans-Joachim (2008): Die Bundeswehr in den Medien. In: Europäische Sicherheit 57. 1. 27-30.
Rid, Thomas (2007): War and Media Operations. The US Military and the press from Vietnam to Iraq. London et al.: Routledge.
Risso, Linda (2007): 'Enlightening Public Opinion': A Study of NATO's Information Policies between 1949 and 1959 based on Recently Declassified Documents. In: Cold War History 7. 1. 45-74.
Robinson, Piers (1999): The CNN effect: can the news media drive foreign policy? In: Review of International Studies 25. 301-309.
Robinson, Piers (2005): The CNN-Effect Revisited. In: Critical Studies in Media Communication 22. 4. 344-349.
Robinson, Piers/Goddard, Peter/Parry, Katy (2009): U.K. Media and Media Management During the 2003 Invasion of Iraq. In: American Behavioral Scientist 52. 5. 678-688.
Rollins, Peter C./O'Connor, John E. (2008): Why We Fought. America's Wars in Film and History. Lexington: The University Press of Kentucky.
Roth, Karl-Heinz (1971): Invasionsziel DDR. Hamburg. Konkret-Verlag.
Ryan, Michael (2006): Mainstream News Media, an Objective Approach, and the March to War in Iraq. In: Journal of Mass Media Ethics 21. 4-29.
Sakai, Keiko (2007): 'Stories of our boys', but for whom? The Japanese media's coverage of the SDF in Iraq. In: International Journal of Contemporary Iraqi Studies 1. 3. 349-366.
Schubart, Rikke/Virchow, Fabian/White-Stanley, Debra/Thomas, Tanja (Hrsg.) (2009): War isn't Hell, it's Entertainment: War in Modern Culture and Visual Media. Jefferson et. al: McFarland.
Schwalbe, Carol B. (2006): Remembering Our Shared Past: Visually Framing the Iraq War on U.S. News Websites. In: Journal of Computer-Mediated Communication 12. 264-289.
Scott, Straus (2007): What Is the Relationship between Hate Radio and Violence? Rethinking Rwanda's 'Radio Machete'. In: Politics & Society 35. 4. 609-637.
Scott-Smith, Giles (2007): Confronting Peaceful Co-existence: Psychological Warfare and the Role of Interdoc, 1963-72. In: Cold War History 7. 1. 19-43.
Seib, Philip (2004): Beyond the Front Lines. How the News Media Cover a World Shaped by War. New York et al.: Palgrave Macmillan.
Seib, Philip (2005): Hegemonic No More: Western Media, the Rise of Al-Jazeera, and the Influence of Diverse Voices. In: International Studies Review 7. 601-615.
Seib, Philip (2009): Toward a New Public Diplomacy: Redirecting U.S. Foreign Policy. New York: Palgrave MacMillan.

Shaw, Martin (1993): Civil Society and Media in Global Crises. London: St Martin's Press.
Showalter, Dennis (2002): Imagery and Realism: The Two Faces of Black Hawk Down. In: Diplomatic History 26. 4. 649-651.
Soderlund, Walter C./Wagenberg, Ronald H./Pemberton, Ian C. (1994): Cheerleader or Critic? Television News Coverage in Canada and the United States of the US Invasion of Panama. In: Canadian Journal of Political Science/Revue canadienne de science politique 2. 581-604.
Spitzer, Robert J. (Hrsg.) (1993): Media and Public Policy. Westport: Praeger.
Strübel, Michael (Hrsg.) (2002): Film und Krieg. Die Inszenierung von Politik zwischen Apologetik und Apokalypse. Opladen: Leske+Budrich.
Suid, Lawrence H. (1996): Sailing on the Silver Screen. Hollywood and the U.S. Navy. Annapolis: NIP.
Suid, Lawrence H. (2002): Guts & Glory. The Making of the American Military Image in Film. Lexington: The University Press of Kentucky.
Taylor, Mark (2003): The Vietnam War in History, Literature and Film. Tuscaloosa: The University of Alabama Press.
Taylor, Philip M. (1997): Global Communications, International Affairs, and the Media since 1945. London: Routledge.
Taylor, Philip M. (2003): Conflict and Conflicting Cultures: The Military and the Media. DCAF-Conference Paper.
Theiler, Olaf (2009): Die Eigendarstellung staatlicher Sicherheitsakteure in den Medien. Das Beispiel der Bundeswehr. In: Jäger et al. (2009): 25-34.
U.S. Army/Marine Corps (2007): Counterinsurgency Field Manual. Chicago et al.: University of Chicago Press.
U.S. Army War College (2006): Information Operations Primer. Philadelphia: U.S. Army War College.
Valantin, Jean-Michel (2005): Hollywood, the Pentagon and Washington. The Movies and National Security from World War II to the Present Day. London: Anthem Press.
Virchow, Fabian (2007): Das Militär als Deutungsinstanz. Medienapparat und Medienpolitik der Bundeswehr in aktuellen Konflikten. In: Korte et al. (2007): 93-112.
Virchow, Fabian/Thomas, Tanja (2004): Militainment als ‚banaler' Militarismus. In: Löffelholz (2004): 297-325.
Virchow, Fabian/Thomas, Tanja (2007): Militär und Krieg in einer Medienkultur: Perspektivierungen aus Sicht der Cultural Studies und Politischer Kulturforschung. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 32. 4. 41-66.
Wagner, Jon (2002): Contrasting images, complementary trajectories: sociology, visual sociology and visual research. In: Visual Studies 17. 2. 160-171.
Weber, Cynthia (2006): Imagining America at war. Morality, politics, and film. London et al.: Routledge.
Wenk, Silke (2005): Imperiale Inszenierungen? Visuelle Politik und Irak-Krieg. In: Jaberg et al. (2005): 63-93.
Westwell, Guy (2006): War Cinema. Hollywood on the Front Line. London et al.: Wallflower.

Windrich, Elaine (2000): The laboratory of hate: The role of clandestine radio in the Angolan War. In: International Journal of Cultural Studies 3. 2. 206-218.
Yang, Jin (2003): Framing the Nato Air Strikes on Kosovo Across Countries. In: Gazette 65. 3. 231-249.
Yaworsky, William (2005): Like Cassandra, I Speak the Truth: US Army Psychological Operations in Latin America, 1987-89. In: Low Intensity Conflict & Law Enforcement 13. 135-155.
Youngs, Gillian (1999): Three Readings of G.I. Jane. In: International Feminist Journal of Politics 1. 3. 476-481.
Zandberg, Eyal/Neiger, Motti (2005): Between the nation and the profession: journalists as members of contradicting communities. In: Media, Culture & Society 27. 1. 131-141.
Zelizer, Barbie (2005): Death in Wartime. Photographs and the 'Other War' in Afghanistan. In: Press/Politics 10. 3. 26-55.

II. Militärische Organisationen

Kampfmoral und Kohäsion als Forschungsgegenstand, militärische Praxis und Organisationsideologie

Heiko Biehl

1 Kampfmoral und Kohäsion als militärische und wissenschaftliche Konzepte[1]

Die Entfaltung militärischer Gewalt und das Führen von Kriegen sind zentral für Streitkräfte, liegt hierin doch der spezifische Unterschied zu anderen Organisationen und Institutionen. Um diese Fähigkeiten entwickeln zu können und zum Einsatz zu bringen, sind gewaltige Anstrengungen organisatorischer, materieller, finanzieller und logistischer Natur vonnöten. Ebenso wesentlich ist die personale Mobilisierung. Trotz des viel beschworenen und empirisch konstatierten Endes der Massenarmeen sind Streitkräfte weiterhin darauf angewiesen, eine beachtliche Zahl von Soldaten zu rekrutieren, zu mobilisieren, auszubilden und in die Bereitschaft zu versetzen, an militärischen Einsätzen – von humanitären Missionen bis hin zu Kriegen – teilzunehmen. Armeen sind mithin gehalten, Individuen dazu zu bringen, sich ihnen anzuschließen und an militärischen Auseinandersetzungen zu beteiligen. Damit rückt die Frage nach den Gründen und Einflussgrößen soldatischer Motivation in den Fokus. Denn obwohl es scheinbar immer Kriege gab und sich auch in der Gegenwart ausreichend Beispiele für kriegerische Auseinandersetzungen finden lassen, ist es problematisch, den Krieg schlichtweg als Kulturgut zu begreifen (vgl. Keegan 1995). Aus Perspektive des Individuums ist es vielmehr höchst erklärungsbedürftig, weshalb sich jemand als Soldat am Kampfgeschehen beteiligt. Insbesondere in Zeiten,

1 Den in diesem Artikel verwendeten Begriffen – wie (Kampf-)Moral, Motivation, militärische Kohäsion, soldatischer Zusammenhalt und Kameradschaft – kommen je nach zeitlichem, nationalem und sektoralem Kontext unterschiedliche Bedeutungen zu. Im Folgenden werden unter Vernachlässigung definitorischer Details die Bezeichnungen Kampfmoral, Einsatzmotivation und soldatische Motivation sowie militärische bzw. soldatische Kohäsion und Zusammenhalt synonym verwendet. Es erfolgt lediglich eine Differenzierung sozialer, aufgabenbezogener und instrumenteller Kohäsion (vgl. Abs. 3).

in denen der Zwang in Form der Wehrpflicht nicht mehr die vornehmste Art militärischer Rekrutierung darstellt. Zumindest mit Blick auf die Armeen der westlichen Staaten gilt, dass die Zugehörigkeit zur Armee und damit die Teilnahme an Einsätzen in letzter Konsequenz der Entscheidung des Einzelnen unterliegt. Von einer solchen Freiwilligkeit ist gegenwärtig selbst mit Blick auf Deutschland auszugehen, wo trotz Vorbestandes der Wehrpflicht deren Umgehen ein Leichtes ist und ohnehin nur freiwillig länger dienende Zeit- und Berufssoldaten an den Einsätzen teilnehmen. Warum setzen sich aber Individuen den Gefahren militärischer Einsätze aus und beteiligen sich an Kriegen?

Die Frage nach Kampfmoral und Einsatzmotivation gehört zu den Kernthemen der Militärsoziologie. Seit dem Zweiten Weltkrieg liegen systematische Versuche vor, die Handlungen von Soldaten mit den Theorien und Methoden empirischer Sozialforschung zu ergründen. Seitdem hat die Forschung stets zwei Ebenen miteinander verknüpft. Unter empirischer Perspektive ist von Interesse, welches die entscheidenden Faktoren für die Kampfbereitschaft von Soldaten sind, wie man diese bestimmen und erklären kann und welchen Stellenwert dabei die militärische Kohäsion einnimmt. Diese Fragestellung ist für militärische Praktiker insofern wesentlich, als sie darin einen Schlüssel zur Steuerung und Effizienzsteigerung ihrer Streitkräfte sehen. Entsprechend fanden und finden sozialwissenschaftliche Befunde Eingang in den innerorganisatorischen und organisationspolitischen Diskurs, schlagen sich in Vorschriften und Lehrbücher nieder und beeinflussen die Selbstbeschreibungen von Soldaten. Damit sind die Untersuchungen zur Kampfmoral und Kohäsion auf einer zweiten Ebene stets Spielmaterial von Organisationspolitiken und dienen der Durchsetzung und Legitimation gewisser Interessen.

Im Folgenden geht es darum, das Zusammenspiel der Forschungsanstrengungen und der organisatorischen Implikationen mit Blick auf Deutschland zu beleuchten. Dazu wird zunächst der Forschungsstand zu Einsatzmotivation und militärischem Zusammenhalt skizziert (Abs. 2). Es kann kaum erstaunen, dass in den USA sowohl die empirischen Analysen weiter vorangeschritten als auch die organisationspolitischen und damit letztlich normativen Implikationen der Forschung besser aufbereitet sind. Spätestens mit den Kontroversen um die Integration homosexueller Soldaten in den 1990er Jahren und dem bahnbrechenden Aufsatz von David Segal und Meyer Kestnbaum (2002) wurde in den Vereinigten Staaten die Verbindung zwischen den empirischen Forschungsfragen und organisationspolitischen Implikationen offen gelegt (Abs. 3). Die hiesige Forschung zu Kampfmoral, Einsatzmotivation und militärischer Kohäsion nimmt erst mit Beginn der Auslandseinsätze Mitte

der 1990er Jahre ihren Ausgang. Eine substanzielle Auseinandersetzung mit den normativen und organisationspolitischen Implikationen im Hinblick auf die Bundeswehr – weniger mit Blick auf die Wehrmacht – steht bislang aber noch aus. Abschnitt 4 gibt einen ersten Überblick anhand ausgewählter Dokumente. Durch die Verschränkung beider Ebenen wird entlang eines exponierten Untersuchungsgegenstandes zugleich exemplifiziert, welche Möglichkeiten und Grenzen sozialwissenschaftlicher Forschung zu den, in den und für die Streitkräfte zueigen sind (Abs. 5).

2 Die wissenschaftliche Debatte um den Stellenwert und das Wesen militärischer Kohäsion

Zwar gab es während des Ost-West-Konflikts keine eigenständige deutsche Sozialforschung zu Einsatzmotivation und militärischer Kohäsion, historische Analysen zur Wehrmacht setzen sich aber sehr wohl mit diesen Themenkomplexen auseinander. Deren Befunde wie die Erträge der amerikanischen Militärsoziologie gilt es folglich in Auseinandersetzung mit Kampfmoral und soldatischer Kohäsion in der Bundeswehr zu beachten. In der sozialwissenschaftlichen Literatur finden sich hierzu zwei Diskussionsstränge: In empirischer Perspektive geht es erstens um die Bestimmungsgrößen soldatischer Handlungen und Motivation. Dabei wird um den Einfluss der diversen Größen gestritten: Was bestimmt das Verhalten des Soldaten im Einsatz? Welche Rolle spielt der militärische Zusammenhalt? In einer damit verwobenen, analytisch jedoch unterscheidbaren Debatte wird zweitens nach dem Wesen soldatischer Kohäsion gefragt: Ist diese Ausdruck von Ähnlichkeiten, geteilten Erlebnissen und Vertrautheit oder ist sie das Produkt einer Aufgabe, die nur gemeinsam zu bewältigen ist? Braucht es ein einigendes Ziel, um militärischen Zusammenhalt zu schaffen? Im Folgenden werden die Eckpunkte beider Diskussionen umrissen.

2.1 Die empirische Relevanz soldatischen Zusammenhalts für die Kampfmoral

Die militärsoziologische Forschungstradition zu Kampfmoral und militärischer Kohäsion ist mittlerweile über 60 Jahre alt. Entsprechend ausdifferenziert stellen sich

Forschungsstand, Befunde und Debatten dar. War bis weit ins 20. Jahrhundert die einschlägige Forschung eine US-amerikanische Domäne, so ist parallel zum Anstieg multinationaler militärischer Missionen im Rahmen von VN und anderer internationaler Organisationen eine sprunghafte Ausweitung der Forschung in anderen Staaten und Armeen zu verzeichnen. Aus diesem Grund liegen gegenwärtig Erkenntnisse zu einer Vielzahl von Streitkräften in Einsätzen unterschiedlicher Natur vor. Zudem ist es ein Verdienst der US-amerikanischen Forschung (sowie der US-Streitkräfte), dass Studien aus allen wesentlichen Konflikten und Kriegen seit Mitte des 20. Jahrhunderts vorliegen (Zweiter Weltkrieg, Koreakrieg, Vietnamkrieg, Falklandkrieg, Kriege und Konflikte im ehemaligen Jugoslawien, in Afghanistan und im Irak).

Angesichts dieser Breite und Tiefe der Forschung ist es schwierig, in einer knappen Darstellung den Facetten und Einzelbefunden aller Studien auch nur halbwegs gerecht zu werden. Dennoch zeichnet sich im Rückblick eine Debatte ab, die in Teilen wieder zu ihrem vor-sozialwissenschaftlichen Stand zurückgekehrt ist. Vor den ersten systematischen Untersuchungen war die Auffassung verbreitet, dass neben dem Zwang und der Angst vor Repressalien insbesondere der Zweck des Krieges entscheidend für die Kampfmoral sei. So galten der Glaube an Gott, die Gefolgschaft für einen Herrscher, zunehmend der Dienst fürs Vaterland und im 20. Jahrhundert vor allem ideologische Überzeugungen als entscheidende Motive für die Bereitschaft von Soldaten zu kämpfen. Spätere Studien aus den 1940er Jahren setzen hierzu einen Kontrapunkt. Demnach sind nicht hohe und hehre Ziele, sondern der konkrete soziale Kontext entscheidend für die Handlungen der Soldaten. Wenn sich diese in eine funktionierende soldatische Gemeinschaft eingebunden sehen, dann sind sie eher bereit zu töten und getötet zu werden. Sollte sich dieses militärische Geflecht aber auflösen, überwiegt der Wille zu überleben die Bereitschaft den Auftrag auszuführen. Desertion und Kapitulation werden wahrscheinlicher. Die frühen Studien zum Zweiten Weltkrieg betonten unisono die Wirkkraft des kameradschaftlichen Zusammenhalts. Samuel Stouffer et al. (1949) widmen sich in ihrem zweiten Band mit dem Titel „The American Soldier. Combat and Its Aftermath" der Frage der Kampfmoral der amerikanischen Soldaten. Dabei kommen sie zu dem Schluss, dass für die Kampfmoral „‚a sense of group obligation', , a sense of justice or fairness', and ‚the institutionalized role of soldier'" wichtiger als „‚overideological considerations' and ‚sheer self-interest'" (Schwartz/Marsh, 1999: 27) seien. Demnach hängt die Motivation des einzelnen Soldaten in erster Linie von seinem militärischen Umfeld ab (vgl. Stouffer et al. 1949). Die Ausrichtung auf ein übergeordnetes, politisches Ziel hin ist demgegenüber von nachrangiger Relevanz. Edward

Shils und Morris Janowitz kommen aufgrund ihrer Befragungen von Wehrmachtssoldaten zu ähnlichen Befunden, wenn sie erklären:

> „The fighting effectiveness of the vast majority of soldiers in combat depends only to a small extent on their preoccupation with the major political values which might be affected by the outcome of the war and which are the object of concern to statesmen and publicists." (Shils/Janowitz 1948: 284)

Stattdessen spiele der kameradschaftliche Zusammenhalt eine ausschlaggebende Rolle:

> „Where conditions were such as to allow primary group life to function smoothly, and where the primary group developed a high degree of cohesion, morale was high and resistance effective or at least very determined, regardless in the main of the political attitudes of the soldiers." (ebd.: 314f.)

Die erste Studie von Bedeutung, die den Stellenwert von Kohäsion relativiert, ist die Untersuchung einer Infanterieeinheit im Vietnamkrieg durch Charles Moskos (1968). Zwar erkannte der Autor die Wirkung militärischer Kohäsion durchaus an, stellte ihr aber andere Einflussgrößen – wie normative Überlegungen (*latent ideology*) oder Eigeninteresse - zur Seite. Seit den 1980er Jahren geraten der familiäre Hintergrund des Soldaten und die Trennung von den Angehörigen wieder verstärkt in den Blick (vgl. Wechsler Segal 1986). Diese Größe wird bereits durch Shils und Janowitz (1948: 289-291) beschrieben, wenngleich nur als Störfaktor für Kameradschaft.

Die zu Bundeswehreinsätzen vorliegenden Studien zeichnen ähnlich wie vergleichbare Untersuchungen zu anderen Streitkräften (vgl. Ben-Ari et al. 2005; Bennett et al. 2005; Jelusic/Garb 2005; Robert 1996; Walendowski 1988) ein differenziertes Bild. Die Motivation der deutschen Soldaten ist nicht von einem einzigen Faktor abhängig, inhaltliche Überzeugungen entfalten ebenso ihre Wirkung wie der soldatische Zusammenhalt, das Vertrauen in Vorgesetzte sowie die familiäre Unterstützung bzw. Belastung (vgl. Biehl/vom Hagen/Mackewitsch 2001; Biehl 2005; Keller/Tomforde 2005). Im direkten empirischen Vergleich sind die Identifikation mit dem Auftrag und der Einfluss des familiären Umfeldes am einflussreichsten. Damit kann militärische Kohäsion nur noch als einer von mehreren Faktoren für soldatische Handlungen und Motivation gelten. Zwar kommt ihm eine wesentliche Bedeutung zu, er stellt allerdings keine Schlüsselgröße dar, sondern steht neben

anderen Einflüssen. Dieser Befund unterfüttert die Kritik an der seit längerem zu beobachtenden Verselbständigung der Kohäsionsforschung. Bis zum heutigen Tag gibt es wissenschaftliche Analysen und militärische Handlungsempfehlungen, die sich ausschließlich auf die soldatische Kohäsion und deren Zustandekommen konzentrieren (vgl. Bartone/Adler 1999; Henderson 1985; Manning 1991; Siebold 1999). Dabei geht es vielfach gar nicht mehr darum, den Einfluss des soldatischen Zusammenhalts auf die Kampfmoral nachzuweisen – dieser wird vorausgesetzt –, sondern die Möglichkeiten, Kohäsion zu steigern, stehen im Mittelpunkt des Interesses, wie etwa der Titel eines Aufsatzes zweier amerikanischer Soldaten dokumentiert: ‚Cohesion. Who needs it? What is it and How Do We Get It To Them?' (vgl. Ingraham/Manning 1981). Eine solche Verengung erscheint jedoch als unangemessen, weil in den letzten Jahrzehnten eine wesentliche Ausdifferenzierung des Kohäsionsbegriffs zu verzeichnen ist.

2.2 Die Ausdifferenzierung militärischer Kohäsion

Die Forschung zu Soldaten im Einsatz zeichnet sich gegenwärtig durch ein Neben- und teilweise Gegeneinander unterschiedlicher Lesarten militärischer Kohäsion aus. Die Auffächerung ist, analog zur Entwicklung in anderen Untersuchungsfeldern und Disziplinen, das Produkt jahrzehntelanger Forschungsanstrengungen, sich differenzierender konzeptioneller wie theoretischer Auffassungen und divergenter empirischer Befunde. Mit Blick auf die organisationspolitischen Implikationen sind ferner die unterschiedlichen normativen Verständnisse von Belang, die mit den diversen Varianten militärischen Zusammenhalts einhergehen. Fasst man die gegenwärtige Forschungslage zusammen, so lassen sich *grosso modo* drei Verständnisse von soldatischer Kohäsion identifizieren.

(1) social cohesion

Die klassische, stark durch die Studien aus dem Zweiten Weltkrieg geprägte Auffassung von militärischer Kohäsion betont die Kameradschaft, wie sie sich idealtypisch in der ‚kleinen Kampfgemeinschaft' konkretisiert. Dabei stellt die soziale Homogenität der Soldaten eine Voraussetzung für das Entstehen und Funktionieren militärischen Zusammenhalts dar. Shils und Janowitz (1948: 287) betonen etwa die Binde-

kraft gleicher landsmannschaftlicher Wurzeln oder gemeinsamer Gefechtserfahrungen für die Mitglieder einer Primärgruppe. Ebenso wichtig sind Ähnlichkeiten im sozioökonomischen Hintergrund (Alter, Bildung, Beruf) (vgl. ebd.: 288).

Bis in unsere Tage hinein postulieren Arbeiten die Relevanz sozialer Kohäsion, wie etwa die Studie von Wong et al. (2003), die amerikanische und irakische Soldaten während des Angriffs der US-geführten Allianz auf den Irak untersucht hat. Darin heißt es:

> „For U.S. soldiers in the Iraq War (…) importantly the most frequent response given for combat motivation was 'fighting for my buddies.' Soldiers answered with comments such as, 'In combat, just the fact that if I give up, I am not helping my buddies. That is number one.' or 'Me and my loader were talking about it, and in combat the only thing that we really worry about is you and your crew.' The soldiers were talking about social cohesion – the emotional bonds between soldiers." (Wong et al. 2003: 9f.)

Dieser Befund evozierte eine kritische Diskussion in der führenden militärsoziologischen Zeitschrift Armed Forces & Society (vgl. MacCoun et al. 2006). Die zitierten Formulierungen illustrieren gut, woran die Kritik am Konzept der sozialen Kohäsion anknüpft. Deren Verfechtern wird vorgehalten, dass sie einer romantisierten Sicht militärischen Zusammenhalts Vorschub leisten. Die Rede von emotionalen Beziehungen zwischen Kameraden entspreche und bediene zwar den innermilitärischen Diskurs von Soldaten, als sozialwissenschaftliche Analysekategorie oder Erklärung tauge ein solches Konzept jedoch kaum (vgl. ebd.: 647f.). Vielmehr zeige sich hierbei ein methodischer Defekt qualitativer Interviews, wenn die Soldaten unmittelbar nach ihrer Motivation und den dahinter stehenden Gründen gefragt werden. Die Soldaten griffen in einschlägigen Befragungen auf die Erklärungsmuster zurück, die ihnen in der Ausbildung nahegebracht werden und reproduzierten diese in den Interviews. Methodenkritisch mache sich folglich ein Antwortverhalten entlang den Kriterien militärischer Erwünschtheit bemerkbar (vgl. ebd.: 649f.). Aufschluss über die tatsächlichen Gründe für soldatische Motivation sei mittels dieser Art von Untersuchung kaum zu gewinnen.

(2) task cohesion

In bewusster Abgrenzung zur *social cohesion* versteht *task cohesion* militärischen Zusammenhalt als Ausrichtung einer Gruppe auf ein gemeinsames Ziel hin. Nicht sozialer Zusammenhalt, sondern die zielgerichtete Gemeinschaft, auf einen Zweck hin orientiert und für diesen bestimmt, sei wesentlich für das Verhalten von Soldaten in Einsatz und Krieg (vgl. MacCoun 1993). Die gemeinsam verfolgte Aufgabe integriere Soldaten mit unterschiedlichen Hintergründen und orientiere diese auf ein geteiltes Ziel. Unklar ist bei dieser Variante soldatischen Zusammenhalts zuweilen, wie umfassend das gemeinsame Ziel definiert werden kann: Bezieht sich dies allein auf eine konkrete militärische Aufgabe, vor die sich eine Gruppe gestellt sieht und die es zu lösen gilt, etwa eine Streife erfolgreich durchzuführen oder einen Posten gegen Widerstand zu halten? Oder ist die Aufgabe in einem umfassenden Sinne zu begreifen, wenn es darum geht, eine Mission zu einem erfolgreichen Ende zu bringen oder gar einen Krieg zu gewinnen? Versteht man *task cohesion* im weiten, umfassenden Sinne, dann ist sie kaum noch von der latenten Ideologie zu unterscheiden, die Charles Moskos (1968) im Rahmen seiner Untersuchung in Vietnam als wesentliche Größe für soldatische Handlungen identifiziert hat. Der Autor geht davon aus:

> „(...) daß Primärgruppen nur dann dazu dienen, den Soldaten in seiner Kampfrolle zu halten, wenn außerdem noch eine Überzeugung von dem Wert des größeren sozialen Systems, für das er kämpft, hinzukommt. Diese Überzeugung muss nicht förmlich artikuliert, vielleicht nicht einmal bewusst erkannt werden. Doch in einem gewissen Grade muss der Soldat, wenn auch nicht das spezifische Kriegsziel, dann doch wenigstens den Zustand des Sozialsystems, dem der angehört, als gerecht und annehmbar empfinden." (ebd.: 210)

Ungeachtet der empirischen Wirkkraft ist fraglich, ob es konzeptionell sinnvoll ist, solch breite Auffassungen und Überzeugungen noch als *task cohesion* zu verstehen, da der Begriff des militärischen Zusammenhalts in der einschlägigen Literatur stets auch in Abgrenzung zu inhaltlichen Überzeugungen genutzt wurde. Moskos' Vietnamstudie relativiert die klassische Lesart sozialer Kohäsion jedoch noch aus anderer Perspektive. Die Ausrichtung der Gruppe auf einen gemeinsamen Zweck hin leitet über zur instrumentellen Lesart von Kohäsion.

(3) Instrumentelle Kohäsion

Standen bei *social cohesion* der kameradschaftliche, auch emotionale Bezug der Soldaten und bei der *task cohesion* die gemeinsam zu erledigende Aufgabe im Mittelpunkt, so versteht instrumentelle Kohäsion militärischen Zusammenhalt als funktionale Notwendigkeit angesichts der Bedingungen von Krieg und Einsatz. Die Belastungen, die auf den Soldaten wirken, kann dieser nicht alleine bewältigen. Er ist auf seine Kameraden und Vorgesetzten angewiesen. Nach Moskos „müssen die instrumentellen und auf das Eigeninteresse bezogenen Aspekte der Primärgruppenbeziehungen in Kampfeinheiten stärker in Rechnung gestellt werden. Denn der einzelne Soldat muss, will er seine Überlebenschancen erhöhen, notwendigerweise Primärgruppenbeziehungen entwickeln und an ihnen teilnehmen." (Moskos 1968: 208) Der kameradschaftliche Zusammenschluss ist folglich das Ergebnis der besonderen Belastungen, unter denen die Soldaten leiden. Entsprechend wird die soldatische Primärgruppe zum Zweckverband oder um es mit den Worten des Autors zu sagen: „So sollten die Primärgruppen der Soldaten eher als pragmatische und situationsbedingte Reaktionen verstanden werden denn als halb-mystische Kameradschaftsbindungen". (ebd.: 219; ebenso Braun 1985) Angesichts der besonderen Entstehungsbedingungen der Studie wird dieser Befund erklärlich. Die individuelle Stehzeit US-amerikanischer Soldaten im Vietnamkrieg betrug zwölf Monate. Dies führte zu einer individuellen zeitlichen Logik des Einsatzes, wodurch Neuankömmlinge und Erfahrene unterschiedliche Zeithorizonte und Interessen entwickelten, wenngleich sie aufeinander angewiesen waren. Moskos gelingt der Nachweis, dass sich unter den Bedingungen besonderer Gruppenmechanismen und -dynamiken soldatische Praxen entwickeln, die der militärischen Funktionalität wenig dienlich sind oder gar entgegen stehen. In der Folge liest er die militärische Gemeinschaft eher als Zweck- denn als Schicksalsgemeinschaft.

Anklänge an die instrumentelle Variante militärischer Kohäsion finden sich bis hinein in die Schriften derer, die der *social cohesion* das Wort reden. Wong et al. (2003: 10f.) halten etwa fest:

> „The second role of cohesion is to provide the confidence and assurance that someone soldiers could trust was 'watching their back.' (…) Once soldiers are convinced that their own personal safety will be assured by others, they feel empowered to do their job without worry."

Ein genauerer Blick in die Literatur ermöglicht sicherlich noch die Identifikation weiterer Positionen und zusätzlicher Differenzierungen. Wesentlich für das Zusammenspiel wissenschaftlicher Forschung und organisationspolitischer Implikationen sind jedoch die vorgestellten drei Grundvarianten militärischer Kohäsion. Bis in die Gegenwart ist ein ungebrochenes Forschungsinteresse an dieser Thematik zu konstatieren. Ebenso kommt es immer wieder zu bemerkenswerten Forschungskontroversen hinsichtlich des Stellenwerts und Wesens soldatischer Kohäsion.[2] Diese Lebendigkeit und in Teilen Heftigkeit der Debatte ist nur zu verstehen, wenn neben dem wissenschaftlichen Interesse die organisationspolitischen und normativen Implikationen der einschlägigen Forschung und Befunde in den Blick geraten. Denn die These von der *social cohesion*, die sozialstrukturelle Ähnlichkeiten der Soldaten zur Voraussetzung hat, bedient gewisse inner- wie außermilitärische Interessen. Im Folgenden werden die normativen und organisationspolitischen Implikationen der Forschung zu Kohäsion und Kampfmoral mit Blick auf die deutsche Situation analysiert.

3 Die normativen und organisationspolitischen Implikationen militärischer Kohäsion und sozialer Homogenität

Die Forschung zu Kampfmoral und Kohäsion entfaltet hierzulande unter drei Aspekten normative und organisationspolitische Wirkung: erstens hinsichtlich des Umgangs mit der Ersetzbarkeit des Individuums in militärischen Organisationen, zweitens in der Debatte um Schuld und Verstrickung der Wehrmachtssoldaten und drittens in der Frage um Inklusion und Exklusion bestimmter Bevölkerungskreise in die Armee.

3.1 Vertraute Kameradschaft und militärische Funktionsnotwendigkeit

Kameradschaft, verstanden als enges soziales und emotionales Band zwischen den Soldaten, das die Integration und Anerkennung des Einzelnen ermöglicht, gilt als Besonderheit des Militärs. Nicht nur die Soldaten selbst, auch weite Teile der zivilen

2 So sind alleine in Armed Forces & Society in den letzten Jahren zwei größere Diskussionen dokumentiert (vgl. Wong et al. 2003; MacCoun et al. 2006; Wong 2006; Kolditz 2006; King 2006, 2007; Siebold 2007).

Bevölkerung konnotieren die Förderung kameradschaftlicher Beziehungen durch die Streitkräfte durchaus positiv. Auf Jugendliche, die vor der Entscheidung stehen, ob sie den Beruf des Soldaten ergreifen, wirkt die Aussicht auf Kameradschaft im Militär anziehend und attraktiv (vgl. Bulmahn 2007: 57; Leonhard/Biehl 2005).

Diese Zuschreibungen stehen im auffallenden Kontrast zur Funktionslogik militärischer Organisationen, die stark durch die Notwendigkeit der Austauschbarkeit von Individuen geprägt ist. Eine ganze Reihe militärischer Bemühungen in Struktur, Prozess, Ausrüstung, Ausbildung etc. ist auf Standardisierung und Entindividualisierung ausgerichtet. Ziel ist es, den einzelnen Soldaten ersetzbar zu machen. Für das Militär ist die Homogenisierung von Abläufen und Verfahren durch Drill und ein detailliertes Vorschriftwesen wesenseigen. Die Schaffung vergleichbarer Dienstposten und der weitreichende Versuch der Vereinheitlichung – etwa mittels Uniformierung – zielen ebenso wie die strikte Hierarchisierung darauf ab, organisatorische Prozesse unabhängig von den Fähigkeiten einzelner Soldaten gewährleisten zu können. In der Personalverwendung deuten die häufigen Versetzungen, die geringen Stehzeiten und die Schaffung von detaillierten Stellvertreterregelungen auf das Bemühen um Organisationskontinuität hin. Der Zweck dieser Maßnahmen ist stets, ungeachtet des Ausfalls von Einzelpersonen, die Funktions- und Handlungsfähigkeit der militärischen Organisation jenseits persönlicher Fertigkeiten aufrecht zu erhalten. Dieses Bestreben zeichnet Organisationen zwar per se aus, im Militär wird das Individuum in der Folge aber an die potenziellen Todesfolgen seiner Tätigkeit erinnert.

Aufgrund der hohen Personalfluktuation hat das Militär eine ganze Reihe von Institutionen geschaffen, die zum Ziel haben, dass sich Soldaten schnell kennen lernen und als Gruppe finden können. Zu denken ist hierbei an die obligatorischen *Ice Breaker* oder Seminarabende, die am Anfang jedes noch so kurzen Ausbildungsabschnittes stehen, wenn die Lehrgangsteilnehmer aus unterschiedlichen Kontexten stammen. Verlangt wird von den Soldaten mithin eine hohe Adaptionsfähigkeit und „Kooperationsprofessionalität“ (von Bredow 2005) – gerade auch in Zusammenarbeit mit bislang unbekannten Kameraden. In einer Studie zum Vorgehen der israelischen Streitkräfte im Rahmen der Al-Aqsa-Intifada untersuchen Ben-Ari et al. (2005) das Zusammenspiel sog. *instant units*, also von Einheiten, die für spezifische Aufträge zusammengesetzt werden. Dabei zeichnen die Autoren Wege und Möglichkeiten nach, wie die Soldaten sich rasch auf die zu erledigende Aufgabe ausrichten und mit fremden Kameraden kooperieren. Angesichts der derzeitigen Aufgaben, bei denen es häufig darum geht, verschiedene Potenziale und Organisations-

elemente aufgabenorientiert kurzfristig, zum Teil sogar unter Einbezug anderer Streitkräfte, zusammenzuführen, sind diese Fähigkeiten aus funktionaler Perspektive unabdingbar. Die Schaffung von Kohäsion aufgrund langer gemeinsamer Erfahrungen und gleicher Vorkenntnisse wäre hingegen kontraproduktiv.

Angesichts dieser Organisationsnotwendigkeiten und Funktionsbedingungen kann die Sehnsucht vieler Soldaten nach sozialer Kohäsion und deren Idealisierung bzw. Romantisierung als Versuch verstanden werden, sich den funktionalen Imperativen einer auf Ersetzbarkeit des Einzelnen ausgerichteten Organisation entgegen zu stellen. Dies erleichtert es den Soldaten, den Widerspruch zwischen Kameradschaftsrhetorik und konkret erfahrener, ‚kalter' Organisationslogik und Funktionsnotwendigkeit abzumildern.

3.2 Die Frage nach der Schuld und Verstrickung der Wehrmachtssoldaten

Im deutschen Kontext ist, wie Thomas Kühne zu Recht ausführt, „der wissenschaftliche Umgang mit Kameradschaft wie mit den Primärgruppen stark wertbehaftet" (2006: 13). Ursache ist der Bezug zur Debatte um die Involvierung und Verantwortung der Wehrmachtsangehörigen an den Verbrechen im Zweiten Weltkrieg. Die Antwort auf die Frage, ob die deutschen Soldaten in erster Linie aus Sorge um ihre Kameraden und ihre militärische Primärgruppe gekämpft haben oder aus ideologischer, sprich nationalsozialistischer Überzeugung, ist wesentlich für die normative Beurteilung ihres Handelns. Entsprechende Zusammenhänge lassen sich bis in die unmittelbare Nachkriegszeit zurückverfolgen. Insbesondere der Studie von Shils und Janowitz kommt dabei politische Relevanz zu, lautet doch einer ihrer zentralen Befunde:

> „This extraordinary tenacity of the German Army has frequently been attributed to the strong National Socialist political convictions of the German Soldier. It is the main hypothesis of this paper, however, that the unity of the German Army was in fact sustained only to a very slight extent by the National Socialist convictions of its members (…)." (Shils/Janowitz 1948: 281)

Damit lieferten die Autoren, wenngleich nicht intendiert, ein Erklärungs- und Entschuldigungsmuster, in das viele Wehrmachtsangehörige ihre Handlungen und Erfahrungen einordnen und bis zu einem gewissen Grad legitimieren bzw. entschuldi-

gen konnten. Gemeinsam mit den sogenannten Ehrenerklärungen von Eisenhower und Adenauer wurde damit der Weg zur Remilitarisierung Deutschlands und zur Integration ehemaliger Wehrmachtsangehöriger in die neu aufgestellten Streitkräfte geebnet. Thomas Kühne (2006: 278) hat aufgezeigt, wie der Kameradschaftsmythos die kollektive westdeutsche Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg bis weit in die 1970er Jahre hinein dominierte.

Seit Mitte der 1990er Jahre hat die Debatte um die Verstrickung der Wehrmacht und ihrer Angehörigen in die nationalsozialistischen Verbrechen verstärkte, auch breitenwirksame Aufmerksamkeit erfahren. Dabei spielt die Frage, was die Wehrmachtssoldaten zum Kampf angehalten hat und worauf die allgemein attestierte bemerkenswerte Durchhaltefähigkeit vieler Wehrmachtseinheiten zurückzuführen ist, wiederum eine wesentliche Rolle. Die Gegenposition zu Shils und Janowitz in der wissenschaftlichen Diskussion markiert Omer Bartov, der methodische Zweifel gegenüber der Vorläuferstudie anbringt. So sei es kaum im Interesse der Kriegsgefangenen gewesen, ihre nationalsozialistische Überzeugungen kund zu tun. Zugleich weist Bartov für Verbände an der Ostfront nach, dass durch immense Ausfälle und Personalrotationen ‚gewachsene Einheiten' und langjährige kameradschaftliche Beziehungen keineswegs die Norm darstellten. Vielmehr sei die Identifikation mit dem System konstitutiv für die Kampfmoral der Soldaten, die gemäß Bartov (2001: 272) auch „für den Nationalsozialismus und für alles, wofür er stand" kämpften. Die Prominenz der Studie Bartovs ist nur zu verstehen vor dem Hintergrund der anhebenden Diskussionen um Schuld und Involvierung der Wehrmacht und vieler Deutscher, wie sie mit den Schlagworten Goldhagendebatte und Ausstellung ‚Verbrechen der Wehrmacht' angedeutet sein sollen. Bis in die Gegenwart ist ein ungebrochenes Forschungsinteresse der Geschichtswissenschaft zu konstatieren, das nach dem Stellenwert militärischer Kohäsion und inhaltlicher Überzeugungen von Wehrmachtssoldaten fragt (vgl. Müller 2007; Kunz 2007).

3.3 Soziale Homogenität und Exklusionstendenzen im Militär

Gegenwärtig gesteht das Gros der Militärsoziologen der klassischen Lesart der *social cohesion* nur noch eine begrenzte empirische Relevanz zu. Insbesondere wird bezweifelt, ob soziale Ähnlichkeiten und gemeinsame Erlebnisse unabdingbare Voraussetzungen für militärischen Zusammenhalt und Kampfmoral sind. Segal und Kestnbaum bringen diese Bedenken prägnant auf den Punkt:

> „The key assumption on which arguments concerning social cohesion have been based – that people necessarily prefer to associate in small groups with those like themselves – is simply unsupportable in the face of research performed on social integration in the armed forces since World War II." (Segal/Kestnbaum 2002: 453)

Nach ihrem Dafürhalten wurden die Arbeiten von Stouffer et al. und Shils/Janowitz einseitig wahrgenommen und interpretiert. So werden Stouffer et al. „remembered as showing that cohesion (fighting for one's buddies) was the primary factor that sustained soldiers in combat". Dabei sei Kohäsion nur „*one* of the most important factors sustaining men in combat. However, it was not the most important [Hervorhebung im Text]" (ebd.: 446). Segal und Kestnbaum sehen die Ursache für diese Fehlwahrnehmung in der Absicht, eine wissenschaftliche Legitimation für die Abschottung der Armee vor gesellschaftlichen, also außer-militärischen, Einflüssen zu erlangen. So habe man aus den Streitkräften heraus die Öffnung gegenüber bestimmten sozialen Gruppen mit dem Hinweis ablehnen können, deren Anwesenheit schwäche die soldatische Kohäsion (vgl. ebd.: 445-448).

Diese Argumentation richtete sich lange Zeit gegen die Einbindung von Frauen ins Militär. Ungeachtet zahlreicher historischer Beispiele und Vorbilder für weibliche Kämpfer wird bis in die Gegenwart in Streitkräften, Wissenschaft sowie Publizistik darüber gestritten, ob gemischtgeschlechtliche Einheiten einen ausreichenden militärischen Zusammenhalt ausbilden können (vgl. die Beiträge in Carreiras/Kümmel 2008). Nicht wenige gehen davon aus, dass weibliche Soldaten das militärische Sozialgefüge nachhaltig stören und letztlich die Einsatzfähigkeit gefährden. Angesichts neuer Einsatzszenarien ist die Funktionalität von Soldatinnen aber zunehmend differenziert zu bewerten. So können weibliche Soldaten in islamischen Ländern eher Zugang zu einheimischen Frauen erlangen. Zudem tragen Soldatinnen gerade in Regionen mit eher traditionellen Geschlechterrollen zur Legitimation militärischer Interventionen bei, da sie den Emanzipationsimperativ der westlichen Staaten versinnbildlichen und in diesem Bereich die Einheit von Wort und Tat gewährleisten.

Bei der Diskriminierung homosexueller Soldaten in den Streitkräften fanden ähnliche Argumente Anwendung, wie sie gegen die Integration von Frauen vorgebracht wurden (vgl. Herek/Belkin 2005: 125). In Deutschland war es bis in die 1990er Jahre hinein gerichtlich sanktionierte Praxis, Homosexuelle mit dem expliziten Hinweis, ihre Anwesenheit gefährde die militärische Kohäsion, aus den Streit-

kräften zu entfernen. In einem Urteil des Zweiten Wehrdienstsenates vom 30. Juli 1991 heißt es dazu:

> „In der engen Männergemeinschaft der Bundeswehr können homosexuelle Beziehungen unter keinen Umständen geduldet werden, weil sie zu Absonderung und Gruppenbildung, zu Eifersucht und gegenseitigem Misstrauen führen und damit die soldatische Gemeinschaft sprengen." (Zweiter Wehrdienstsenat 1991: 79)

In einem anderen Urteil stellt dasselbe Gericht fest:

> „Der Zusammenhalt der Truppe würde empfindlich gestört werden, wenn homosexuelle Beziehungen mit all ihren emotionalen Implikationen geduldet würden." (Zweiter Wehrdienstsenat 1992: 35)

In den USA wurde die Debatte um die Integration homosexueller Soldaten mit einer ungleich größeren Heftigkeit und Beteiligung der Öffentlichkeit unter der Clinton-Administration geführt. Diese hat nach Ansicht einiger Beobachter zur Entfremdung von Teilen des Militärs von der politischen Leitung geführt (vgl. Feaver/Kohn 2001). Die Leidenschaftlichkeit dieser Debatte ist nur zu verstehen, wenn die Integration homosexueller Soldaten als Gefährdung klassischer Konstruktionen soldatischer Identität begriffen wird.

Gegenwärtig finden sich die Stereotype der Nichtintegrierbarkeit des ‚Anderen' verstärkt in der multinationalen Zusammenarbeit. Hierbei werden eine Reihe vermeintlicher Unvereinbarkeiten vorgebracht, wie fehlende Sprachkenntnisse, unterschiedliche Abläufe, Regelungen, Ausbildungsstand sowie divergente Militärkulturen. Es finden sich aber auch Stimmen, die infrage stellen, ob militärischer Zusammenhalt zwischen Soldaten unterschiedlicher Nation generell möglich ist. Empirische Studien weisen nach, dass es keine praktisch relevanten Differenzen im Vertrauen in Vorgesetzte und Kameraden eigener bzw. anderer Streitkräfte gibt (vgl. Biehl 2008). Deren Ausmaß ist vielmehr von den persönlichen Dispositionen und Konstellationen abhängig.

Die vorliegenden Analysen sind bislang allerdings auf relativ ruhig verlaufende Stabilisierungsoperationen beschränkt. Dem wird entgegen gehalten, dass gerade in kritischen Situationen der Rückfall in nationale Muster und Netzwerke zu beobachten sei. Allein zukünftige Untersuchungen sind in der Lage zu klären, ob diese Befürchtungen zutreffen und Argumente für die Notwendigkeit sozialer Homogenität –

in diesem Fall gleicher Nationalität – bei der Herausbildung militärischer Kohäsion liefern.

Festzuhalten bleibt, dass vermeintliche oder tatsächliche Befunde der Forschung zu Kampfmoral und Kohäsion genutzt werden, um gewissen Personengruppen den Zugang zu den Streitkräften zu versperren bzw. zu erschweren. Zugleich berühren die Fragen nach den Folgen militärischer Kohäsion und Bedingungen von Einsatzmotivation zentrale Bereiche soldatischer Identität und evozieren deshalb Diskussionen, die über den wissenschaftlichen Austausch im engeren Sinne weit hinaus gehen. Dies gilt es zu beachten, wenn Bundeswehrdokumente unter dem Blickwinkel Einsatzmotivation und militärische Kohäsion analysiert werden.

4 Zum Stellenwert inhaltlicher Überzeugung und sozialer Kohäsion in der Bundeswehr – eine kompilatorische Spurensuche

Angesichts der vorgebrachten empirischen und organisationspolitischen Facetten stellt sich die Frage, wie die deutschen Streitkräfte mit den Voraussetzungen und dem Stellenwert der Kohäsion umgehen. Ein erster, keineswegs umfassender oder gar abschließender Einblick soll im Folgenden anhand offizieller und offiziöser Dokumente geleistet werden. Betrachtet werden die Zentrale Dienstvorschrift zur Inneren Führung (ZDv 10/1 2008), die Heeresdienstvorschrift zur Truppenführung (HDv 100/100 2007) und ein in der Bundeswehr verbreitetes Lehrbuch zur soldatischen Motivation (Oetting 1990).

Die ZDv 10/1 legt die Konzeption der Inneren Führung verbindlich für den Dienst in der Bundeswehr fest. Sie ist in aktualisierter Form im Januar 2008 erschienen und ersetzt Vorläufer aus den Jahren 1972 und 1993. In den Anfängen der Bundeswehr war die Innere Führung noch nicht per Vorschrift implementiert, stattdessen bildete ein 1957 erschienenes Handbuch zur Inneren Führung die konzeptionelle Grundlage des Handelns.

Die gegenwärtige Vorschrift definiert vier Zielprozesse der Inneren Führung, die als Legitimation, Integration, Motivation und Innere Ordnung bezeichnet werden. Dabei wird die Verbindung zwischen inhaltlichen Überzeugungen, kameradschaftlichem Zusammenhalt und soldatischer Motivation behandelt. Die Innere Führung hat demnach das Ziel:

> „(...) die Frage nach der Sinnhaftigkeit des Dienens zu beantworten, d. h. ethische, rechtliche, politische und gesellschaftliche Begründungen für soldatisches Handeln zu vermitteln und dabei den Sinn des militärischen Auftrages, insbesondere bei Auslandseinsätzen, einsichtig und verständlich zu machen." (ZDv 10/1 2008: Zi. 401)

Diese Zuschreibung verweist auf den hohen Legitimationsbedarf soldatischen Tuns, der sich speziell in den Einsätzen manifestiert. Unmittelbar verknüpft die Innere Führung die legitimatorischen Erwägungen mit der Motivation des Soldaten, wenn sie sich zum Ziel setzt:

> „(...) die Bereitschaft der Soldatinnen und Soldaten zur gewissenhaften Pflichterfüllung, zum gewissensgeleiteten Gehorsam, zur Übernahme von Verantwortung und zur Zusammenarbeit zu stärken sowie die Disziplin und den Zusammenhalt der Truppe zu bewahren." (ebd.)

Diese Passagen machen zwar keine direkten und eindeutigen Aussagen zum Wesen und Stellenwert der Kohäsion. Liest man sie jedoch mit dem Wissen um die wissenschaftlichen und organisationspolitischen Kontroversen, dann wird Motivation als das Zusammenspiel von Kohäsion und inhaltlichen Überzeugungen verstanden.

Im Unterschied zu einer Zentralen Dienstvorschrift besitzt die Heeresdienstvorschrift 100/100 „Truppenführung von Landstreitkräften" nur in dieser Teilstreitkraft Gültigkeit. In dem im November 2007 aktualisierten Dokument finden sich Versatzstücke aus älteren Vorschriften, die bis ins Kaiserreich zurückreichen (vgl. Keller 2000). Dezidierter als die ZDv zur Inneren Führung geht die HDv auf die soldatische Motivation und deren Quellen ein. Unter Ziffer 3017 heißt es hierzu:

> „Ihre Moral schöpfen die Soldaten aus der Überzeugung, dass ihr Einsatz sinnvoll und rechtmäßig ist sowie aus dem Vertrauen in ihre Führer und in sich selbst, in ihre Ausrüstung und aus dem kameradschaftlichen Zusammenhalt." (HDv 100/100 2007: Zi. 3017)

Es wird also ein Neben- und Miteinander von inhaltlichen Überzeugungen und militärischer Kohäsion als relevant für die soldatische Motivation postuliert. In weiteren Passagen findet sich ein Verständnis soldatischen Zusammenhalts, das emotionale Anklänge und überhöhende Elemente aufweist. Besonders deutlich wird dies, wenn ausgeführt wird:

> „Kameradschaft erweist sich im Handeln und im rechten Einstehen für einander. Sie ist das Band, das die Truppe in allen Lagen fest zusammenschließt und unabdingbar für ihre Standfestigkeit und Leistung. Sie entwickelt sich bereits im täglichen Dienst in ‚kleinen Kampfgemeinschaften' und vertieft sich im gemeinsamen Erleben des Einsatzes. Sie bewährt sich in Augenblicken der Gefahr und besonderer Belastung, verbindet Führerinnen bzw. Führer und Geführte, gibt Halt und Zuversicht und erleichtert die Führung." (ebd.: Zi 3019)

Diese Ausführungen stehen dem Konzept der *social cohesion* sehr nahe und werden nochmals bestärkt, wenn gemeinsam verbrachte Zeit und geteilte Erfahrungen als konstitutiv gesetzt werden:

> „Truppenteile können verstärkt, vermindert oder gemischt werden. Wann immer möglich, ist die gewohnte Zusammensetzung beizubehalten. Der gewachsene Zusammenhalt von Truppenteilen und eingespielte Verfahren der Zusammenarbeit, auch über Führungsebenen hinweg, verbessern die Erfolgsaussichten" (ebd.: Zi. 1056). Ebenso: „Wird Personal ersetzt, sollen die Soldaten Zeit und Gelegenheit erhalten, den Zusammenhalt innerhalb der neu gebildeten oder veränderten Gemeinschaft herzustellen und zu stärken." (ebd.: Zi. 3022)

Die Heeresdienstvorschrift zeichnet sich wie die ZDv zur Inneren Führung durch eine Aneinanderreihung von Kohäsion und Einsicht in den Auftrag als zentrale Motivationsfaktoren aus. Allerdings wird das Spannungsverhältnis zwischen beiden Größen, das zu wissenschaftlichen, organisationspolitischen und normativen Kontroversen führte, nicht herausgearbeitet. Im Vergleich vertritt die HDv eine Lesart militärischer Kohäsion i.S.v. *social cohesion*, wobei durchaus Anklänge an die Funktionalität sozialer Homogenität der Soldaten zu finden sind. Dies dürfte zumindest ein Indiz dafür sein, dass solch traditionelle Vorstellungen im Heer eher anzutreffen sind als in den anderen Teilstreitkräften.

Das Werk des damaligen Obersten Oetting (1990) zu „Motivation und Gefechtswert. Vom Verhalten des Soldaten im Kriege" ist keine wissenschaftliche Schrift im engeren Sinne. Der Autor greift Erfahrungen anderer Streitkräfte sowie historische Ereignisse und Befunde der Sozialwissenschaften auf und bereitet diese für den interessierten Soldaten und die Unterrichtung in der Bundeswehr auf. Die Relevanz dieser Schrift und ihr Erfolg sind nur vor dem Hintergrund der militärinternen Debatten der 1980er Jahre zu verstehen. In der Bundeswehr war damals die Auffassung verbreitet, dass sich militärische Planungen und Überlegungen übermä-

ßig auf die materiellen, technischen – etwa nuklearen, strategischen und organisatorischen – Aspekte und Möglichkeiten von Streitkräften konzentrieren. Zusammen mit anderen Schriften aus dieser Zeit[3] kann das Buch von Oetting als Versuch verstanden werden, die individuelle Perspektive des Krieges wieder stärker ins Bewusstsein zu rücken. Ähnliche Tendenzen zeigen sich zeitgleich in der Geschichtswissenschaft, etwa mit dem Sammelband „Der Krieg des kleinen Mannes" (Wette 1992). Die Wirkung von Oettings Buch auf die Sicht und Behandlung dieser Thematik in der Bundeswehr ist kaum zu überschätzen. Dafür spricht, dass es nach zwei Jahren bereits in zweiter Auflage erschien und ungeachtet neuerer Befunde und Lehrbücher bis heute im zuständigen Fachbereich der Führungsakademie der Bundeswehr die Grundlage für die Unterrichtung in dieser Thematik bildet.

Oettings Werk zeigt idealtypisch die Ambivalenz und den Dualismus auf, mit der militärische Kohäsion in der Bundeswehr behandelt wird. Einerseits unterstreicht er die Relevanz von sozialer Kohäsion, verstanden als emotionaler Zusammenhalt. In betonter Distanz zur Vietnamstudie von Moskos führt Oetting (1990: 110) aus: Kameradschaft sei „nicht nur rein rational zu fassen", sondern umschließe ebenso „gefühlsmäßige Bindungen". Als deren Voraussetzung benennt er Vertrauen, Gemeinsamkeiten und geteilte Erfahrungen (vgl. ebd.: 223). Andererseits verweist der Autor auf die Notwendigkeit inhaltlicher Überzeugungen, wobei er zwischen *task cohesion* im engeren Sinne (vgl. ebd.: 74ff.) und latenter Ideologie (vgl. ebd.: 151ff.) im Sinne Moskos' differenziert. Unter dem Schlüsselbegriff "Legitimität der Zielsetzungen" beschreibt Oetting (1990: 151ff.) die Wirkkraft von Nationalbewusstsein, Ideologien und politischen Überzeugungen. Da der Verfasser sein Werk als Lehrbuch angelegt hat und sich keine sozialwissenschaftlichen Maßstäbe zu eigen macht, um die Relevanz der Faktoren zu gewichten, wird das Spannungsverhältnis zwischen der Wirkkraft kameradschaftlichen Zusammenhalts und inhaltlicher Überzeugungen zwar behandelt, aber nicht aufgelöst.

In der Gesamtschau ist zu konstatieren, dass alle drei Dokumente sowohl inhaltliche Überzeugungen als auch kameradschaftlichen Zusammenhalt als wesentlich für soldatische Motivation ansehen. In keiner Schrift wird der Vorrang einer Größe behauptet. Traditionelle und z.T. romantisierende Vorstellungen von Kohäsion sind durchaus anzutreffen und es finden sich Anklänge an die Überzeugung, nur unter Soldaten ähnlicher Herkunft sei Kameradschaft möglich, aber dies wird in

3 In diesem Zusammenhang ist insbesondere die vom Heeresamt (1986) herausgegebene Ausbildungshilfe „Kriegsnah ausbilden" zu nennen.

keiner der betrachteten Unterlagen konsequent ausdefiniert. Damit scheinen die betrachteten Schriften symptomatisch für die spezifische Situation der Bundeswehr, die mit der Konzeption der Inneren Führung eine offizielle Vorgabe aufweist, die inhaltliche Überzeugungen und Legitimation als relevant für soldatisches Handeln postuliert. Eine reduktionistische Erklärung von Kampfmoral und Motivation als Folge kameradschaftlichen Zusammenhalts stünde der amtlichen und in Vorschriften gekleideten Lehre letztlich entgegen. Von daher muss aufgrund der Analyse offizieller und offiziöser Dokumente offen bleiben, ob sich unterhalb dieser Ebene in der sozialen Praxis der Soldaten ‚in der Truppe' andere Vorstellungen und Überzeugungen gehalten haben.

5 Sozialwissenschaften und Militär

Der Forschungsgegenstand militärische Kohäsion ist bestens dazu geeignet, die Problematik sozialwissenschaftlicher Forschung über die, in den und für die Streitkräfte zu exemplifizieren. Wie die vorstehenden Ausführungen verdeutlichen, sind die einschlägigen Analysen nicht alleine auf das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse konzentriert. Zugleich sind – willentlich oder unwillentlich, bewusst oder unbewusst – zentrale Aspekte militärischen Selbstverständnisses und soldatischer Identität tangiert. Wie aufgezeigt werden die diversen Befunde genutzt, um gewisse Organisations- und Personalpolitiken zu legitimieren, historische Handlungen zu exkulpieren und militärische Funktionalitäten zu optimieren. Angesichts dieser weit reichenden Konsequenzen ist es notwendig, dass die militärsoziologische Forschung noch stärker als bislang ihre Voraussetzungen und Bedingungen präsentiert, thematisiert und problematisiert. Zudem sollte die Verwendung sozialwissenschaftlicher Befunde im Militär stärker kontrolliert, reflektiert und analysiert werden. Dies ist umso dringlicher, als die Streitkräfte den Zugang zum Forschungsfeld kontrollieren, Studien mit eigenem Erkenntnisinteresse initiieren und ein Großteil der Analysen von ehemaligen Soldaten durchgeführt wird (vgl. Higate 2006). Nur wenn Untersuchungsbedingungen transparent gemacht werden und Forscher ihre Motivation und Intention darlegen und sich über die organisationspolitischen und normativen Implikationen ihrer Befunde bewusst sind, kann es gelingen, militärsoziologische Forschung zu ermöglichen, die den allgemeinen wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht und in der Folge wieder anschlussfähig für den Diskurs der Disziplin wird. Angesichts der wissenschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Brisanz vieler mi-

litärsoziologischer Fragen und Thematiken wäre eine solche Entwicklung mehr als wünschenswert.

Literatur

Adler, Amy/Britt, Thomas/Carl Castro (Hrsg.) (2006): Military Life. The Psychology of Serving in Peace and Combat, Vol. 4: Military Culture. Westport: Praeger Security International.

Bartone, Paul T./Adler, Amy B. (1999): Cohesion Over Time in a Peacekeeping Medical Task Force. In: Military Psychology 11. 1. 85-107.

Bartov, Omer (1992): Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Ben-Ari, Eyal/Ben-Shalom, Uzi/Lehrer, Zeev (2005): Cohesion During Military Operations. A Field Study on Combat Units in the Al-Aqsa Intifada. In: Armed Forces & Society 31. 1. 63-79.

Bennett, Jonathan/Boesch, Rolf P./Haltiner, Karl W. (2003): SWISSCOY. Motivation und Einsatzzufriedenheit. In: Allgemeine Schweizer Militärzeitschrift 169. 3. 20-22.

Biehl, Heiko/Hagen, Ulrich vom/Mackewitsch, Reinhard (2001): Motivating Soldiers. A Challenge for Officer Education. In: Kümmel (2001): 399-410.

Biehl, Heiko (2005): Kampfmoral und Einsatzmotivation. In: Leonhard/Werkner (2005): 268-286.

Biehl, Heiko (2008): How Much Common Ground is Required for Military Cohesion? Social Cohesion and Mission Motivation in the Multinational Context In: Leonhard et al. (2008): 191-220.

Braun, Michael (1985): Rationale Akteure und institutionelle Regelungen in Militärorganisationen (SOWI-Bericht Nr. 39). Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.

Bredow, Wilfried von (2005): Kooperations-Professionalität. Das neue Profil der Bundeswehr und die notwendige Fortentwicklung der Inneren Führung. In: Wiesendahl (2005): 129-140.

Bulmahn, Thomas (2007): Berufswahl Jugendlicher und Interesse an einer Berufstätigkeit bei der Bundeswehr. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.

Caforio, Guiseppe/Kümmel, Gerhard (Hrsg.) (2005): Military Missions and their Implications Reconsidered. The Aftermath of September 11th. Amsterdam u.a.: Elsevier.

Carreiras, Helena/Kümmel, Gerhard (Hrsg.) (2008): Women in the Military and in Armed Conflict. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Creveld, Martin van (1982): Kampfkraft. Militärische Organisation und militärische Leistung 1939-1945. Freiburg: Rombach.

Feaver, Peter/Kohn, Richard (Hrsg.) (2001): Soldiers and Civilians. The Civil-Military Gap and American National Security. Cambridge: Harvard University Press.
Gal, Reuven/Mangelsdorff, A. David (Hrsg.) (1991): Handbook of Military Psychology. Chichester u.a.: John Wiley & Sons.
Griffith, James (2007): Further Considerations Concerning the Cohesion-Performance Relation in Military Settings. In: Armed Forces & Society 34. 1. 138-147.
Haas, Harald/Kernic, Franz (1998): Zur Soziologie von UN-Peacekeeping-Einsätzen. Ergebnisse sozialempirischer Erhebungen bei österreichischen Kontingenten. Baden-Baden: Nomos.
HDv 100/100 (2007): Truppenführung von Landstreitkräften (TF). Bonn: Bundesministerium der Verteidigung.
Heeresamt (1986): Kriegsnah ausbilden. Hilfen für den Gefechtsdienst aller Truppen, Bearbeiter: Georg Elser. Köln: Heeresamt.
Henderson, Darryl (1985): Cohesion. The Human Element in Combat. Washington DC: National Defense University Press.
Herek, G.M./Belkin, A. (2005): Sexual orientation and military service: Prospects for organizational and individual change in the United States. In: Britt et al. (2005): 119-142.
Higate, Paul/Cameron, Alisa (2006): Reflexity and Researching the Military. In: Armed Forces & Society 32. 2. 219-233.
Ingraham, Larry H./Manning, Frederick J. (1981): Cohesion. Who needs it? What is it and How Do We Get It To Them? In: Military Review 61. 6. 3-12.
Jelusic, Ljubica/Garb, Maja (2005): Motivation and Job Satisfaction of Slovenian Soldiers and Policemen in Peace Operations. In: Caforio/Kümmel (2005): 457-466.
Keegan, John (1995): Die Kultur des Krieges. Berlin: Rowohlt.
Keller, Jörg (2000): Leadership – ein folgenschwerer Irrtum? Eine Kritik militärischer Führungsvorstellungen. In: Kutz/Weyland (2000): 118-139.
Keller, Jörg/Tomforde, Maren (2005): ‚Who wants to go Again?' Motivation of German Soldiers for and During Peacekeeping Missions. In: Caforio /Kümmel (2005): 443-456.
Kellett, Anthony (1982): Combat Motivation. The Behavior of Soldiers in Battle. Boston u.a.: Kluwer-Nijhoff Publishing.
King, Anthony (2006): The Word of Command. Communication and Cohesion in the Military In: Armed Forces & Society 32. 1. 493-512.
King, Anthony (2007): The Existence of Group Cohesion in the Armed Forces. A Response to Guy Siebold. In: Armed Forces & Society 33. 4. 638-645.
Klein, Paul/Lippert, Ekkehard (1998): Morale and Its Components in the German Bundeswehr. In: Klein et al. (1998): 21-31.
Klein, Paul/Prüfert, Andreas/Wachtler, Günther (Hrsg.) (1998): Das Militär im Mittelpunkt sozialwissenschaftlicher Forschung. Baden-Baden: Nomos.
König, René (Hrsg.) (1968): Beiträge zur Militärsoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Kolditz, Thomas (2006): Researching in Extremis Settings. Expanding the Critique of 'Why They Fight'. In: Armed Forces & Society 32. 4. 655-658.
Kühne, Thomas (2006): Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Kümmel, Gerhard (Hrsg.) (2001): The Challenging Continuity of Change and the Military. Female Soldiers – Conflict Resolution – South America. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
Kunz, Andreas (2007): Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944-1945. München: Oldenbourg.
Kutz, Martin/Weyland, Petra (Hrsg.) (2000): Europäische Identität. Versuch, kulturelle Aspekte eines Phantoms zu beschreiben. Bremen: Edition Temmen.
Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jacqueline (Hrsg.) (2005): Militärsoziologie. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Leonhard, Nina/Biehl, Heiko (2005): Soldat: Beruf oder Berufung? In: Leonhard/Werkner (2005): 242-267.
Leonhard, Nina/Aubry, Giulia/Santero, Manuel Casas/Jankowski, Barbara (Hrsg.) (2008): Military Co-operation in Multinational Missions: The case of EUFOR in Bosnia-Herzegovina. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
Manning, Frederick J. (1991): Morale, Cohesion, and Esprit de Corps. In: Gal/Mangelsdorff (1991): 453-470.
MacCoun, Robert (1993): What is Known about Unit Cohesion and Military Performance. In: RAND (1993): 283-331.
MacCoun, Robert/Kier, Elizabeth/Belkin, Aaron (2006): Does Social Cohesion Determine Motivation in Combat? An Old Answer to an Old Question. In: Armed Forces & Society 32. 4. 646-654.
Meyer, Georg-Maria (Hrsg.) (1996): Friedensengel im Kampfanzug? Zu Theorie und Praxis militärischer UN-Einsätze. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Moskos, Charles C. (1968): Eigeninteresse, Primärgruppen und Ideologie. In: König (1968): 201-220.
Müller, Sven-Oliver (2007): Deutsche Soldaten und ihre Feinde. Nationalismus an Front und Heimatfront im Zweiten Weltkrieg. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
Oetting, Dirk (1990): Motivation und Gefechtswert. Vom Verhalten des Soldaten im Krieg. Frankfurt a.M./Bonn: Report Verlag.
RAND (Hrsg.) (1993): Sexual Orientation and U.S. Military Personnel Policy. Options and Assessment. Santa Monica: RAND.
Robert, Gilles (1996): Einflussfaktoren im Einsatz. Französische Soldaten in Ex-Jugoslawien. In: Meyer (1996): 133-152.
Sarkesian, Sam C. (Hrsg.) (1980): Combat Effectiveness. Beverly Hills/London: Sage.

Schwartz, T. P./Marsh, Robert M. (1999): The American Soldier Studies of WWII: A 50th Anniversary Commemorative. In: Journal of Political and Military Sociology 27. 1. 21-37.

Segal, David R./Jones, Joseph C./Rohall, David E./Manos, Angela M. (1999): Meeting the Missions of the 1990s with a Downsized Force. Human Resource Management Lessons From the Deployment of PATRIOT Missile Units to Korea. In: Military Psychology 11. 2. 149-167.

Segal, David R./Kestnbaum, Meyer (2002): Professional Closure in the Military Labour Market: A Critique of Pure Cohesion. In: Snider/Watkins (2002): 441-458.

Shils, Edward A./Janowitz, Morris (1948): Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II. In: Public Opinion Quarterly 12. 2. 280-315.

Siebold, Guy L. (1999): The Evolution of the Measurement of Cohesion. In: Military Psychology 11. 1. 5-26.

Siebold, Guy (2007): The Essence of Military Group Cohesion. In: Armed Forces & Society 33. 2. 286-295.

Snider, Don M./Watkins, Gayle L. (Hrsg.) (2002): The Future of the Army Profession. Boston u.a.: McGraw-Hill.

Stouffer, Samuel A. et al. (1949): The American Soldier. Studies. In Social Psychology in World War II (Bd. 1-4). Princeton: Princeton University Press.

Walendowski, Edmund (1988): Combat Motivation of the Polish Forces. New York: Saint Martin's Press.

Wechsler Segal, Mady (1986): The Military and the Family as Greedy Institutions. In: Armed Forces & Society 13. 1. 9-38.

Wette, Wolfram (Hrsg.) (1992): Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten. München: Piper.

Wiesendahl, Elmar (Hrsg.) (2005): Neue Bundeswehr – neue Innere Führung? Pespektiven und Rahmenbedingungen für die Weiterentwicklung eines Leitbildes. Baden-Baden: Nomos.

Wong, Leonard/Kolditz, Thomas A./Mille, Raymond/Potter, Terence (2003): Why They Fight. Combat Motivation in the Iraq war. Carlisle Barracks: U.S. Army War College.

Wong, Leonard (2006): Combat Motivation in Today's Soldiers. In: Armed Forces & Society 32. 4. 659-663.

ZDv 10/1 (2008): Innere Führung. Selbstverständnis und Führungskultur der Bundeswehr. Bonn: Bundesministerium der Verteidigung.

Zweiter Wehrdienstsenat (1991): Urteil vom 30. Juli 1991 – 2 WD 5.91. In: Neue Zeitschrift für Wehrrecht 33. 2. 78-79.

Zweiter Wehrdienstsenat (1992): Urteil vom 15. Januar 1992 – 2 WD 41.91. In: Neue Zeitschrift für Wehrrecht 34. 1. 34-36.

Kohäsion und Desintegration militärischer Einheiten
Von der Primärgruppenthese zur doppelten sozialen Einbettung militärischen Handelns*

Hendrik Vollmer

Das gegenwärtige soziologische Interesse an Krieg, Militär und kollektiver Gewalt hat eine Reihe neuer Themen hervorgebracht, die das Gesichtsfeld der militärsoziologischen Forschung erheblich erweitert haben (vgl. Heins/Warburg 2004: 75ff.). Die soziologische Fachdisziplin hat sich seit der letzten großen Konjunktur der Militärsoziologie in der Nachkriegszeit des letzten Jahrhunderts zweifellos bedeutend fortentwickelt. Deshalb werden gegenwärtig auch an eher traditionellen Themen und Forschungsfragen der Militärsoziologie neue Aspekte sichtbar, die neue Antworten auf alte Fragen suchen lassen. Der vorliegende Beitrag möchte solche Erkenntnischancen anhand des traditionsreichen Themas der Kohäsion und Desintegration militärischer Einheiten demonstrieren.

Der zentrale Text und beinahe ein Gründungsdokument dieser Forschungstradition ist die vor 60 Jahren publizierte Studie von Edward Shils und Morris Janowitz (1948).[1] Diese ist wahrscheinlich die über Jahrzehnte hinweg prominenteste militärsoziologische Einzelstudie und wird auch in soziologischen Lehrbüchern immer wieder zitiert (vgl. Esser 2001: 412-414). Die Studie bietet nicht nur ein thematisches Schnittmuster für die daran anschließende Literatur, sondern präsentiert mit ihrem Fokus auf die deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg auch den für die weitere Diskussion der Kohäsionsthematik exemplarischen empirischen Fall. Gleichzeitig gibt sie mit der Primärgruppenthese eine Antwort auf die Frage nach dem Zusammenhalt militärischer Einheiten, die ganz und gar dem Stand soziologischer Forschung zur Mitte des 20. Jahrhunderts entspricht. Der Ordnungstyp der Gruppe hat nun in der soziologischen Forschung der Gegenwart seine paradigmatische Stellung weitgehend verloren. Auf der Ebene soziologischer Theorien mittlerer Reichweite bestimmen Organi-

* Für hilfreiche Anmerkungen zu früheren Fassungen des vorliegenden Textes danke ich den Mitgliedern der Studiengruppe Militärgeschichte und Militärsoziologie an der Universität Bielefeld sowie Maja Apelt, Ulrike Schulz und Christof Wehrsig.

1 Man mag diesbezüglich auch an die zeitgleiche Arbeit von Stouffer et al. (1949) denken. Diese bezieht sich gleichwohl auf das amerikanische Militär im Zweiten Weltkrieg und damit nicht auf den paradigmatischen Fall der Kohäsionsliteratur.

sationsforschung, mikrosoziologische Forschungsansätze mit zunehmendem Theorieanspruch (vgl. Collins 2004; Turner 2002) und nicht zuletzt die Netzwerkanalyse (vgl. Wellman/Berkowitz 1988; White 2008) die Artikulation soziologischer Erkenntnisinteressen. Diese Forschungsansätze bieten eine Reihe von Möglichkeiten, auf die Bandbreite an Kritiken, Erweiterungen und Abwandlungen der von Shils und Janowitz angebotenen Fassung der Kohäsionsproblematik zu reagieren.

Mit dem Kohäsionsbegriff wird nach dem strukturellen Zusammenhalt militärischer Einheiten, letztendlich also nach der Aufrechterhaltung militärischer Ordnung per se gefragt. Der vorliegende Beitrag möchte Möglichkeiten aufzeigen, diese allgemeine und in der klassischen Literatur kaum begrifflich spezifizierte Forschungsfrage auf Basis des erweiterten Forschungsstandes der Gegenwart zu reartikulieren. Die folgenden Abschnitte nehmen dafür zunächst eine Bestandsaufnahme vor: Sie stellen noch einmal die klassische Primärgruppenthese dar und öffnen die Diskussion dann in einem ersten Schritt in Richtung einer stärkeren Berücksichtigung der, vor allem hinsichtlich des Wehrmachtsfalls viel diskutierten, Bedeutung von Ideologie für die Kohäsion militärischer Einheiten. Über den vorliegenden Literaturstand hinausgehende Entwicklungsmöglichkeiten werden dann in einem zweiten Schritt über den Anschluss an organisationswissenschaftliche und mikrosoziologische Studien gesucht, die sich für die Dynamik von Krisensituationen und die interaktive Hervorbringung von Gewalt interessieren. Damit verschiebt sich der Fokus von der Aufrechterhaltung militärischer Ordnung hin zu ihrem Wandel. Die Indizien weisen in Richtung relativ einheitlicher Charakteristiken organisationalen Wandels in Kriegssituationen, auf Kohäsionsprozesse, die im dritten Schritt als Prozesse einer doppelten sozialen Einbettung militärischen Handelns in Mikro- und Makrostrukturen diskutiert werden. Zusammengenommen sprechen die Überlegungen für eine Verlagerung militärsoziologischer Aufmerksamkeiten von Kohäsionschancen auf Kohäsionsrisiken, von ihren Voraussetzungen zu ihren Folgen und für eine umfangreichere Aufnahme netzwerkanalytischer Forschungsansätze.

1 Die Primärgruppenthese

Die Studie von Shils und Janowitz interessiert sich in erster Linie für die Gründe der anhaltenden Kampfbereitschaft der Wehrmachtssoldaten im Zweiten Weltkrieg (Shils/Janowitz 1948: 280f.). In der Inklusion von Soldaten in Primärgruppen finden die Autoren ihre Antwort:

> "It appears that a soldier's ability to resist is a function of his immediate primary group (his squad or section) to avoid social disintegration." (Shils/Janowitz 1948: 281)

Demgegenüber sei die Fähigkeit der Primärgruppe, Desintegration zu vermeiden von der Akzeptanz politischer und ideologischer Werte bei den Soldaten (*secondary symbols*) nur insoweit abhängig, wie diese Akzeptanz selbst ein Resultat der Inklusion von Soldaten in militärischen Primärgruppen darstelle. Desintegration erscheint dann als Resultat der Auflösung von Primärgruppen "through separation, breaks in communications, loss of leadership, depletion of personnel, or major and prolonged breaks in the supply of food and medical care" (ebd.), ablesbar an der abnehmenden Kampfbereitschaft und zunehmenden Beschäftigung der Soldaten mit der Sicherstellung ihres eigenen Überlebens. Die Erklärung der Kohäsion und Desintegration militärischer Einheiten, die Shils und Janowitz an ihren Erkenntnissen über die deutschen Streitkräfte in Russland festmachen, beruht also auf der Annahme einer engen Korrelation zwischen der Aufrechterhaltung von Primärgruppen auf der einen und der Kampfbereitschaft militärischer Einheiten auf der anderen Seite.

Diese Korrelationsannahme ist in Form einer allgemeinen Erkenntnis über militärische Einheiten von vielen Autoren wiederholt und auf weitere historische Fälle bezogen worden (vgl. Janowitz/Little 1974: 110; Beaumont/Snyder 1980: 26). Während die deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg dabei zumeist das Paradebeispiel für gruppenbasierte Kohäsion bleibt, liefern die amerikanischen Truppen in Vietnam das kanonische Gegenbeispiel – „(...) of course, the American Army underwent no catastrophic reverses and suffered few losses in comparison to the German Army or, indeed, the American Army in World War II. Still, by 1969 the American Army began to disintegrate under comparatively minimal stress" (Savage/Gabriel 1976: 344). Und genau wie Shils und Janowitz die Unabhängigkeit beobachteter Kohäsion oder Desintegration von den ideologischen und politischen Überzeugungen der Soldaten betonen, stellt man über die Desintegration der amerikanischen Einheiten in Vietnam dann fest: „(...) to a significant degree the disintegrative process operated independently of sociopolitical factors in the larger American society" (Savage/Gabriel 1976: 341).

An solchen Vergleichsfällen wird erkennbar, dass der formalen Organisation militärischer Einheiten im Rahmen der Forschung, die an der Primärgruppenthese orientiert ist, durchaus eine Bedeutung zukommt. Während die deutsche Armee in der Regel Truppenteile als ganze von der Front abzog, um sie unter Eingliederung neuer Soldaten später wieder in einer möglichst ähnlichen Zusammensetzung mitsamt ihrer Offiziere zurück in die Einsatzgebiete zu bringen

(vgl. Shils/Janowitz 1948: 287f.), gewährleistete das Austauschsystem der Amerikaner die Integrität der Primärgruppen nicht in diesem Maße (vgl. van Creveld 2005: 97-100). Insbesondere für Offiziere fand eine „rapid rotation in and out of combat units for the sake of 'ticket punching'" (Savage/Gabriel 1976: 371), ein Sammeln von Einsatzpunkten für die Fortsetzung ihrer Offizierskarrieren statt – schlechte Voraussetzungen für eine *community of experience*, das für Shils und Janowitz maßgebliche Fundament der Gruppenkohäsion im deutschen Militär (vgl. Shils/Janowitz 1948: 286-288; Moskos 1970: 141-144). Während Shils und Janowitz die deutschen Unteroffiziere als effektive Bindeglieder zwischen militärischen Primärgruppen und militärischer Bürokratie ansehen (vgl. Shils/Janowitz 1948: 297-300), dokumentiert die Vietnam-Literatur eine weit verbreitete Praxis des *fragging*, bei dem Offiziere Opfer von Gewalt ihnen unterstellter Soldaten werden (vgl. Savage/Gabriel 1976: 346-350; Lewy 1980: 96).

Das Verständnis der Kohäsionsproblematik unter Vorgabe der Primärgruppenthese behauptet also nicht eine einseitige Abhängigkeit der Effizienz militärischer Einheiten vom fortwährenden Zusammenhalt ihrer kämpfenden Primärgruppen, sondern stellt deren Einbindung in die formale Organisation des Militärs in Rechnung. Schließlich ist auch das Töten von Offizieren in Vietnam in der Regel ein Gruppenphänomen (vgl. Faris 1977: 461). Dass Gruppen, die zwar durch formales Entscheiden zusammengesetzt werden, aber fortan ein gruppenspezifisches Eigenleben führen, in diesem Eigenleben durch eine übergeordnete Militärorganisation dirigierbar bleiben, das ist in dieser Perspektive entscheidend für die Kohäsion der militärischen Einheit als Teil der Militärorganisation. Desintegration resultiert also vor allem aus dem Verlust organisationaler Kontrolle über die Kampfbereitschaft von Soldaten in Gruppen (vgl. Wesbrook 1980; Little 1964: 213). Die Primärgruppenthese behauptet nicht, dass Kohäsion von Primärgruppen per se die Desintegration militärischer Einheiten ausschließen müsse, sondern dass die Kohäsion militärischer Einheiten von der Kohäsion militärischer Primärgruppen und deren Einbindung in die formale Organisation des Militärs abhängig sei. In dem Moment, in dem die deutsche Militärführung den Kontakt zu ihren kämpfenden Primärgruppen verliert, kann Primärgruppenkohäsion auch im Kontext der Desintegration militärischer Einheiten auftreten: Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges desertierten bei den Deutschen – wie schon im Ersten Weltkrieg (vgl. Bröckling 1997: 236-238) – nicht mehr vereinzelte Soldaten, sondern Gruppen ebenso wie größere Truppenteile (vgl. Shils/Janowitz 1948: 286).

Während Desintegrationsprozesse dabei durchgängig eher ein kategorischer als ein empirischer Referenzpunkt bleiben, ist gegen simplifizierende Lesarten einzuwenden, dass diese Forschung Aussagen über die Effektivität von Militärorganisationen nicht einfach durch Aussagen über die Kohäsion ihrer

Primärgruppen ersetzt. Sie strebt in erster Linie Aussagen darüber an, wie militärische Organisationen in Kampfsituationen ihre Effektivität in ihren kämpfenden Primärgruppen aufrecht erhalten oder verlieren – nicht durch ideologische Indoktrination, nicht durch den Glauben an Kriegsziele, nicht durch Regelsetzung von außen, sondern: durch den Einfluss von Organisationsmitgliedern, die gleichzeitig Teil der Primärgruppe und der militärischen Führungshierarchie sind (vgl. Janowitz/Little 1974: 102f.).

2 Offene Fragen und eine Gegenthese

Die Studie von Shils und Janowitz legt damit eine ganze Reihe möglicher Anschlussthemen nahe: Wie wirken Gruppen-, Interaktions- und Organisationsdynamiken zusammen, aneinander vorbei oder in entgegengesetzte Richtungen? Wie interagieren die entsprechenden formalen und informalen Strukturen und Prozesse? Welche Bedeutungen kommen dabei Kampfgeschehen und Kriegslage, Unterschieden zwischen Gefechts- und Garnisonskontexten, zwischen Kriegs- und Friedenszeiten zu? Solche Fragen führen von militärsoziologischen Forschungsinteressen auf breitere sozialtheoretische Fragestellungen und letztendlich zu Einbettungsfragen, auf deren Basis sich die Kohäsionsproblematik nachfolgend reartikulieren lässt. Der Anfangsverdacht einer überstrahlenden Bedeutung der Kleingruppe für alles, was militärische Organisationen im Kampf erreichen oder nicht erreichen können, hat die militärsoziologische Aufmerksamkeit jedoch zunächst für lange Zeit auf der Gruppenebene ruhen lassen, um dort weiteren gegenstandsspezifischen Vermutungen (z.B. nach der Herausbildung von Führerschaft) nachzugehen (vgl. Roghmann/Ziegler 1977: 179-185).

Insoweit sich die Literatur der Nachkriegszeit für die inhärenten Dynamiken militärischer Ordnung interessiert, tendiert sie dazu, unter Ausblendung wieterer mikro- und makrosoziologischer Implikationen Gruppen- und Organisationsaspekte einander gegenüber zu stellen, anstatt ihre Wechselwirkungen zu thematisieren (vgl. George 1971: 311-313). Die Organisationssoziologie scheint für den Moment voll und ganz mit der Entdeckung und Analyse informaler Strukturen beschäftigt.[2] Doch auch in der Militärgeschichte bleibt die Geltung

2 Noch im neuen Jahrtausend sieht Stinchcombe die Notwendigkeit einer Rehabilitierung des Formalitätsbegriffs (Stinchcombe 2001). Zwar legen schon die Hawthorne-Forscher Wert auf die Feststellung, dass letztendlich immer das Verhältnis formaler und informaler Organisationsstrukturen zu thematisieren sei (z.B. Roethlisberger/Dickson 1968: 559), doch der Begriff von Formalität, den Autoren wie Barnard dann mitführen (Barnard 1965 [zuerst 1938]: 65ff.), findet sich allein in der deutschen Organisationssoziologie bei Luhmann (1999 [zuerst 1964]: 33ff.) an prominenter Stelle

der Primärgruppenthese für drei Jahrzehnte weitgehend unangetastet (vgl. Fritz 1996: 683-685) Die Arbeiten von Charles Moskos (1968, 1970) stellen auf Seiten interdisziplinär orientierter Forschung den vielleicht ersten substanziellen Versuch dar, weitere Thematisierungsmöglichkeiten auszuschöpfen – mit zunächst bescheidener wissenschaftlicher Resonanz (vgl. Biehl 2005: 274f.). Die hohe Interaktionsabhängigkeit der vermuteten Kohäsions- und Desintegrationsdynamiken (Wie interagieren Offiziere und einfache Soldaten, welche Positionen nehmen sie dabei ein, welche Strukturen erwachsen daraus?) scheint selbst mikrosoziologisch interessierte Beobachter der Literaturszene zunächst nicht zu weiteren Nachfragen zu motivieren (vgl. Collins 1975: 367).

Vor dem Hintergrund der eng gruppenfokussierten Rezeption der Studie von Shils und Janowitz verwundert es nicht, wenn der Historiker Omer Bartov seine Charakterisierung der deutschen Kriegsführung im Osten dann als Kritik gegen die „weithin akzeptierte soziologische Theorie von Shils und Janowitz“ (Bartov 1995: 18) formuliert. Weil sich diese „gerade in bezug auf die Bedingungen an der Ostfront, wo der Großteil des Heeres die meiste Zeit des Krieges kämpfte, als weitgehend unzutreffend“ (ebd.) erweise, gebe es Bedarf für eine alternative Erklärung. Wohl habe es einen „erstaunlichen Zusammenhalt“ (ebd.) der militärischen Einheiten an der Ostfront gegeben, doch Primärgruppen könnten für diesen nicht maßgeblich sein:

> "Bereits in den ersten sechs Monaten des Rußlandfeldzuges waren die meisten Voraussetzungen gegeben, die nach Shils und Janowitz nicht nur zu einem Verschwinden der 'Primärgruppen', sondern auch zur Auflösung des Heeres als Ganzes führen mußten. Während jedoch die 'Primärgruppen' tatsächlich mehr oder weniger verschwanden, kämpfte das Heer weiter, und zwar mit weitaus größerer Entschlossenheit und mit weitaus weniger Aussicht auf Erfolg als jemals zuvor." (Bartov 1995: 57)

Mit diesem Nachweis gibt sich Bartov noch nicht zufrieden. Unabhängig von der Tatsache, dass man weitere Fälle für militärische Einheiten nachweisen kann, bei denen die Integrität ihrer Primärgruppen und die militärische Effektivität auseinander fallen (vgl. Beaumont/Snyder 1980: 32-33), möchte Bartov aus dem paradigmatischen Beispiel für die Gültigkeit der Primärgruppenthese das paradigmatische Beispiel für eine Gegenthese machen.

Bartov möchte gerade diejenigen potenziellen Erklärungsvariablen mobilisieren, gegen die sich die Primärgruppenthese in erster Linie richtete, allen voran die politischen Überzeugungen der Soldaten und in diesem Fall: die NS-

wieder. Stinchcombe sieht sich ein halbes Jahrhundert später gezwungen, für die englischsprachige Organisationsforschung den Formalitätsbegriff gleichsam neu zu erfinden (2001: 18ff.).

Ideologie. Im gleichen Atemzug wird eine Differenzierung des historischen Argumentes eingeführt. Die Studie von Shils und Janowitz hat sich auf die deutsche Wehrmacht im Ganzen beziehen wollen (obgleich die Aussagen der Autoren über ihr Material in verdächtiger Weise unspezifisch ausfallen).[3] Auch Autoren, wie van Creveld (2005), die politischen und ideologischen Erklärungen von Truppenkohäsion und Kampfbereitschaft fernstehen, verfolgen einen ähnlichen Bezug auf die „gesamte" Organisation. Dagegen argumentieren Bartov und mit ihm viele Autoren, die sich für den politisch-ideologischen Kontext militärischen Handelns interessieren, auf Basis einer Differenzierung zwischen den Kriegsfronten (vgl. Lieb 2007). Für Bartovs Arbeit ist die Beobachtung maßgeblich, dass es an der Westfront „relativ wenig Widerstand 'bis zum Äußersten'" gegeben habe, obwohl dort Primärgruppen „in weit größerem Umfang als im Osten" überlebten (Bartov 1995: 59). Demgegenüber habe „das Ostheer trotz des Fehlens der 'Primärgruppen' bis zum bitteren Ende" (ebd.) gekämpft. Erklärt wird diese Asymmetrie durch die herausgehobene Bedeutung der NS-Ideologie für die Kampfbereitschaft der Wehrmachtssoldaten im Osten.

3 Ideologie und Militärorganisation

Der planmäßige Charakter des Vernichtungskrieges an der Ostfront (vgl. Gerlach 2001; Dieckmann 1998) ist inzwischen ebenso gut dokumentiert wie die umfassende Beteiligung regulärer Wehrmachtseinheiten am vielfachen Genozid (vgl. Hartmann et al. 2005; Umbreit 1999). Bartov stellt die Indoktrination der Soldaten, die Durchdringung der Militärorganisation mit der NS-Ideologie und ihr militärisches Handeln im Osten in einen gemeinsamen Zusammenhang. Er interessiert sich in diesem Sinne nicht einseitig für Indoktrination, sondern für ihre strukturelle Basis:

> „most of all (...) the thin but essential link between the study of ideas and the examination of a social group." (Bartov 1986: 19)

3 Zu Beginn ihres Textes verweisen Shils und Janowitz auf unspezifizierte Forschungen in Großbritannien und Nordafrika sowie auf anschließende Studien durch die „Intelligence Section of the Psychological Warfare Division" der Alliierten (Shils/Janowitz 1948: 282), bei denen Kriegsgefangene befragt wurden. Nachfolgend werden dann aber auch Aussagen über Soldaten im Einsatz an der Ostfront getroffen (ebd.: 292, 301), ohne den Datenbezug zu spezifizieren. Ingesamt erscheint so ein „West-Bias" der von Shils und Janowitz verwendeten Datenbasis als durchaus wahrscheinlich.

Nicht zufällig spricht der Titel von Bartovs Nachfolgestudie zur früheren Arbeit über die Barbarisierung der Kriegsführung (vgl. Bartov 1985) von "Hitlers Armee" (Bartov 1995).

Der Einfluss der NS-Ideologie auf die formale Organisation des Militärs zeigt sich für Bartov darin, dass die Wehrmacht ihr Rechtssystem „der nationalsozialistischen Weltanschauung und deren sozialdarwinistischen, nihilistischen, antibolschewistischen und rassistischen Inhalte" anpasste und „die neuen Regeln auf ihre wirklichen und vermeintlichen Feinde ebenso (…) wie auf ihre eigenen Soldaten" anwandte (ebd.: 109). Während im Westen Übergriffe gegen die Zivilbevölkerung streng geahndet wurden, machte der „Barbarossa"-Erlass im Osten die Strafverfolgung davon abhängig, ob „ein Soldat, der solche Verstöße begangen hatte, gleichzeitig die militärische Disziplin verletzt hatte" (ebd.: 110). Hierin sieht Bartov einen wesentlichen Grund für die besondere Brutalität der Kriegsführung im Osten, von organisierten zu wilden Plünderungen und von gezielten zu wahllosen Erschießungen (vgl. ebd.: 112f.). Die Disziplinlosigkeit gegenüber dem Gegner passte dabei durchaus mit den „internen" Erfordernissen militärischer Disziplin zusammen:

> „(…) im Gegensatz zu den Erwartungen einiger Generäle wurde es gerade wegen und nicht etwa trotz der 'Verwilderung' der Truppe, wie sie es nannten, möglich, den Soldaten an der Front eine brutale Disziplin aufzuzwingen (...). Das Ostheer wurde also durch eine Kombination aus eiserner Disziplin im Feld und einer allgemeinen Lizenz zur barbarischen Behandlung des Feindes zusammengehalten." (Bartov 1995: 112f.)

Ideologie stellt Kohäsion militärischer Einheiten in dieser Perspektive also auch deshalb sicher, weil sie über ein organisationsinternes Disziplinarsystem vermittelt wird. Bartov zeigt weiter, wie sehr die NS-Ideologie auf das Erleben und Handeln der einzelnen Soldaten durchgreifen konnte. Beispielsweise fungierten in der Wahrnehmung der Soldaten „die verzerrten Bilder der Gefolterten und Hingeschlachteten (...) als Beweis für deren eigene Unmenschlichkeit, und nicht für die ihrer Mörder" (ebd.: 165). Gerade im Umgang mit potenziell dissonanten Informationen erwies sich die NS-Indoktrination als überaus effektiv, wie Bartov anhand von Briefen aus Stalingrad illustriert, in denen Soldaten die heraufziehende militärische Katastrophe als „Schritt zum Endsieg" und als „eine Rechtfertigung für noch größere Opfer" darstellen (Bartov 1995: 251f.; vgl. Müller 2007: 134ff.). Aus den Briefen der Soldaten sticht „die auffällige Übereinstimmung der verwendeten Begriffe, Ausdrücke und Argumente mit denen aus der Wehrmachtspropaganda" (Bartov 1995: 222) hervor. Auch unter Einrechnung von Überwachungs- und Zensurbefürchtungen auf Seiten der Briefeschreiber belegen diese Quellen, wie stark sich NS-Ideologie und Disziplinar-

system im Erleben und Handeln der einfachen Soldaten niederschlugen. In den Briefen fehlt es nicht nur weitgehend (aber nicht gänzlich) an Regimekritik – Nazi-Denken kommt mal eher hintergründig, häufig ganz frontal, in jedem Fall aber an vielen Stellen unzweifelhaft freiwillig zum Ausdruck (vgl. Latzel 1998: 25-31; Müller 2007: 140f.).[4]

Für die Offiziere und Generäle, die „Barbarossa"-Erlass und Kommissarbefehl (vgl. Römer 2008) in organisiertes Handeln übersetzten, mag die NS-Ideologie noch in einer anderen Hinsicht bedeutsam gewesen sein:

> „Seit dem Zusammenbruch der kaiserlichen Heere war das deutsche Offizierskorps auf der Suche nach einem Ideengerüst gewesen, das als Bindeglied zwischen äußerem Handeln und innerer Verpflichtung fungieren konnte, das der Tat eine höhere Bedeutung verlieh und gleichzeitig seine wesentlichen Inhalte aus der Kampferfahrung bezog. Die Nationalsozialisten hatten ihm endlich eine solche Ideologie zur Verfügung gestellt (...)." (Bartov 1995: 192f.)

Von einfachen Soldaten, die „von dem 'Schmelztiegel' Wehrmacht verschluckt und zu Hitlers Werkzeugen geschmiedet" (Bartov 1995: 271) wurden, bis hin zu Generälen auf der Suche nach Orientierung angesichts eines Kriegsgeschehens, das sie nicht mehr verstanden, absorbierte die Wehrmachtsorganisation die NS-Ideologie im laufenden Betrieb. Obwohl die ideologische Durchdringung der Wehrmachtsorganisation auf einen historisch längeren Prozess verweist (vgl. Messerschmidt 1969), vollendete sie sich bis hin zur sogenannten geistigen Führung erst während des Krieges. So schreibt Berghahn von einem:

> „plötzlichen Entgegenkommen der Armee in der entscheidenden Frage der Organisation. (…) Analysiert man (…) die Politik der Partei einerseits und der Wehrmacht andererseits, dann scheinen sich beide Teile bis 1941/42 an den stillschweigenden Vorrang der Militärs in der Führungsfrage gehalten zu haben. Danach jedoch ergriff das Heer die Flucht nach vorn und machte damit den Weg für einen Einbruch der Partei in die Truppe frei." (Berghahn 1969: 19)

Bartov schreibt dem Kriegsgeschehen eine zentrale Rolle dafür zu, dass die NS-Ideologie die Wehrmachtsorganisation durch alle Ränge hindurch zunehmend dominieren konnte:

> „Da die Gegebenheiten auf dem Schlachtfeld nicht mehr ihrem früheren Bild des Krieges entsprachen und der Feind mit herkömmlichen militärischen Mitteln nicht zu besiegen war, machten sich die deutschen Soldaten nun den Kriegsbegriff der

4 Vgl. auch Latzel (2005) zur Handhabung von Feldpostbriefen als Datenquelle.

> Nazis zu eigen, da er als einziger ihrer Lage gerecht zu werden schien. An diesem Punkt wurde die Wehrmacht schließlich zu Hitlers Armee." (Bartov 1995: 50)

Folgt man solchen Beobachtungen, dann verlangt ein systematisches Verständnis der fortschreitenden Ideologisierung der Militärorganisation (vgl. Förster 1997: 270-272; Hürter 2005: 56-58) und dessen, was sie zur Kohäsion militärischer Einheiten beitragen mag, nach einem genaueren Verständnis der ‚Gegebenheiten auf dem Schlachtfeld'.

Ausgerechnet an dieser Stelle lohnt es sich gleichwohl, die militärsoziologische und militärhistorische Diskussion an andere sozialwissenschaftliche Forschungsstränge anzuschließen. Denn erst dann, wenn man den Horizont nicht nur vom Wehrmachtsfall auf andere Kriege und Streitkräfte, sondern auch von Militärorganisationen auf andere Organisationen erweitert, zeigen sich systematische Chancen der Überwindung eines Diskussionsstandes, der sich in der Gegenüberstellung von Ideologie- und Primärgruppenthese vorübergehend festgefahren hatte. Diese Chancen werden in den folgenden Abschnitten sondiert. Sie ergeben sich über eine umfassendere Einbeziehung von Mikrodynamiken organisierten Handelns und die dann unumgängliche Verlagerung der Forschungsperspektive von Strukturerhalt auf Strukturwandel militärischer Organisation. Bartovs Beschreibung der zunehmenden Ideologisierung der Wehrmachtsorganisation hat diesen Perspektivenwechsel vorbereitet, ohne ihn mit Blick auf die Kohäsion militärischer Einheiten angesichts der ‚Gegebenheiten auf dem Schlachtfeld' zu Ende zu denken.

4 Kampfsituationen: Organisationswissenschaftliche und mikrosoziologische Anschlussmöglichkeiten

Derlei ‚Gegebenheiten' stellen für einen Großteil der Literatur nicht viel mehr als eine Platzhalterkategorie für ein recht weites Spektrum von Gefechtsimpressionen und entsprechende Hochrechnungen über ‚typische' Kampsituationen dar. Das ist schon deshalb erstaunlich, weil sich auch die ältere Forschung nicht per se für Kohäsion und Desintegration militärischer Einheiten interessierte, sondern immer für Kohäsion oder Desintegration unter den besonderen Bedingungen des Kriegsgeschehens.[5] Die implizite Annahme dabei war, dass solche Situationen den Zusammenhalt militärischer Einheiten in besonderer Weise stra-

5 Eine graduelle Abweichung von dieser Leerstelle findet sich einmal mehr in der Arbeit von Moskos (1970: 140ff.), der gleichwohl im Ergebnis nur wenig über die ansonsten typischen impressionistischen Schilderungen von Kampfbedingungen hinauskommt (z.B. Marshall 2000: 44ff.)

pazieren. Abseits von Militärgeschichte und Militärsoziologie gibt es nun gegenwärtig mindestens zwei Forschungsrichtungen, die es erlauben, Annahmen über Besonderheiten von Kampfsituationen systematischer in den Blick zu nehmen und expliziter in die Diskussion von Kohäsionsprozessen einzubeziehen: Forschungen zur Dynamik von Krisensituationen auf der einen, Studien zur interaktiven Hervorbringung von Gewalt auf der anderen Seite. Kohäsionsprozesse erscheinen dabei nicht in erster Linie als Voraussetzungen, sondern als Folgen organisierten Handelns unter Gegebenheiten, wie sie sich auch – aber nicht nur – auf Schlachtfeldern darstellen.

Mit der ersten Gruppe von Indizien ist ein außerordentlich vielschichtiger Forschungsstand angesprochen. Die Thesen, Begriffsvorschläge und empirischen Beobachtungen reichen vom Giddensschen Verständnis kritischer Situationen (vgl. Giddens 1979: 123-128) über Garfinkels Krisenexperimente (vgl. Garfinkel 1967: 35-75) bis hin zur eigenständigen Forschungstradition der Katastrophensoziologie (vgl. Dynes/Drabek 1994; Dombrowsky 1983). Die katastrophensoziologischen Forschungen Quarantellis gehen der Entstehung emergenter Strukturen nach, die einen Ausfall sozialer Vorgaben in kritischen Situationen kompensieren, sei es hinsichtlich enttäuschter Erwartungen, unklarer Situationsdefinitionen oder gestörter Handlungsroutinen (vgl. Quarantelli 1996; Stallings/Quarantelli 1985). Formale Organisationen sind in Krisensituationen häufig in der Lage, ausfallende Routinen durch spontane Strukturbildungsprozesse zu ersetzen (vgl. Dynes/Quarantelli 1969; Brouilette/ Quarantelli 1971). Nicht zuletzt Militärorganisationen im Kampf sollten hierfür Kandidaten sein, denn schließlich sind alle militärischen Auseinandersetzungen "in some degree, and to a greater or lesser number of the combatants, disasters" (Keegan 1978: 199).

Der Beobachtung emergenter, spontan gebildeter oder abgewandelter Organisationsstrukturen steht in der Organisationsforschung ein empirisch ebenfalls gut dokumentierter *threat-rigidity effect* gegenüber. Hier lautet die These, dass Organisationen auf Bedrohungen mit einer besonderen Rigidität, einer Art Schockstarre, reagieren (vgl. Staw et al. 1981). Und tatsächlich lassen sich für das Militär als Organisation, der man immer wieder eine hohe Anfälligkeit für Ritualismus zugerechnet hat (vgl. Roghmann/Ziegler 1977: 157f.; Davis 1948), viele historische Beispiele für ein beinahe autistisch anmutendes Festhalten an Organisationsdoktrinen finden. So hielten im Ersten Weltkrieg Militärorganisationen über die beteiligten Streitkräfte hinweg an der Doktrin des Offensivgeistes fest, obwohl frühzeitig ersichtlich war, dass angesichts der Materialschlacht an festgefahrenen Fronten Versuche heldenhaften Felderstürmens kaum geeignet waren, den jeweiligen Gegner zu demoralisieren, und nur in der wechselseitigen Vernichtung immer größerer Menschenmassen resultieren konnten

(vgl. Travers 1993: 45-53; Snyder 1984). Überhaupt legen Analysen militärischer Fehlschläge nahe, dass diese in der Mehrzahl auf Unfähigkeiten militärischer Organisationen beruhen, vermeintlich bewährte Strategien, Strukturen und Prozesse zu ändern (vgl. Cohen/Gooch 1991).

Lassen sich solche Widersprüche – emergente Strukturen einerseits, Schockstarre und Versagen bei Lernanforderungen – in einem soziologischen Verständnis von Organisationen in Krisensituationen auflösen? Zunächst mag man vermuten, dass Lernprozesse vor allem an denjenigen Positionen stattfinden, die Teilnehmer auch tatsächlich mit Überforderungen konfrontieren. Dies zeigte sich – in Kontrast zu strukturellen Flexibilitäten in anderen Organisationssegmenten setzen – z.B. im Ersten Weltkrieg im Beharren der Generäle auf der Offensivdoktrin, vor allem an den Fronten des Stellungskrieges, wo Unteroffizieren und einfache Soldaten gegenüber ihren Vorgesetzten Offensivgeistfassaden errichteten, hinter denen sie leben und leben lassen konnten (vgl. Ashworth 1968).[6] Ganz zweifellos ergreifen Segmente militärischer Organisationen über unterschiedliche hierarchische Positionen und Mitglieder hinweg Lernchancen in unterschiedlichem Ausmaß und zu unterschiedlichen Anlässen. Ebenso aber wird man verschiedene Formen der Situationsbewältigung in Krisensituationen erwarten. Deshalb ist nicht nur zu fragen, ob und wo, sondern auch, wie sich Militärorganisationen an unvorhergesehene Herausforderungen anpassen.

Karl Weick kommt in seiner Studie der ‚Mann Gulch'-Katastrophe zu dem Schluss, dass sich Organisationen in Krisensituationen vor allem dann als widerstandsfähig erweisen, wenn sie über strukturelle Grundlagen verfügen, auf deren Basis sich etablierte Interpretationen und Vorverständnisse ändern lassen (vgl. Weick 1993: 646-50). Diese Rückfallposition sieht Weick in den sozialen Beziehungen unter den Organisationsmitgliedern (ebd.: 647f.). Wenn es darum gehe, bewährte Routinen und Mittel zurückzulassen („Drop your tools!", so Weick (1996) auch in Richtung seiner Forscherkollegen) seien vor allem diejenigen Organisationen gleichzeitig krisenfest und handlungsfähig, die über starke soziale Bindungen unter ihren Mitgliedern verfügten (vgl. Weick/Roberts 1993: 358-361). Solche Organisationen könnten gleichzeitig rigide in den Beziehungen ihrer Mitglieder zueinander und flexibel in ihrer Fähigkeit sein, in Krisen Handlungsfähigkeit zu bewahren. In diesem Zusammenhang wird auch auf Strukturen organisationsinterner Gruppen geschaut (vgl. Weick 1993: 644ff.). Weick abstrahiert gleichwohl von Gruppenzusammenhängen auf soziale Bezie-

6 Ausführlicher zu den entsprechenden Ritualisierung von Angriffsaktivitäten unter Prämissen gegenseitiger Schonung (wechselseitiges Verfeuern von Munition ins Niemandsland, koordinierte Vermeidung von Kontakten beim Patrouillieren usw.) (vgl. Ashworth 1980: 99-128).

hungen per se und begreift letztere als Basis organisierter Handlungsfähigkeiten durch kritische Situationen hindurch.

Ist damit bereits ein Dominieren von Beziehungsaspekten in der Bewältigung von Krisensituationen angedeutet, so verstärkt sich dieser Anfangsverdacht, wenn man einen weiteren Aspekt der Mikro-Ordnung in Kampfsituationen einbezieht, der in der militärsoziologischen Literatur überraschend randständig geblieben ist: das Problem der interaktiven Hervorbringung und fortgesetzten Ausübung von Gewalt. Zwar fand Marshalls Diagnose, dass sich Soldaten im Gefecht in überraschendem Umfang als unfähig erweisen, ihre Waffen abzufeuern (vgl. Marshall 2000: 44-63), in der Militärsoziologie der Nachkriegszeit zweifellos große Aufmerksamkeit. Doch vielleicht ist die praktische Schlussfolgerung, die aus dieser Diagnose gezogen wurde – im Training von Soldaten möglichst umfassend die Bedingungen späterer Kämpfe zu simulieren – zu nahe liegend, als dass man die grundlegende Erkenntnis genauer ausgewertet hätte: Soldaten sind in frappierender Weise inkompetent, Gewalthandeln gegenüber ihren Gegnern herbei- und fortzuführen.

Militärorganisationen scheinen hier von einer basalen Inkompetenz von Situationsteilnehmern betroffen, die sich gleichermaßen in nichtmilitärischen Handlungskontexten offenbart (vgl. Collins 2008: 8f., 40f.; Grossman 1995: 29-66). Randall Collins kommt in seiner mikrosoziologischen Theorie der Gewalt zu dem Ergebnis (vgl. Collins 2008: 449ff.), dass nur bestimmte soziale Konstellationen diese basale Inkompetenz überwinden helfen: die einseitige Überlegenheit einer Tätergruppe gegenüber einer Opfergruppe, die Situation der *forward panic*, die Tätigkeit spezialisierter Einzelner sowie die Aufführung von Gewalt in spezialisierten Kontexten (häufig für ein Publikum). Die erstgenannte Konstellation findet sich in solchen Kontexten militärischen Handelns, in denen Gewalthandeln freiwillig und mit nur geringfügigem disziplinären Anreiz erfolgt: bei Gewalt gegenüber unterlegenen Gegnern, insbesondere Zivilisten und bei der Beteiligung an pogromartigem oder genozidalem kollektiven Gewalthandeln (vgl. Collins 2008: 97ff.). Die Variante der *forward panic* sieht Collins einerseits bei ähnlichen Asymmetrien am Werke, etwa beim Massaker amerikanischer Marineinfanteristen im vietnamesischen My Lai (vgl. Greiner 2007: 305-354), andererseits bei solchen Fällen, in denen materiell oder personell unterlegene Streitkräfte übermächtige militärische Gegner zu überwinden in der Lage scheinen (vgl. Collins 2008: 83ff., 104ff.). Die Gewaltausübung durch spezialisierte Einzelne – etwa den Scharfschützen oder Fliegerpiloten – beschreibt demgegenüber den Sonderfall, in dem Teilnehmern sozialer Situationen gleichsam von außen Gewalt zugefügt wird (vgl. ebd.: 59, 381ff.). Für den oben letztgenannten Fall spezialisierter Aufführungskontexte sind Mitsoldaten, Vorge-

setzte und Medienvertreter Publikum der Übernahme stilisierter Kämpferrollen (vgl. ebd.: 236ff.).

Auch ohne auf diese typischen Formen der interaktiven Hervorbringung von Gewalt ausführlicher einzugehen, fällt doch auf, wie beziehungsabhängig Möglichkeiten des Gewalthandelns ausfallen: ob vermittelt durch eine asymmetrische Verteilung von Handlungskompetenzen (Überlegenheit/Unterlegenheit), durch eine Handlungsdynamik, die eine Teilnehmergruppe in eine aggressive Flucht nach vorn treibt, durch eine Aussonderung von Gewaltspezialisten, die aus räumlicher oder sozialer Distanz zur Situation handeln, oder durch eine kollektive Adressierung von Gewalterwartungen an eine Kämpferrolle vor Publikum (vgl. ebd.: 198ff.). Immer sind es spezifische Beziehungen zwischen Situationsteilnehmern (vgl. Tilly 2003: 21), die über Gewalthandeln in Situationen entscheiden, die gegenüber dem alltäglichen Ablauf von Interaktionen Ausnahmesituationen bleiben (vgl. Collins 2008: 19f., 79ff.). Dieser Ausnahmecharakter trifft auch auf das Handeln von Soldaten zu, obwohl die Soldatenrolle kompetente Gewaltausübung als normale Erwartung artikulieren möchte (vgl. Collins 2008: 43-57).[7]

Daraus ergibt sich eine Prozessperspektive auf den organisationalen Wandel, in der die Möglichkeiten der Situationsbewältigung von den sozialen Beziehungen zwischen den Teilnehmern abzuhängen scheinen. Die Besonderheit des Vermögens zu gewalttätigem Handeln liegt dabei in dessen Einbettung in hochgradig asymmetrische Interaktionskonstellationen (Collins 2008: 414ff.). Versucht man militärisches Gewalthandeln zu erklären, dann sind es die sozialen Beziehungen zwischen den Organisationsmitgliedern (vorwiegend aber nicht ausschließlich die Primärgruppen) und ihren Opfern, die den Organisationen ein vergleichsweise krisenfestes Handlungspotenzial sichern, und nicht bestimmte Gefechtsregeln und Organisationsdoktrinen.

Die in diesem Abschnitt grob skizzierten Erkenntnisse, die aus der Beobachtung von Feuerwehren und Polizeistationen, Polizisten und Gegendemonstranten gewonnen wurden, lassen sich auf Militärorganisationen in Kampfsituationen übertragen (und dies ist eine Parallele, die Collins explizit im Blick hat). Schon vordergründig scheinen sie mit einer verallgemeinerten Form der Thesen von Shils und Janowitz vereinbar, die nicht mehr nur Gruppen, sondern soziale Beziehungen als Basis militärischer Kohäsion ansehen würde. Die Bartovschen Thesen zu Ideologie und Indoktrination hingegen finden hier zunächst keine

7 Sie folgt dabei wohl eher dem populären romantischen und heroisch dramatisierten Bild kollektiver Gewalt als ihrer Realität (vgl. Collins 2008: 39-41). Dieses Bild stimmt in erster Linie für aufgeführte Gewaltdarbietungen durch Soldaten, die allerdings in der Regel in sicherer Entfernung von Kampfsituationen stattfinden (z.B. beim Posieren mit bereits toten oder gefangenen Opfern) (vgl. Collins 2008: 426).

sichtbare Entsprechung. Sie lassen sich jedoch in die Betrachtung aufnehmen, wenn man das auf der Mikroebene von Kampfsituationen angedeutete Verständnis von Kohäsion als Prozess – einer Anpassung von Organisationsstrukturen über die Aktivierung sozialer Beziehungen – auf Makroprobleme der Einbettung von Organisationen in ihre gesellschaftlichen Umwelten erweitert.

5 Die doppelte soziale Einbettung militärischen Handelns

Erweitert man die Perspektive also um die von Bartov und vielen weiteren Autoren am Beispiel der NS-Streitkräfte so überzeugend nachgewiesene ideologisch-politische Verstrickung militärischen Handelns, geht es um dessen doppelte soziale Einbettung (vgl. Hallett/Ventresca 2006: 227). Der Begriff der sozialen Einbettung entstammt der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung und beschreibt die wechselseitige Abhängigkeit von Handlungsmöglichkeiten und sozialen Beziehungen (vgl. Granovetter 1985). Stellt man diese Abhängigkeit in doppelter Hinsicht in Rechnung, lassen sich hinsichtlich der Kohäsionsproblematik eine Reihe zunächst widersprüchlich erscheinender Beobachtungen konstruktiv integrieren. Zur Mikro-Einbettung militärischen Handelns in Kampfsituationen tritt die Makro-Einbettung in gesellschaftlichen Umwelten hinzu – und wieder gewinnt die Sozialdimension ein besonderes Profil.

Bleibt man zunächst noch einmal auf der Mikro-Ebene, lassen sich auf der Grundlage der bisherigen Beobachtungen schon dort einige Differenzen zwischen den in der Literatur vertretenen gegensätzlichen Ansichten zur Aufrechterhaltung von Kampfbereitschaft wesentlich verringern. Begreift man die Kohäsion von Primärgruppen nicht (wie bei einer engen Lesart der Primärgruppenthese) als Resultat personeller Kontinuitäten, sondern allgemeiner als Ausdruck positiver sozialer Beziehungen innerhalb eines Teilnehmersegmentes, dann spricht dies gegen Bartovs vor allem durch hohe Verlustraten begründete Zweifel an der Existenz von Primärgruppen an der Ostfront. Die relativ homogene Zusammensetzung der Truppenteile mag die Einbindung von Neuankömmlingen in noch existierende Rumpfgruppen begünstigt haben (vgl. van Creveld 2005: 62f.).[8] Fragt man nach weiteren möglichen Gründen für hohe strukturelle Belastbarkeiten militärischer Primärgruppen in den NS-Streitkräften, dann ist umgekehrt die Idee plausibel, dass auch die NS-Ideologie zum Zusammenhalt dieser Gruppen unter den widrigen Bedingungen hoher personeller Fluktuation

8 Bei Shils und Janowitz taucht dieses Argument wiederum nur in der gespiegelten Form auf, dass sich besonders heterogen zusammengesetzten Truppenteile als besonders ineffektiv und desintegrationsanfällig erwiesen (vgl. Shils/Janowitz 1948: 285; van Creveld 2005: 95-97).

einen Beitrag geleistet haben wird. Die Vorstellung eines gemeinsamen äußeren Feindes wird, gerade in unter landsmannschaftlichen Gesichtspunkten zusammengesetzten Gefechtstruppen, den Zusammenhalt der Primärgruppen gestärkt haben (vgl. Kühne 2006: 151f.). Und an genau dieser Stelle mag man eine Schnittstelle zwischen der Mikro- und Makro-Einbettung militärischen Handelns vermuten: Die Vorstellung eines kollektiven Gegners etabliert eine soziale Beziehung, die auch in Kampfsituationen zum Tragen kommen soll.

Das Erleben und Handeln der einzelnen Soldaten und die gesellschaftlichen Erwartungen an das Militär und seine Soldaten stehen schließlich keineswegs neutral nebeneinander. So scheinen gesellschaftliche Erfahrungen mit der Organisation kollektiver Gewalt über Jahrhunderte und ganz unterschiedliche soziale Kontexte hinweg relativ ähnliche Semantiken für die Mitgliedschaft in militärischen Organisationen herausgebildet zu haben.[9] Das Beispiel der NS-Streitkräfte zeigt in extremer Form auch die negativ bindende Außenseite dieser nach innen positiv bindenden Semantik: ein generalisiertes Außen von Nicht-Mitgliedern, die eben keine Kameraden sind oder werden können (vgl. Streit 1997; Cameron 1994: 89-129). Es wäre dann zu fragen, inwieweit die Verbreitung spezifischer Kriegsideologien neben den Organisationsdoktrinen und vor allem: unter Verstärkung durch formalisierte Sanktionssysteme, in die sie übersetzt werden (vgl. Strachan 2002: 269f.; Rush 1999: 501), günstige soziale Bedingungen für die strukturelle Stabilität von Beziehungen zwischen Organisationsmitgliedern schafft, sowie dafür, dass diese gegenüber Nichtmitgliedern Positionen einnehmen, die Gewalthandeln erleichtern. Der jeweilige Beitrag zur Aufrechterhaltung von Kampfbereitschaft und Truppenkohäsion wäre daran erkennbar, wie effektiv Soldaten auf die Erfordernisse fortgesetzten militärischen Handelns hin orientiert werden. Dass gesellschaftliche Erwartungen – und Ideologie ist eine Form, Erwartungen zu manifestieren und zu verbreiten – in der Tat auf die Situationsbewältigung, auf das Erleben und Handeln von Organisationsmitgliedern durchschlagen, lässt sich im Wehrmachtsfall an der Selbstnazifizierung der Führungsebene ebenso ablesen wie aus den Feldpostbriefen der Soldaten. Im Vietnamkrieg hingegen sieht man wiederum den Gegenfall einer misslingenden Makro-Einbettung militärischen Handelns (vgl. Lang 1980: 280-282).

Will man die Mobilisierung militärischen Handlungspotenzials begreifen, sind neben der „micro-translation“ (vgl. Collins 1981) von Organisationsstrukturen auch deren Makro-Einbettungen zu berücksichtigen, und zwar auch dann,

9 ‚Kameradschaft’ und ähnliche Semantiken kämen diesbezüglich für wissenssoziologische Studien in Frage, aber auch weniger affirmative bis hin zu militärfeindlichen Semantiken; vgl. Moskos (1970: 146ff.) über *‚latent ideology’*. Für die weitere Forschung mögen gerade die abweichenden Semantiken und die entsprechenden ‚hidden transcripts’ (vgl. Scott 1990) von besonderem Interesse sein (s.u.).

wenn man sich in erster Linie für die Bewältigung konkreter sozialer Situationen interessiert (vgl. Fine 1991). Zeichnet man für militärisches Handeln dessen Aufwärtskompatibilität zu Erwartungen aus der gesellschaftlichen Umwelt nach, erscheint Ideologie als vermittelnde semantische Instanz zwischen der Erfahrung von Kampfsituationen, erlebten Erfordernissen des Organisierens und ihrer Repräsentation für Außenstehende, ebenso wie für die Abwärtskompatibilität gesellschaftlicher Erwartungen durch die Militärorganisation bis in die Kampfsituation hinein. Dass die NS-Indoktrination als besonders partikularistisches Manifest spezifischer Erwartungslagen in so effektiver Form Ideologie und Organisation, Modernität und archaische Rhetorik in ihrer Repräsentation von Soldaten, Einheiten, Kampf und Krieg ineinander verschränken konnte (vgl. Bartov 1986: 33), kann durch ihre umfassende Verankerung in der deutschen Zwischenkriegsgesellschaft erklärt werden. Mit anderen Worten: Die NS-Ideologie konnte nicht deswegen das Handeln der Soldaten anleiten, weil sie schlicht auf eine objektiv gegebene Kampfsituation ‚passte', sondern weil die Teilnehmer, für die sie plausibel erschien, entsprechend vorsozialisiert waren (vgl. Müller 2007: 216f.; Latzel 1998: 371f.). Ähnliches mag man hinsichtlich der alternativen (oder im Wehrmachtsfall: ergänzenden) Kohäsionsideologie der Kameradschaft vermuten (vgl. Kühne 1999). Weil sich Militärorganisationen in derartige Umwelterwartungen einbetten, können sie gesellschaftlich vorbereitete Handlungsbereitschaften bei ihren Mitgliedern mobilisieren.

Die Kohäsionsproblematik akzentuiert über ihre Mikro- und Makro-Ebenen hinweg die Sozialdimension militärischer Ordnung: Handlungsmöglichkeiten erwachsen aus Einbettungsverhältnissen. Auf der Makroebene stehen nicht mehr die Beziehungen zwischen Situationsteilnehmern, sondern die Beziehungen des Militärs zu seinen gesellschaftlichen Umwelten auf dem Spiel. Auch hier geht es um eine Kohäsionsproblematik, um die Sicherung von Zusammenhalt militärischer Ordnung angesichts gesellschaftlicher, politischer und kultureller Kräfte, die an ihren Grenzen zerren. Auch über den Wehrmachtsfall hinaus lassen sich für Militärorganisationen vor allem affirmative Bezüge auf Umweltideologien vermuten (vgl. Elbe/Richter 2005: 147-149). Angesichts der Vielzahl und potenziellen Widersprüchlichkeit solcher Erwartungen wird man in vielen Fällen auch heuchlerische Formen ihrer organisationsinternen Umsetzung beobachten können (Meyer/Rowan 1991; Brunsson 1989). Diese Umsetzung kann auch bei hoher Widersprüchlichkeit der Anforderungen, die so in Militärorganisationen hineinwachsen, gleichzeitig heuchlerisch und effektiv sein. Entkopplungsprozesse, mit der semantische Fassaden und situative Handlungserfordernisse vor wechselseitigen Blockaden geschützt werden, mögen auf der Mikroebene des Kampfes in politisch und ideologisch eher indifferenter Situationsbewältigung resultieren – wie es Shils und Janowitz mit ihrem Begriff der *secondary symbols*

vermutet hatten. Im Fall der NS-Streitkräfte scheint die effektive Beteiligung Einzelner an Massentötungen von solchen Erwartungsverlagerungen eher befördert als behindert worden zu sein (vgl. Welzer 1993: 369-372). Konvergenzen von Voreinstellungen kameradschaftlichen Handelns, wahrgenommenen Umwelterwartungen und situativen Opportunitäten, die auch aus ‚ganz normalen Männern' Schlächter machten (vgl. Browning 1993), gab es gleichermaßen. Solche Gleichzeitigkeiten geheuchelter und tatsächlicher Überzeugung, halbherzigen und inbrünstigen Engagements sind typische Vignetten institutioneller Anpassungsprozesse.

Die Bartovsche Rede vom ‚Schmelztiegel Wehrmacht' (s.o.) suggeriert ein graduelles Durchkreuzen politischer Voreinstellungen durch die organisationsinterne Sozialisation der Soldaten und zeigt gleichzeitig die ideologische Verstricktheit dieser Sozialisation auf. Der Wehrmachtsfall verdeutlicht damit letztendlich, dass sich Mikro- und Makro-Einbettungen militärischen Handelns weder analytisch gegeneinander ausspielen, noch in eine Hierarchie primärer und sekundärer kausaler Wirkungsfaktoren für die Erklärung von Kohäsionsprozessen übersetzen lassen.[10] An den NS-Streitkräften lässt sich in erster Linie eine besondere Verdichtung und Selbstverstetigung kollektiven Gewalthandelns erkennen, die aus einer vergleichsweise bruchlos erfolgreichen doppelten sozialen Einbettung militärischen Handelns erwächst, bei der sich im Kriegsverlauf wohl eine weitgehende Konvergenz wesentlicher Kohäsionsfaktoren einstellte. Daraus lassen sich nicht umstandslos Verallgemeinerungen für andere Militärorganisationen ableiten, denn das hieße, die besonderen Bedingungen und Erwartungslagen der NS-Gesellschaft auszublenden.

6 Kohäsionsrisiken

Vielleicht ist es der Konzentration auf den Wehrmachtsfall geschuldet, dass die Literatur die Kohäsion militärischer Einheiten zwar durchgängig als unwahrscheinliches und erklärungsbedürftiges Phänomen behandelt, im Ergebnis aber eher eine Tendenz militärischer Organisationen zur spontanen Erzeugung von Kohäsion angesichts widriger Bestandsbedingungen aufspürt. Selbst vieles von dem, was die Literatur als Desintegration bezeichnet (und die typischen Beispiele dafür sind, wie bereits erwähnt, der Erste Weltkrieg und Vietnam), verweist gleichzeitig auf Kohäsionsphänomene: auf Soldaten, die gemeinschaftlich Offi-

10 So etwa bei Siebold (2007), der *primary* von *secondary group cohesion* unterscheidet und so in gewisser Weise die hier vorgeschlagene Differenzierung von Mikro- und Makro-Einbettungen militärischen Handelns im Rahmen der ursprünglichen Primärgruppenthese mitsamt ihrer Priorisierung von Wirkfaktoren artikuliert. Für eine entgegengesetzte Priorisierung vgl. MacCoun et al. (2006).

ziersmord begehen, oder auf Frontabschnitte, die kollektiv Offensivgeist fingieren. Die Kohäsion militärischer Einheiten erscheint als Resultat struktureller Einbettungsprozesse, die sich in Kriegssituationen in der einen oder anderen Form schlichtweg zu ergeben scheinen. Eine systematische Folgendiskussion lässt die Literatur gleichwohl bislang vermissen. Dafür in Betracht zu ziehende Risiken mag man einerseits in lokal begrenzten Kohäsionsprozessen sehen, die einzelne Einheiten gegenüber der Gesamtorganisation zu verselbstständigen drohen, andererseits mag Kohäsion nicht nur dann riskant sein, wenn sie unvollständig bleibt.

Grob lassen sich zunächst organisationsspezifische und gesellschaftliche Kohäsionsrisiken differenzieren. Auf Seiten der Militärorganisation resultieren starke sozialen Bindungen in Verquickungen formaler und informaler Positionen und Rollenaspekte. Shils und Janowitz vermuten eine hohe Kompetenz von Unteroffizieren, mit den entsprechenden gemischten Handlungsanforderungen umzugehen (vgl. Shils/Janowitz 1948: 297-300). Das kann nicht verdecken, dass an der Schnittstelle zwischen Gruppen- und Organisationsstrukturen Reibungsflächen entstehen, die sich nur begrenzt formal glätten lassen. Historiker wie Keegan sehen im eigenständigen Handeln von Kleingruppen einen Beleg für den begrenzten Einfluss formaler Autorität auf militärisches Handeln (vgl. Keegan 1978: 46-50). Handlungstheoretisch lässt sich eine Gefahr der Reduktion komplexer auf einfache Autoritätsstrukturen konstatieren (vgl. Coleman 1990: 162-172): Wenn Soldaten nicht mehr der Organisation und ihrer formalisierten Hierarchie, sondern der Person ihres Vorgesetzten folgen, dann resultieren daraus Autoritätsverhältnisse, die nur in begrenzter Weise auf andere Personen übertragen werden können. Hieraus können die seit Gouldner bekannten Probleme neuer Chefs resultieren, die sich bei der Einnahme ihrer Positionen mit einem für sie unzugänglichen Beziehungsgeflecht konfrontiert sehen (vgl. Gouldner 1954: 71-83; Luhmann 1962). Personalisierungstendenzen, die typisch sind für gruppenartige Interaktionszusammenhänge (vgl. Neidhardt 1979: 648ff.), mögen im Falle militärischer Einheiten dann Entwicklungen Vorschub leisten, die Interessen eines vertrauten Mitkämpfers denjenigen eines Offiziers vorzuziehen (vgl. Strachan, 2002: 267f.).

Organisationsinterne Risiken hoher Truppenkohäsion sind nicht auf mögliche Brüche in Autoritätsstrukturen begrenzt. Auch wenn man soziale Bindungen zwischen Organisationsmitgliedern im Weickschen Sinne als strukturelle Grundlagen kollektiven Lernens behandelt, gibt es mögliche Zielkonflikte zwischen Kohäsionsprozessen und Problembearbeitungskapazitäten (vgl. Weick, 1990: 588-590). Starke Bindungen zwischen Entscheidern bringen nicht selten Formen von *groupthink* mit sich: Gruppen verharren auf einmal etablierten Problemwahrnehmungen und marginalisieren Abweichungserfahrungen. Sozialpsy-

chologen finden hierfür in militärischen Führungsstäben ihre besten Beispiele (vgl. Janis, 1982: 14ff.). Starke soziale Beziehungen zwischen Organisationsmitgliedern ermöglichen kollektives Handeln zwar auch unter erschwerten Bedingungen, doch derartiges Handeln hat häufig einen eher rituellen Charakter (vgl. King 2006). Die Aufnahme von Informationen, die den kollektiven Problemdefinitionen widersprechen, wird hingegen erschwert. Nicht nur beim Militär fallen Anpassungs- und Lernkapazitäten, Handlungs- und Wahrnehmungskompetenzen in Organisation nur selten zusammen (vgl. Brunsson 1985). Kohäsionsprozesse werden das Gewicht zu Gunsten praktischer und zu Lasten kognitiver Problembearbeitungskompetenzen verschieben. Gerade bei belastbaren lokalen Beziehungsnetzwerken und selbst dann, wenn sich diese als begrenzt lernfähig erweisen, muss man vermuten, dass Probleme militärischen Handelns in den kämpfenden Organisationssegmenten die Kontexte militärischen Entscheidens selten erreichen, weil Lernprozesse – wie im Ersten Weltkrieg besonders klar erkennbar – auf die Reichweite lokaler Beziehungsnetzwerke begrenzt bleiben.

Solchen Kohäsionsrisiken ist gemein, dass Beziehungsnetzwerke die Steuerbarkeit militärischen Handelns einschränken – durch Begrenzung formaler Autorität auf der einen, durch Begrenzung von Informationsaufnahme und -weitergabe auf der anderen Seite. Aus Sicht gesellschaftlicher Umwelten von Militärorganisationen treten Steuerungsprobleme als Ausdruck von Kohäsionsrisiken noch drastischer in Erscheinung. Dabei geht es dann weniger um die Begrenztheit als vielmehr um die mangelnde Begrenzbarkeit militärischen Handelns und seiner Einbettung. Hier ist an die Verflechtung militärischer Organisationen in politische, wirtschaftliche und rechtliche Makrostrukturen zu denken. Die Stichworte lauten *Kriegsgesellschaft* (vgl. Kruse 2009), *garrison state* (vgl. Laswell 1941) und *war system* (vgl. Rapoport 1989: 429-436). Das preußisch-deutsche Beispiel macht deutlich, dass neben Beziehungsstrukturen auch eher kulturelle und semantische Bindungen militärischen Handelns in der Erklärung seines gesellschaftlichen Einnistens nicht zu vernachlässigen sind (vgl. Lipp 2000: 222-226). Kohäsionsprozesse zwischen Militär und gesellschaftlichen Umwelten spannen Beziehungsnetze über Freikorps, bewaffnete Banden, Familien, Karrieren, Salons, Straßen, Sitzungssäle, Büros und Kabinette.[11]

Kohäsionsprozesse, die militärisches Handeln in gesellschaftliche Strukturen, Netzwerke, Programme oder Ideologien einbetten, können in der Umkehrung der Steuerungsverhältnisse zwischen Militärorganisationen und politischen Systemen gipfeln. Militärische Organisation scheint sich in solchen Fällen ge-

11 Derlei gesellschaftliche Einbettungsprozesse lassen sich nicht nur bei kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Staaten und ihren Armeen, sondern auch bei asymmetrischen Konflikten, Bürgerkriegen und innerstaatlichen Ausnahmezuständen beobachten (vgl. z.B. Lee 2005).

sellschaftliche Strukturen geradezu einzuverleiben (vgl. Kruse 2009: 200-202). Begreift man Militärorganisationen in einer normativen Sichtweise als ausführende Organe politischer Systeme, wird man spätestens dann nicht mehr von Kohäsion, sondern von Desintegration militärischer Ordnung sprechen wollen. Begreift man Militärorganisationen hingegen als eigendynamische Ordnungsphänomene, dann lassen solche Fälle kohäsive militärische Einheiten erkennen, die über ihre ursprünglichen Aufträge hinaus ihre Umwelten aktiv in Angriff nehmen. Empirisch gesehen handelt es sich um Fälle gesellschaftlichen Wachstums militärischer Organisation – und gerade nicht um Zerfallsphänomene.

Verstetigen sich solche gesellschaftlichen Einbettungsprozesse, scheinen sich die Kohäsionsrisiken für die Umwelten militärischer Organisationen zusätzlich dadurch zu verschärfen, dass kohäsive militärische Einheiten ihren Organisationen graduell entwachsen können und zunehmend selbstständig ihren Kriegspfaden folgen (vgl. Sallah/Weiss 2006). Die formale Intervention durch eine auswachsende Militärorganisation hindurch wird schwieriger, aber aus Sicht der bloßen Aufrechterhaltung militärischen Handelns auch zunehmend unnötig. Das NS-System hatte diese Schwelle wohl spätestens mit dem Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion genommen (vgl. Herbst 1999). Seine Strategen scheinen mit den zerstörerischen Kräften eines nur noch partiell gesteuerten Gewaltapparates bewusst geplant zu haben (vgl. Kershaw 1994: 199-204). Bis in die letzten Kriegstage hinein konnte die Wehrmacht militärisches Handeln relativ ungebremst und bis zu ihrem Untergang weitgehend folgenblind fortsetzen (vgl. Kunz 2005: 335-343).

Erwartet man von Militärorganisationen und von denjenigen, die sie mit Programmen, Ressourcen und Aufgaben ausstatten, hingegen einen abwägenden Umgang mit Kohäsionsrisiken, wird man sich stärker als bislang für Möglichkeiten der Desorganisierung, Entflechtung und Desintegration militärischer Einheiten interessieren müssen. Manche Organisationsforscher sehen in der Fähigkeit von Organisationen zur mittelfristigen Desintegration eine Voraussetzung ihres längerfristigen Überlebens (vgl. Starbuck et al. 1978: 122-126). Desintegrationskapazitäten mögen *group mind* vor *groupthink*, kollektive Achtsamkeit vor kollektivem Denken schützen (vgl. Weick/Roberts, 1993: 358-368), denn über Dissens ergeben sich Anpassungschancen. Gerade angesichts einer Geschichte der Dienstbarkeit (vgl. Warburg 2008: 264-284) und der nicht ganz abwegigen Rede von der „affirmativen Soziologie 'für den Dienstgebrauch' der Militärführung“[12], sollte die Militärsoziologie in diesem Sinne mehr Interesse am Studium nonkonformen Handelns zeigen (vgl. Schulte 1997: 281ff.; Zie-

12 So Kühne und Ziemann (2000: 20) unter Rückgriff auf das vielzitierte Dienstgebrauchs-Diktum Günther Wachtlers vom Beginn der 80er Jahre (vgl. auch Leonhard/Werkner 2004: 15; Warburg 2008: 31).

mann 1999: 612f.). Diejenigen sozialen Prozesse, die der Kohäsion militärischer Einheiten entgegenwirken und sich genau deshalb zur Risikokontrolle eignen mögen, sind schließlich bislang nur unzureichend erforscht. Metaphoriken der Desintegration, die sich bei Autoren wie Marshall finden, basieren zumeist auf ungeordneten Schlachtfeldimpressionen (vgl. Marshall 2000: 38f.). Soll mit Desintegration dann die einfache Tatsache gemeint sein, dass militärisches Handeln nicht mehr stattfindet, ein struktureller Zerfall von Einheiten und ihren Bindungskräften auch abseits des Kampfgeschehens (vgl. Shibutani 1978), eine partielle oder eine totale Auflösung militärischer Ordnung (vgl. Keegan 1978: 195-197; Kunz 2005: 265-288)? Für die Beantwortung derartiger Fragen fehlt der Militärsoziologie bislang ein hinreichend spezifizierter analytischer Zugriff.

7 Fazit

Seit mehr als sechs Jahrzehnten wird der akademische Diskurs über die Kohäsion militärischer Einheiten entlang eines weiten Spektrums sozial- und geschichtswissenschaftlicher Arbeiten von Annahmen über Desintegrationsprozesse flankiert, die ebenso hintergründig geblieben sind wie die allgegenwärtige, aber zu keinem Zeitpunkt forschungsleitende Rede von den ‚Gegebenheiten auf dem Schlachtfeld'. Neuere organisationswissenschaftliche und mikrosoziologische Forschungen zu Krisen- und Gewaltsituationen demonstrieren die prinzipielle Möglichkeit, Mikrodynamiken militärischen Handelns in Kampfsituationen systematisch an Strukturierungsfragen anzuschließen. Der wachsende Korpus erfahrungsgeschichtlicher Studien bietet ein brauchbares empirisches Fundament, um Erkenntnisse über das Erleben und Handeln in Kampfsituationen an Fragen der sozialen Einbettung militärischer Organisationen anzuschließen (vgl. Buschmann/Carl 2001: 21).

Mit dem Anschluss militärsoziologischer Fragestellungen an breitere Fachdiskurse in den Geschichts- und Sozialwissenschaften und dem Einnehmen einer Längsschnittperspektive auf militärisches Handeln wird aus der Frage nach der Aufrechterhaltung militärischer Ordnung eine Frage nach ihrem Wandel. Die Verdachtsmomente deuten in Richtung einer Schlüsselrolle der sozialen Einbettung militärischen Handelns für das Verständnis von Kohäsionsprozessen. Die netzwerkanalytische Vorstellung miteinander verschränkter Handlungsmöglichkeiten und sozialer Beziehungen erlaubt es, die entsprechenden Strukturierungsdynamiken sowohl in Mikro- als auch in Makroprozesse hinein zu verfolgen. In welcher Form sich soziale Beziehungen und Handlungsmöglichkeiten wechselseitig verstärken können, erscheint in *beiden* Hinsichten für das spezifische Auswachsen von Kohäsionsprozessen von zentraler Bedeutung. Für entge-

gengesetzte Prozesse von Zerfall, Entflechtung und Desintegration mangelte es der Literatur bislang an konzeptioneller Aufmerksamkeit. Es liegt nahe, für die systematische Explizierung von Desintegrationsdynamiken den Kontakt mit der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse zu vertiefen.

Netzwerkanalysen thematisieren auf der einen Seite die Mobilisierbarkeit von Beziehungen und Kontakten als Handlungs- und Problemlösungsressourcen (vgl. Lin 2001: 29-40). Sie identifizieren auf der anderen Seite auch ein Blockadepotenzial struktureller Bindungen, das durchgreifendes Handeln von der Entflechtung bestehender Beziehungsnetze abhängig machen kann (vgl. White 2008: 280-284). Mit der Explizierung von Kohäsion als Prozess organisationalen Wandels mit benennbaren Folgen und Risiken stellt sich die Frage, in welcher Form sich Entflechtungsprozesse zur Auflösung struktureller Blockaden in Organisationen mobilisieren lassen. Angesichts der beschriebenen Kohäsionsrisiken wird die Steuerbarkeit militärischen Handelns unter Kriegsbedingungen in vielen Fällen auch von Entflechtungskompetenzen auf Seiten der militärischen Führung abhängen – Harrison White spricht diesbezüglich von Problemen des *reaching down* (vgl. White 2008: 302-305). Aber auch *reaching up* (z.B. vom Feld zum Stab) und *reaching through* (von Einheit zu Einheit) werden vielfach notwendig sein, um Handlungspotenzial aus festen Beziehungsnetzen herauszulösen und gegen deren Beharrungskräfte freizusetzen (vgl. White 2008: 299-307). Statt Führung von oben scheint dabei *social skill* (vgl. Fligstein 2001) in der Breite gefragt zu sein.

Die zeitgenössische Literatur hat sich von der Primärgruppenthese zwar in vielerlei Hinsicht entfernt, aber keinen paradigmatischen Ersatz für diese gefunden (vgl. Biehl 2005: 274-281). Dies mag auch damit zusammenhängen, dass die Grenzen zwischen ‚kleiner Kampfgemeinschaft' (vgl. Lippert 1985), Organisation, Kampfsituation und Gesellschaft im militärischen Handeln fortlaufend zu zerrinnen scheinen, wohingegen die Beziehungsabhängigkeit von Strukturierungsprozessen stark an Profil gewinnt. Gruppen sind elementare Manifestationen sozialer Beziehungen. Ihre besondere Bedeutung im Rahmen von Kohäsionsprozessen zeugt gleichwohl weniger vom grundsätzlichen Primat einer spezifischen Strukturform als vom dynamischen Eigenleben militärischer Organisationen, die unter Kriegsbedingungen – eben auch in (kriegs-) gesellschaftlicher Hinsicht, im Kleinen wie im Großen – soziale Schlagseite bekommen.

Bei allen verbleibenden Unklarheiten ist dem Kohäsionsdiskurs am Ende zugute zu halten, dass er mit seinem Interesse am Eigenleben militärischer Organisationen innerhalb der Militärsoziologie immer als Gegengewicht zur relativen Statik institutioneller Studien fungiert hat. Zu überwinden bleibt die soziologisch ungesicherte Gleichsetzung von Kohäsions- und Motivationsproblemen, in die sich die militärsoziologische Forschung trotz aller Differenzierungsversu-

che immer wieder zu verstricken scheint. Bartovs Kritik an Shils und Janowitz deutet eine Perspektive an, die soziologisch ausbaufähig ist, denn sie erweitert das Blickfeld auf militärisches Handeln im Rahmen strukturierter Handlungsfelder, organisierter und nicht-organisierter Sozialisationsinstanzen. Erst vor diesem Hintergrund gewinnen Probleme der Kohäsion und Desintegration einen soziologischen Zusammenhang, dessen Rekonstruktion das alltagssprachliche Verständnis von Kampfmoral, Zusammenhalt und Motivation überbieten kann. Die Kohäsion militärischer Einheiten und die Fortsetzung militärischen Handelns haben in der Tat ein gemeinsames Bezugsproblem, doch dieses ist nicht die bloße Bewahrung oder ‚Führung' von Militärorganisationen durch Situationen kollektiver Gewalt hindurch, sondern der eigendynamische soziale Wandel von Feldern militärischen Handelns – von Organisationen *als* Handlungsfeldern und Organisationen *in* Handlungsfeldern (vgl. Emirbayer/Johnson 2008). Vermutlich wird sich die Militärsoziologie noch stärker aus ihrer Nische herausbewegen und den Vergleich ‚ihrer' Organisationen mit anderen Organisationen in anderen Handlungsfeldern suchen müssen, um das damit angedeutete Forschungspotenzial des Kohäsionsthemas tatsächlich zu entfalten. Dann aber könnte umgekehrt auch die Soziologie als Wissenschaftsdisziplin in größerem Umfang von der militärsoziologischen Forschung profitieren.

Literatur:

Addison, Paul /Calder, Angus (Hrsg.) (1997): Time to Kill: The Soldier's Experience of War in the West 1939-1945. London: Pimlico.

Ashworth, Tony (1968): The Sociology of Trench Warfare 1914-18. In: British Journal of Sociology 19. 407-423.

Ashworth, Tony (1980): Trench Warfare 1914-1918. The Live and Let Live System. London: Macmillan.

Barnard, Chester I. (1968): The Functions of the Executive. Thirtieth Anniversary Edition. Cambridge: Harvard University Press.

Bartov, Omer (1985): The Eastern Front 1941-45. German Troops and the Barbarisation of Warfare. Basingstoke: Macmillan.

Bartov, Omer (1986): Indoctrination and Motivation in the Wehrmacht: The Importance of the Unquantifiable. In: The Journal of Strategic Studies 9. 16-34.

Bartov, Omer (1995): Hitlers Wehrmacht: Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges. Reinbek/Hamburg. Rowohlt.

Beaumont, R.A./Snyder, W.P. (1980): Combat Effectiveness: Paradigms and Paradoxes. In: Sarkesian (1980): 20-56.

Berghahn, Volker Rolf (1969): NSDAP und ‚Geistige Führung' der Wehrmacht. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 17. 1. 17-71.

Biehl, Heiko (2005): Kampfmoral und Einsatzmotivation. In: Leonhard et al. (2005): 268-286.
Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin: Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion. München: Vink.
Brouillette, J.R./Quarantelli, E.L., 1971: Types of Patterned Variation in Bureaucratic Adaptations to Organizational Stress, in: Sociological Inquiry 41: 39-46.
Browning, Christopher R. (1993): Ganz normale Männer. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.
Brunsson, Nils (1985): The Irrational Organization. Chichester: Wiley.
Brunsson, Nils (1989): The Organization of Hypocrisy. Chichester: Wiley.
Buschmann, Nikolaus/Carl, Horst (Hrsg.) (2001): Die Erfahrung des Krieges. Paderborn: Schöningh.
Buschmann, Nikolaus/Carl, Horst (2001): Zugänge zur Erfahrungsgeschichte des Krieges: Forschung, Theorie, Fragestellung. In: Buschmann et al. (2001): 11-26.
Cameron, Craig M. (1994): American Samurai. Myth, Imagination, and the Conduct of Battle in the First Marine Division, 1941-1951. Cambridge: Cambridge University Press.
Clausen, L./Dombrowsky, W.R./Drabek, T.E./Perry, R.W./Quarantelli, E.L./Tierney, K.J. (1983): Einführung in die Soziologie der Katastrophen. Zivilschutz-Forschung Band. 14. Bonn: Bundesamt für Zivilschutz.
Cohen, E.A./Gooch, J. (1991): Military Misfortunes: The Anatomy of Failure in War. New York: Vintage Books.
Coleman, J.S. (1990): Foundations of Social Theory. Cambridge et al: Belknap.
Collins, Randall (1975): Conflict Sociology: Toward an Explanatory Science. New York et al.: Academic Press.
Collins, Randall (1981): On the Microfoundations of Macrosociology. In: American Journal of Sociology 86 . 984-1014.
Collins, Randall (2004): Interaction Ritual Chains. Princeton et al.: Princeton University Press.
Collins, Randall (2008): Violence. A Micro-sociological Theory. Princeton et al.: Princeton University Press.
Davis, A.K. (1948): Bureaucratic Patterns in the Navy Officer Corps. In: Social Forces 27. 143-153.
Dieckmann, Christoph (1998): Der Krieg und die Ermordung der litauischen Juden. In: Herbert (1998): 292-329.
DiMaggio, P.J./Powell, W.W. (Hrsg.) (1991): The New Institutionalism in Organizational Analysis, Chicago et al: University of Chicago Press.
Dombrowsky, Wolf R. (1983): Soziologische Katastrophenforschung im Aufriß. In: Clausen et al. (1983): 11-39.
Dynes, R.R./Drabek, T.E. (1994): The Structure of Disaster Research: Its Policy and Disciplinary Implications. In: International Journal of Mass Emergencies and Disasters 12. 5-23.
Dynes, R.R./Quarantelli, E.L. (1968): Group Behavior Under Stress: A Required Convergence of Organizational and Collective Behavior Perspective. In: Sociology and Social Research 52. 416-429.

Elbe, Martin/Richter, G. (2005): Militär: Institution und Organisation In: Leonhard et al. (2005): 136-156.
Emirbayer, Mustafa/Johnson, Victoria (2008): Bourdieu and Organizational Analysis. In: Theory and Society 37. 1-44.
Esser, Hartmut (2001): Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 6: Sinn und Kultur, Frankfurt /Main et al.: Campus.
Faris, John H. (1977): An Alternative Perspective to Savage and Gabriel. In: Armed Forces & Society 3. 457-462.
Fine, Gary Alan (1991): On the Macrofoundations of Microsociology: Constraint and the Exterior Reality of Structure. In: The Sociological Quarterly 32. 2. 161-177.
Fligstein, Neil (2001): Social Skill and the Theory of Fields. In: Sociological Theory 19. 2. 105-125.
Förster, Jürgen (1997): Motivation and Indoctrination in the Wehrmacht 1933-1945. In: Addison et al. (1997): 263-273.
Fritz, S.G. (1996): "We are Trying… to Change the Face of the World" – Ideology and Motivation in the Wehrmacht at the Eastern Front: The View from Below. In: Journal of Military History 60. 683-710.
Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
George, A.L. (1971): Primary Groups, Organization, and Military Performance. In: Little (1971): 293-318.
Gerlach, Christian (2001): Krieg, Ernährung, Völkermord. Deutsche Vernichtungspolitik im Zweiten Weltkrieg. Überarbeitete Ausgabe. Zürich et al.: Pendo.
Giddens, Anthony, (1979): Central Problems in Social Theory. Action, Structure and Contradiction in Social Analysis. Berkeley et al. :University of California Press.
Gouldner, A.W. (1954): Patterns of Industrial Bureaucracy. New York et al.: Free Press.
Granovetter, Mark (1985): Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness. In: American Journal of Sociology 91. 3. 481-510.
Greiner, Bernd (2007): Krieg ohne Fronten. Die USA in Vietnam. Hamburg: Hamburger Edition.
Grossman, Dave (1995): On Killing. The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society. New York: Back Bay.
Hallett, Tim/Ventresca, Mark J. (2006): Inhabited Institutions: Social Interactions and Organizational Forms in Gouldner's Patterns of Industrial Bureaucracy. In: Theory & Society 35. 213-236.
Hartmann, Christian/Hürter, Johannes/Jureit, Ulrike (Hrsg.) (2005): Verbrechen der Wehrmacht: Bilanz einer Debatte. München: Beck.
Heins, Volker/Warburg, Jens (2004): Kampf der Zivilisten: Militär und Gesellschaft im Wandel, Bielefeld: transcript.
Herbst, Ludolf (1999): Entkoppelte Gewalt. Zur chaostheoretischen Interpretation des NS-Herrschaftssystems. In: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 28. 117-158.
Herbert, Ulrich (Hrsg.) (1998): Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945. Neue Forschungen und Kontroversen. Frankfurt/Main: Fischer.

Hürter, Johannes (2005): Konservative Akteure oder totale Krieger? Zum Transformationsprozess einer militärischen Elite, in: Hartmann et al. (2005): 50-59.
Janis, I.L. (1982): Groupthink. Psychological Studies of Policy Decisions and Fiascoes. Boston: Houghton Mifflin.
Janowitz, Morris (Hrsg.) (1964): The New Military: Changing Pattern of Organization. New York: Russel Sage Foundation.
Janowitz, Morris./Little, Roger W. (1974): Sociology and the Military Establishment. 3. Auflag. Beverly Hills et al.: Sage.
Keegan, J. (1978): The Face of Battle. London,: Penguin.
Kershaw, Ian (1994): Der NS-Staat: Geschichstinterpretationen und Kontroversen im Überblick. 3. Auflage. Hamburg: Rowohlt.
King, Anthony (2006): The Word of Command: Communication and Cohesion in the Military. In: Armed Forces & Society 32.4. 493-512.
König, René /Roghmann, Klaus/Sodeur, Wolfgang/Ziegler, Rolf (Hrsg.) (1968): Beiträge zur Militärsoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 12. Köln et al.: Westdeutscher Verlag.
König, René (Hrsg.) (1977): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band 9: Organisation - Militär. 2. Auflage. Stuttgart: Enke.
Kruse, Volker (2009): „Mobilisierung“ und „kriegsgesellschaftliches Dilemma“. Beobachtungen zur kriegsgesellschaftlichen Moderne. In: Zeitschrift für Soziologie 38. 3. 198-214.
Kühne, Thomas (1999): Gruppenkohäsion und Kameradschaftsmythos in der Wehrmacht. In: Müller et al. (1999): 534-549.
Kühne, Thomas (2006): Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Kühne, Thomas/Ziemann, Benjamin (Hrsg.) (2000): Was ist Militärgeschichte? Paderborn: Schöningh.
Kühne, Thomas/Ziemann, Benjamin (2000): Militärgeschichte in der Erweiterung. Konjunkturen, Interpretationen, Konzepte: In: Kühne et al (2000): 9-46.
Kunz, Andreas (2005): Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945. München: Oldenbourg.
Kwan, K.M. (Hrsg.) (1996): Individuality and Social Control: Essays in Honor of Tamotsu Shibutani. Greenwich et al.: Jai Press.
Lang, Kurt (1980): American Military Performance in Vietnam: Background and Analysis. In: Journal of Political and Military Sociology 8. 1. 269-286.
Lasswell, Harold D. (1941): The Garrison State. In: American Journal of Sociology 46. 4. 455-468.
Latzel, Klaus (1998): Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939-1945. Paderborn: Schöningh.
Latzel, Klaus (2005): Feldpostbriefe: Überlegungen zur Aussagekraft einer Quelle. In: Hartmann et al. (2005): 171-181.
Lee, Terence (2005): Military Cohesion and Regime Maintenance. Explaining the Role of the Military in 1989 China and 1998 Indonesia. In: Armed Forces & Society 32. 1. 80-104.

Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jaqueline (Hrsg.) (2004): Militärsoziologie - Eine Einführung. Wiesbaden: VS-Verlag.
Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jaqueline (2004): Militär als Gegenstand der Forschung, in Leonard et al. (2004): 13-22.
Lewy, Guenter (1980): The American Experience in Vietnam. In: Sarkesian (1980): 94-106.
Lieb, Peter (2007): Konventioneller Krieg oder Weltanschauungskrieg? Kriegführung und Partisanenbekämpfung in Frankreich 1943/44. München: Oldenbourg.
Lin, Nan (2001): Social Capital: A Theory of Social Action and Structure. Cambridge: Cambridge University Press.
Lipp, Anne (2000): Militärgeschichte als Kulturgeschichte in: Kühne et al. (2000): 211-227.
Lippert, Ekkehard: (1985): Die kleine Kampfgemeinschaft in der Grauzone. Eine Einführung. München: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
Little, Roger W. (1964): Buddy Relations and Combat Performance. In: Janowitz (1964): 195-223.
Little, Roger W. (Hrsg.) (1971): Handbook of Military Institutions. Beverly Hills: Sage.
Luhmann, Niklas. (1962): Der neue Chef. In: Verwaltungsarchiv 53. 11-24.
Luhmann, Niklas. (1999): Funktionen und Folgen formaler Organisationen. 5. Auflage. Berlin: Duncker & Humblot.
MacCoun, R.J./Kier, E./Belkin, A. (2006): Does Social Cohesion Determine Motivation in Combat? An Old Question with an Old Answer. In: Armed Forces & Society 32. 646-654
Marshall, S.L.A. (2000): Men Against Fire: The Problem of Battle Command. Norman: University of Oklahoma Press.
Messerschmidt, Mannfred (1969): Die Wehrmacht im NS-Staat: Zeit der Indoktrination. Hamburg: Von Decker.
Meyer, J.W./Rowan, B. (1991): Institutionalized Organizations: Formal Structure as Myth and Ceremony. In: DiMaggio et al. (1991): 41-62.
Moskos, C.C. (1968): Eigeninteresse, Primärgruppen und Ideologie. Eine Untersuchung der Kampfmotivation amerikanischer Truppen in Vietnam. In: König et al. (1968): 199-220.
Moskos, C.C. (1970): The American Enlisted Man. The Rank and File in Today's Military. New York: Russel Sage Foundation.
Müller, Rolf-Dieter/Volkmann, Hans-Erich (Hrsg.) (1999): Die Wehrmacht: Mythos und Realität, München: Oldenbourg.
Müller, Sven O. (2007): Deutsche Soldaten und ihre Feinde. Nationalismus an Front und Heimatfront im Zweiten Weltkrieg. Frankfurt/Main: Fischer.
Neidhardt, Friedhelm (1979): Das innere System sozialer Gruppen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 31. 639-660.
Quarantelli, E.L. (1996): Emergent Behaviors and Groups in the Crisis Time of Disasters. In: Kwan (1996): 47-68.
Rapoport, Anatol (1989): The Origins of Violence. Approaches to the Study of Conflictt. New York: Paragon House.

Roethlisberger, F.J./Dickson, William J. (1968): Management and the Worker. An Account of a Research Programme Conducted by the Western Electric Company. Chicago et al.: John Wiley & Sons.

Römer, Felix (2008): Der Kommissarbefehl: Wehrmacht und NS-Verbrechen an der Ostfront 1941/42. Paderborn: Schöningh.

Roghmann, K./Ziegler, R. (1977): Militärsoziologie. In: König (1977): 142-227.

Rush, Robert S.: (1999): A Different Perspective: Cohesion, Morale, and Operational Effectiveness in the German Army, Fali 1944. In: Armed Forces & Society 25. 3. 477-508.

Sallah, Michael/Weiss, Mitch (2006): Tiger Force. A True Story of Men and War. New York: Little, Brown and Company.

Sarkesian, S.C. (Hrsg.) (1980): Combat Effectiveness: Cohesion, Stress, and the Volunteer Military. Beverly Hills et al.: Sage.

Savage, P.L./Gabriel, R.A. (1976): Cohesion and Disintegration in the American Army: An Alternative Perspective. In: Armed Forces & Society 2. 340-376.

Schulte, T.J. (1997): The German Soldier in Occupied Russia. In: Addison et al. (1997): 274-283.

Scott, J.C. (1990): Domination and the Arts of Resistance. Hidden Transcripts. New Haven et al.: Yale University Press.

Shibutani, T.amotsu (1978): The Derelicts of Company K. Berkeley et al.:University of California Press.

Shils, Edward .A./Janowitz, Morris. (1948): Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II. In: Public Opinion Quarterly 12. 280-315.

Siebold, Guy L. (2007): The Essence of Military Group Cohesion. In: Armed Forces & Society 33. 2. 286-295.

Snyder, Jack (1984): The Ideology of the Offensive: Military Decision Making and the Disasters of 1914. Ithaca et al.: Cornell University Press.

Stallings, R.A./Quarantelli, E.L. (1985): Emergent Citizen Groups and Emergency Management. In: Public Administration Review 45. 1. 93-100.

Starbuck, W.H./Greve, A./Hedberg, B.L.T. (1978): Responding to Crisis. In: Journal of Business Administration 9. 2. 111-137.

Staw, B.M./Sandilands, L.E./Dutton, J.E. (1981): Threat-Rigidity Effects in Organizational Behavior: A Multilevel Analysis. In: Administrative Science Quarterly 26. 501-524.

Stinchcombe, Arthur L. (2001): When Formality Works. Authority and Abstraction in Law and Organizations. Chicago et al.: University of Chicago Press.

Stouffer, S.A./Lumsdaine, A.A./Lumsdaine, M.H./Williams, R.M./Smith, M.B./Janis, I.L./Star, S.A./Cottrell, L.S. (1949): The American Soldier. Princeton: Princeton University Press.

Strachan, Hew (2002): Ausbildung, Kampfgeist und die zwei Weltkriege. In: Thoß et al. (2002): 265-286.

Streit, Chriatian (1997): Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945. Bonn: Dietz.

Tilly, Charles (2003): The Politics of Collective Violence. Cambridge: Cambridge University Press.

Thoß, Bruno/Volkmann, Heinz-Erich (Hrsg.) (2002): Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Paderborn: Schöningh.
Travers, Tim (1993): The Killing Ground: The British Army, the Western Front and the Emergence of Modern Warfare 1900-1918. London et al.: Routledge.
Turner, Jonatan H. (2002): Face to Face: Toward a Sociological Theory of Interpersonal Behavior. Stanford: Stanford University Press.
Umbreit, Hans: (1999): Die Verantwortlichkeit der Wehrmacht als Okkupationsarmee. In: Müller et al. (2002): 743-753.
van Creveld, Martin (2005): Kampfkraft. Militärische Organisation und Leistung der deutschen und amerikanischen Armee, 1939-1945. Graz: Ares.
Warburg, Jens (2008): Das Militär und seine Subjekte. Zur Soziologie des Krieges. Bielefeld: transcript.
Weick, Karl E. (1990): The Vulnerable System: An Analysis of the Tenerife Air Disaster. In: Journal of Management 16. 3. 571-593.
Weick, Karl E. (1993): The Collapse of Sensemaking in Organizations: The Mann Gulch Disaster. In: Administrative Science Quarterly 38. 4. 628-652.
Weick, Karl E. (1996): Drop Your Tools: An Allegory for Organizational Studies. In: Administrative Science Quarterly 41. 2. 301-313.
Weick, Karl E./Roberts, K.H. (1993): Collective Mind in Organizations: Heedful Interrelating on Flight Decks. In: Administrative Science Quarterly 38. 357-381.
Wellman, B./Berkowitz, S.D. (Hrsg.) (1988): Social Structures: A Network Approach. Cambridge: Cambridge University Press.
Welzer, Harald. (1993): Härte und Rollendistanz: Zur Sozialpsychologie des Verwaltungsmassenmordes. In: Leviathan 21. 358-373.
Wesbrook, S.D. (1980): The Potential for Military Disintegration. In: Sarkesian (1980): 244-278.
White, Harrison C. (2008): Identity and Control: How Social Formations Emerge. 2. Auflage. Princeton: Princeton University Press.
Ziemann, Benjamin. (1999): Fluchten aus dem Konsens zum Durchhalten. Ergebnisse, Probleme und Perspektiven der Erforschung soldatischer Verweigerungsformen in der Wehrmacht 1939-1945. In: Müller et al. (1999): 589-613.

Neue Militärkultur(en)
Wie verändert sich die Bundeswehr durch die Auslandseinsätze?

Maren Tomforde

1 Einleitung

Während sich die Soziologie über Jahrzehnte zumindest rudimentär mit dem Militär auseinandergesetzt hat (vgl. Leonhard/Werkner 2005), wandte sich die Ethnologie den Streitkräften entweder gar nicht oder nur mit großen Vorbehalten zu. Dieser Argwohn gegenüber Studien des Militärs ist seit langem Teil der ethnologischen Fachgeschichte. Einerseits erscheinen Ethnologie und Militär auf den ersten Blick inkompatibel. Es prallen unterschiedliche Berufskonzepte, Kommunikationsformen, Selbstverständnisse und Umgänge mit Forschungsergebnissen aufeinander, die nicht leicht zu überwinden sind. Die auf Transparenz und Nachvollziehbarkeit ausgerichteten wissenschaftlichen Arbeitsweisen unterscheiden sich stark vom militärischen Dienst, der zu Friedenszeiten vorwiegend hinter verschlossenen Kasernentoren durchgeführt wird. Organisationsrelevante Prozesse und Strukturen der Streitkräfte sind für Außenstehende somit nur schwer fassbar – die von der Ethnologie angestrebte Innensicht wird aus Sicherheitsgründen oft nur Angehörigen des Militärs gewährt. Andererseits sind Ethnologen (so wie auch Wissenschaftler anderer Disziplinen) militärrelevanten Studien generell kritisch gegenüber eingestellt, da Forschungserkenntnisse, wie z.B. während des letzten Jahrhunderts im Dritten Reich, in Lateinamerika oder in Asien geschehen, auch militärstrategisch *gegen* (untersuchte) Gruppen eingesetzt werden können (vgl. Tomforde: im Druck; Gusterson 2007; Hauschild 1995). Dass diese Vorbehalte nicht der Vergangenheit angehören, sondern nach wie vor virulenter Teil der Fachgeschichte sind, zeigen die hitzigen US-amerikanischen Debatten um das vom Pentagon finanzierte „Human Terrain System“ (HTS).[1] Im Rahmen des HTS agieren Sozialwissenschaftler, insbesondere Ethnologen, als *embedded scientists* unter der Maßgabe, Kampf-

1 Vgl. Gusterson (2008). Hugh Gusterson hat 2007 das “Network of Concerned Anthropologists” (NCA) gegründet, welches sich gegen die Beschäftigung von Ethnologen in Kampfgebieten des U.S. Militärs durch das Pentagon einsetzt.
Siehe: http://www.concerned.anthropologists.googlepages.com/home.

truppen im Irak und in Afghanistan vor schwerwiegenden kulturellen Fehltritten zu bewahren. Es versteht sich von selbst, dass es nicht leicht ist, in diesem Klima der zum Teil berechtigten ethischen Bedenken, kulturwissenschaftliche Studien zu den Streitkräften anzufertigen. Nichtsdestotrotz steigt weltweit die Zahl der (ethnologischen) Forschungen zum Militär sukzessive an, die u.a. zum Ziel haben, soziokulturelle Praktiken des Militärs sowie Innenperspektiven von Soldaten aufzudecken (vgl. z.B. Rubinstein 2008; Sion 2006; Frese/Harrell 2003; Ben-Ari 1998; Simons 1997; Winslow 1997). Auch in Deutschland nimmt die Zahl der Untersuchungen zu kulturellen Dimensionen der Bundeswehr stetig zu (vgl. z.B. Hagen 2008; de Libero 2007; Euskirchen 2005; Apelt 2006; Tomforde 2006, 2005). Der vorliegende Beitrag nimmt sich eines Forschungsfeldes an, welches bisher kaum beleuchtet worden ist: die Militärkultur(en) der Bundeswehr im Heimatbetrieb im Vergleich zu den Auslandseinsätzen. Es ist bereits vielfach erkannt worden, dass sich die Organisation Bundeswehr im Zuge der Transformation nicht nur strukturell, sondern auch in Bezug auf das soldatische Selbstverständnis fundamental verändert und den neuen sicherheitspolitischen Rahmenbedingungen angepasst hat. Wenig gefragt worden ist bisher, inwiefern sich diese Umstände sowie die multiplen kulturellen Herausforderungen der Auslandseinsätze auf die Militärkultur der Bundeswehr sowohl im Inland als auch im Ausland auswirken.

Das veränderte Einsatzspektrum und die gewachsene Anzahl internationaler Einsätze stellen nicht nur die Organisation Bundeswehr, sondern auch die Soldaten vor neue und vielfältige Aufgaben. Die Frage nach soldatischer Identität zu Zeiten von Globalisierung und militärisch-ziviler Friedensmissionen ist im Rahmen der internationalen Debatte um die Folgen der „Konstabulisierung" des Militärs bereits mehrfach diskutiert worden (vgl. z.B. Kümmel 2005; Haltiner 2003, 2001; Geser 1994; Janowitz 1966). Militärsoziologische Studien zeigen, dass sich bei den „neuen, polyvalenten" Soldaten eine neue soldatische Identität im Sinne eines „Weltbürgers in Uniform" (Arenth/Westphal 1994: 125ff.) herausbildet, welche die militärischen, politischen, soziokulturellen und psychologischen Erfahrungen der Soldaten in Auslandseinsätzen widerspiegelt und während des Friedenseinsatzes generierte internalisierte Normen und Werte aufweist (vgl. Tomforde 2006; Leonhard 2007; Mannitz 2007; Kümmel 2005; Seiffert 2004).

Während das veränderte, neue Selbstverständnis von Einsatzsoldaten in den letzten Jahren auch in Deutschland immer wieder Gegenstand wissenschaftlicher Debatten war, blieb bisher weitestgehend unerforscht, inwiefern sich die Bundeswehr durch die Auslandseinsätze auch in kultureller Hinsicht verändert. In der Ethnologie wird kulturelle Identität als ein zentraler Aspekt von Kultur verstanden. Erst durch die explizite Zugehörigkeit zu einer sozio-

kulturell definierten Gruppe/Ethnie/Organisation/Nation bilden Mitglieder eine kollektive, kulturelle Identität[2] heraus, die sie von Angehörigen anderer soziokultureller Gruppierungen unterscheidet. In diese kollektive Identität und Kultur wird das Individuum durch einen Sozialisationsprozess initiiert. Es steht somit zu vermuten, dass nicht nur die kulturelle Identität bzw. das soldatische Selbstverständnis in den deutschen Streitkräften, sondern auch und insbesondere die Militärkultur(en) in der Bundeswehr einem Wandlungsprozess unterworfen sind. In diesem Beitrag wird der Frage nachgegangen, inwiefern dieser kulturelle Wandlungsprozess in den Auslandseinsätzen der Bundeswehr zu beobachten ist. Diesbezüglich werden zwei Thesen aufgestellt: Erstens ist durch die frappierenden Unterschiede zwischen der ‚alten' Landesverteidigungsarmee und der ‚neuen' Einsatzarmee ein Generationenkonflikt zwischen der etablierten und der nachrückenden Soldatengeneration zu verzeichnen. Zweitens bildet sich im Auslandseinsatz eine neue ‚Subkultur Einsatz' heraus, in die Einsatzsoldaten mittels einer zweiten Bundeswehrsozialisation initiiert werden. Durch diese neue Einsatzkultur wird der Generationenkonflikt verstärkt, da vornehmlich jüngere Militärangehörige mehr als ein Mal an den Auslandsmissionen teilnehmen.

Der vorliegende Beitrag basiert auf teilnehmender Beobachtung, (halbstrukturierten) Interviews, offenen Gesprächen und Erkenntnissen aus Diskussionsrunden. Während meiner Forschungstätigkeit beim Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr von 2003 bis 2007 führte ich im Rahmen des Projekts „Sozialwissenschaftliche Begleitung der Auslandseinsätze" Untersuchungen zu verschiedensten Themenbereichen in den Feldlagern der Bundeswehr auf dem Balkan und in Afghanistan durch.[3] Die Ergebnisse der vierjährigen Forschung sowie die Erfahrungen aus zwei Jahren Lehre und Diskussion mit Lehrgangsteilnehmern an der Führungsakademie der Bundeswehr bieten die Datenbasis für die in diesem Beitrag vertretenen Thesen. Um die Anonymität der Interview/Gesprächspartner bestmöglichst zu wahren, werden bei direkten Zitaten lediglich der Dienstgrad sowie das Jahr des Interviews/Gesprächs genannt.

2 Kollektive Identitäten sind das historische Resultat von bindungsstiftenden Praktiken, Semantiken und Strukturen, in denen ein Wir-Gefühl gegenüber Anderen durch ritualisierte Handlungen und schematisierte Deutungen geformt und gefestigt wird. Sie erwachsen einer kollektiven Interaktion konkurrierender Gruppen, in denen Selbstbilder mit Fremdzuschreibungen in nicht immer intendierter Weise in Wechselwirkung gebracht werden. In der Alltagspraxis ist Identität als Resultat eines wechselseitigen Austauschprozesses zwischen Eigenem und Fremdem nie statisch, sondern erfährt immer auch situative Umformulierungen (vgl. Rammert 2001; Barth 1969).

3 Seit 2007 bin ich als Dozentin für Ethnologie an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg tätig und ziehe meine Erkenntnisse über die Auslandseinsätze aus (in)offiziellen Gesprächen mit Lehrgangsteilnehmern und einsatzbezogenen Diskussionen, die in den Seminaren aufkommen.

Der Beitrag gliedert sich wie folgt: Zunächst werden zentrale Charakteristika von Organisationskulturen aufgezeigt. Die Ergebnisse dieses Kapitels werden auf die Betrachtung von Militärkulturen angewandt. Danach werden die wichtigsten kulturellen Merkmale der ‚alten' Bundeswehr aufgezeigt, die zu Zeiten der bipolaren Weltordnung und z.T. noch heute im Heimatbetrieb zu beobachten sind. Als zentrale Kulturelemente werden Disziplin, Formalismus, Konservatismus, Tradition/Konvention, Maskulinität und sozialräumliche Segregation herausgearbeitet. Nachfolgend werden die zentralen Wesensmerkmale der militärischen ‚Subkultur Einsatz' beschrieben und diskutiert. Es wird eruiert, wie deutsche Soldaten den multiplen Anforderungen der Einsätze begegnen und diese Bestandteil des soldatischen Seins und Handelns im Einsatz werden. Abschließend wird diskutiert, inwiefern sich die Bundeswehr durch die neuen sicherheitspolitischen Aufgaben sowohl im Einsatz als auch im Heimatbetrieb in Deutschland kulturell verändert hat bzw. noch verändern wird.

2 Organisationskulturen

Diesem Beitrag liegt ein weiter Kulturbegriff zugrunde, wie er sich in den letzten Jahrzehnten in der Ethnologie entwickelt hat. Er öffnet den Blick für dynamische Prozesse, Kulturwandel, intrakulturelle Differenzen und Praktiken ebenso wie für Auswirkungen von Globalisierung und Transnationalisierung.

> „In general, anthropologists moved away from conceptualising culture as homogenous, static patterns of behavior into which a person is socialized and that determine behavior, and toward a view of culture as a dynamic, processual meaning-based activity that *orients* and *constraints*, rather than determines, behavior and thus allows for considerable intracultural variation." (Rubinstein 2008: 43; Hervorhebungen im Original)

Kultur wird dementsprechend als ein gruppenbezogenes, verinnerlichtes, nichtstatisches, teilweise unbewusstes Orientierungssystem verstanden, welches unser Sein, Handeln, soziales Miteinander, Denken, Fühlen und unsere Glaubensweisen beeinflusst. Dieses Orientierungssystem ist immer dann einem (nicht beliebigen) Wandel unterworfen, wenn sich die Rahmenbedingungen, äußeren Einflüsse und/oder die sozialen Praktiken der Akteure verändern, anpassen oder neu definiert werden.

Kulturen von Organisationen wie z.B. von Handelsunternehmen, Forschungsinstitutionen oder auch von Streitkräften werden durch die Führungskräfte *und* Mitarbeiter konstant generiert und implizit verhandelt. Eine Organi-

sation bildet nach diesem Verständnis einen komplexen Arbeits-, Lebens- und Erfahrungsraum. Dieser Raum ist ein Ort der Kommunikation und Interaktion, des sozialen Zusammentreffens, welches gewissen Regelmäßigkeiten unterliegt. Weiterhin wirkt sich die Bedeutung der Organisationszugehörigkeit, die Sozialisation der Organisationsangehörigen sowie die Geschichte und Entwicklung der Organisation auf das persönliche Umfeld und die Gesellschaft aus. Die Regelmäßigkeit des Arbeitshandelns berechtigt, eine Organisation als zentralen Entstehungsort für Kultur zu betrachten (vgl. Götz 1997: 23).

In Bezug auf Organisationskultur werden zwei grundlegend kontroverse Auffassungen vertreten, die auch für die Betrachtung von Bundeswehrkulturen von Bedeutung sind. Der erste Ansatz geht davon aus, dass eine Organisation eine (steuerbare) Kultur *hat*, die insbesondere von der Führungsebene durch Regeln und Leitbilder geschaffen wird und als solche auch bewusst verändert werden kann (vgl. Smircich 1983: 339). Dieser Sichtweise steht der zweite und im vorliegenden Beitrag vertretene Ansatz gegenüber, nach dem eine Organisation eine Kultur *ist*, die von allen Mitarbeitern und nicht nur vom Führungspersonal geschaffen und gelebt wird. Die „Kultur einer Organisation" wird dabei – dem ethnologischen Verständnis entsprechend – als „soziales Bindemittel" verstanden, welches die Organisation zusammenhält (Alvesson 1993: 19). Im zweiten Ansatz werden formelle und informelle Strukturen, soziale Beziehungen, Kommunikationsverhalten, Geschichten, Mythen und Rituale für das Verständnis einer Organisationskultur als elementar erachtet. Diese Strukturen können vom Führungspersonal nur zu einem Teil gesteuert werden, zum zweiten Teil bilden sie sich durch die soziokulturelle Praxis der Organisationsmitglieder heraus.

Für unsere Untersuchung von Militärkulturen ist es wichtig hervorzuheben, dass sich innerhalb einer Organisationskultur Untergruppen, Teil- oder Subkulturen herausbilden können. Subkulturen in Organisationen entstehen dann, wenn eine Gruppe von Mitgliedern regelmäßig miteinander interagiert und kommuniziert und wenn sie sich selbst als spezifische Gruppe identifiziert. Je größer eine Organisation ist, je länger sie schon besteht, je differenzierter die Aufgabenstellung bzw. das Ausmaß der Arbeitsteilung ist, desto wahrscheinlicher sind Subkulturbildungen (vgl. Kasper 1987: 38). In Militärorganisationen sind die einzelnen Teilstreitkräfte, Truppengattungen oder Dienstgradgruppen als Subkulturen zu verstehen, die ihre eigenen Identitäten, Verhaltensnormen und Regeln des Interagierens herausbilden.

Gemeinsam geteilte Ansichten und große Konfliktfelder können innerhalb einer Kultur parallel existieren und schließen sich nicht gegenseitig aus. Im Gegenteil, die Kultur einer Organisation besteht in der Gemeinsamkeit der kulturellen Differenzen ihrer Mitglieder. Die großen Gemeinsamkeiten und gleich-

zeitigen Differenzen, die in der Bundeswehr zwischen der mehrheitlichen Teilstreitkraft Heer und den kleineren Teilstreitkräften Luftwaffe und Marine bestehen, sind ein gutes Beispiel hierfür. Diese Ambivalenzen mögen paradox anmuten, sind dennoch empirisch nachweisbar. Menschen haben schon immer in und mit Differenzen gelebt, oft ohne dass ihnen diese bewusst sind. Die Kultur einer Organisation ist somit als Mosaik von eine Einheit bildenden Subkulturen zu verstehen (vgl. Hannerz 1992: 73).

Jede Subkultur ist verbunden mit einer eigenen Identität und befindet sich in Abgrenzung zu anderen Teilelementen innerhalb einer Organisation, wie es sehr schön zwischen den Teilstreitkräften nicht nur der Bundeswehr, sondern auch anderer Militärorganisationen zu beobachten ist. Eine Unterteilung in Eigen- und Binnenwelt sowie in Fremd- und Außenwelt dient innerhalb von Großorganisationen wie dem Militär zur Orientierung und Identitätsbildung. In dem vorliegenden Beitrag wird davon ausgegangen, dass sich in den Auslandseinsätzen der Bundeswehr eine solche Subkultur ‚Einsatz' herausbildet, die permanent weiterentwickelt, umgeformt und verfestigt wird.[4] Diese Subkultur ist durch die neuen sicherheitspolitischen Herausforderungen, die neuen soziokulturellen Einflüsse der Einsatzgebiete, die der multinationalen, zivil-militärischen Einsatzszenarien und die neuen multiplen Anforderungen an die Akteure bedingt. Auf dieses neue militärische Umfeld reagieren die Einsatzsoldaten in unterschiedlichster offizieller und inoffizieller Weise. Sie bilden einsatzspezifische Identitäten, Werte, Normen und Verhaltensmuster heraus und unterscheiden sich bewusst von ‚Außenseitern'. Je nach Kontext und Betrachterperspektive kann die Gruppe der ‚Außenseiter' z.B. aus nicht einsatzerfahrenen Kameraden, aus (militärischen/zivilen) Besuchern im Einsatzland oder auch aus im Stab des Feldlagers tätigen Offizieren bestehen. Es ist selbstredend, dass sich diese Personengruppen wiederum auch als ‚Innen-Gruppe' definieren können und sich von Anderen, wie z.B. GO- oder NGO-Angehörigen im Einsatzland bewusst unterscheiden.

4 Es kann nicht allgemeingültig festgelegt werden, wie viel Zeit es bedarf, bis sich eine Kultur/Subkultur herausbildet, die so gefestigt ist, dass sie von Generation zu Generation weitergegeben werden kann. In Bezug auf die Auslandseinsätze der Bundeswehr kann nach nunmehr 17 Jahren Einsatzerfahrung mindestens von subkulturellen Tendenzen, wenn nicht sogar von einer Subkultur gesprochen werden, die von Kontingent zu Kontingent, von Einsatzgebiet zu Einsatzgebiet tradiert wird (vgl. Tomforde 2006).

3 Militärkultur(en)

Die Erkenntnisse, die in den Kapiteln drei und vier diskutiert werden, beruhen (wenn nicht durch eine Literaturangabe belegt) auf eigenen Forschungen in Form teilnehmender Beobachtung und qualitativer Interviews, die innerhalb der Bundeswehr in Deutschland sowie auch in den Einsatzgebieten auf dem Balkan und in Afghanistan im Rahmen verschiedenster Untersuchungen in den Jahren zwischen 2003 und 2009 durchgeführt worden sind.

Um aufzuzeigen, inwiefern sich die Subkultur ‚Einsatz' von der Militärkultur im Heimatbetrieb unterscheidet, werden im nächsten Kapitel zunächst die Spezifika von Militärkulturen aufgezeigt und dann die zentralen Charakteristika deutscher Bundeswehrkultur[5] diskutiert.

3.1 Spezifika von Militärkulturen

Auf die obigen Definitionen von Kultur und Organisationskultur aufbauend, wird Militärkultur in dem vorliegenden Beitrag als das Orientierungssystem verstanden, welches der Militärorganisation (un)bewusst zugrunde liegt, welches in Anpassung an Veränderungen von den Soldaten formell und informell tradiert wird und so die soziokulturellen Praktiken in den Streitkräften beeinflusst. Die Militärorganisation wird als eine Subkultur der sie umgebenden Gesellschaft verstanden, welche sich ihrerseits in Subkulturen wie die Teilstreitkräfte, Truppengattungen oder Dienstgradgruppen unterteilt (vgl. Soeters/ Winslow/Weibull 2003: 237-238).

> „Zentraler Wertbezug [von Militärkulturen, M.T.] ist der Gemeinschaftsgedanke sowie die grundsätzliche Verletzungs- oder Todesmöglichkeit in Ausübung berufsständischer Pflichten im staatlichen Dienst, also die organisierte Gewaltanwendung im Zuge der staatlichen Regelung vorwiegend der Außenbeziehungen. Militärkultur ist zudem durch die Hierarchie bürokratischer Strukturen sowie die potentielle Totalinklusion der Soldaten in diese uniformierte Körperschaft geprägt. Es handelt sich bei bei [sic] dem Begriff der Militärkultur letztlich um die Praxisformen des militärischen Feldes." (Hagen 2008: 387)

Diese Praxisformen der hierarchischen, staatlichen Großorganisation Militär werden nach Hagen (2008: 389) durch die zwei Dimensionen Hierarchie und

5 Aufgrund des limitierten Seitenrahmens des Beitrags besteht hier nicht der Anspruch, deutsche Militärkultur in all ihren Ausprägungen darzustellen und diese historisch herzuleiten. Siehe dafür die sehr detaillierte Dissertation von Hagen (2008) zu Bundeswehrkultur.

Gemeinschaft geprägt, die die sechs Elemente Disziplin, Formalismus, Konservatismus, sozialräumliche Segregation, Tradition/Konvention und Maskulinität aufweisen. Wie militärsoziologische Studien aufzeigen, lassen sich diese Dimensionen und Elemente trotz nationaler Prägungen und Besonderheiten in allen Praxisformen von Streitkräften auf die eine oder andere Weise feststellen (vgl. Finer 2002; Burk 1999; Lepsius 1997; Dunivan 1994; Andreski 1968). Die Grundlage einer weltumspannenden Militärkultur bildet dabei das "historical model of the Prussian corps" (Ben-Ari/Elron 2001: 284), auf welches weltweit Bezug genommen wird. Darüber hinaus wurden und werden Militärstrategien und –taktiken, Techniken, Werte, Normen, Militärtugenden sowie (in)formelle Verhaltensweisen nach wie vor in gemeinsamen internationalen Lehrgängen, Ausbildungsabschnitten und Auslandsmissionen ausgetauscht, in Sozialisationsprozessen tradiert und auf diese Weise weitergetragen. Jelušič (2003: 356) schreibt dazu:

> "The military is tied to distinct goal, mission, and methods of executing a particular mission. It is the product of intraoccupational socialization, which provides a homogenisation of values or occupational minds."

Militärische Kulturpraktiken wie Begrüßungs- und Abschiedszeremonien, Paraden, Militärrituale und Symbole werden im großen Stil weitergereicht und national angepasst (vgl. Ben-Ari/Elron 2001: 286). Nationale Unterschiede können in den Streitkräften z.B. bezüglich strategischer Kultur, Dienstethos, Führungsstile oder auch Zeitkonzepte bestehen (vgl. Longhurst 2000). Allen Militärorganisationen gemeinsam sind die (Grund)Ausbildungen und Lehrgänge, mittels derer Individuen in die Militärorganisation und –kultur in Form eines ‚zweiten Sozialisationsprozesses' initiiert und mit den Besonderheiten der militärischen Lebensweise vertraut gemacht werden. Im Rahmen dieses Sozialisationsprozesses werden Soldaten u.a. in militärische Disziplin, Hierarchie, Bürokratie, Regeln, Gesetze, Kameradschaft, Vertrauen, Loyalität, militärische Symbole, Rituale und das militärspezifische Vokabular eingewiesen (vgl. Apelt 2006). Am Ende dieses Sozialisationsprozesses hat das Individuum eine neue soldatische Identität erworben und eine ‚Kultur der Disziplin' verinnerlicht, die in allen Militärorganisationen zu finden ist (Soeters/Winslow/ Weibull 2003: 250). Wie die israelischen Ethnologen Eyal Ben-Ari und Liora Sion (2005) aufgezeigt haben, existieren in den unterschiedlichsten Streitkräften sogar Parallelen bezüglich informeller Verhaltensweisen: Zum Beispiel nutzen Soldaten weltweit Humor und Scherze als (z.T. unbewusste) Bewältigungsstrategie, um den Härten des militärischen Alltags, Stress und starren Hierarchien begegnen zu kön-

nen. Auch inoffizielle Aufnahmerituale lassen sich weltweit in allen Militärorganisationen und ihren (Teil)Einheiten finden (vgl. Winslow 1999).

Durch multinational zusammengesetzte Auslandsmissionen und das tägliche Aufeinandertreffen von Soldaten unterschiedlichster Streitkräfte ist eine ‚historische Kontinuität' der Basis von Militärkultur mehr denn je garantiert. Die sehr heterogene Zusammensetzung von Streitkräften[6] in den Einsatzgebieten trägt dazu bei, dass die (Sub)Kulturen nationaler Streitkräfte in den Einsätzen ein transnationales Moment aufweisen (vgl. Kap. 4.2).

3.2 Bundeswehrkultur(en): Besonderheiten und Entwicklungen

Im folgenden Abschnitt werden die nationalen Ausprägungen deutscher Militärkultur nicht im Detail diskutiert, sondern nur die wichtigsten Besonderheiten dieses Phänomens umrissen. Durch diese Vorgehensweise wird der Rahmen für eine Darstellung der militärkulturellen Entwicklungen in den Einsatzgebieten der Bundeswehr gesteckt.

Die Bundeswehr stellt wie alle Streitkräfte eine bürokratische Großorganisation des Staates dar, die durch Laufbahn-, Herrschafts- und Machtlogiken geprägt und deren herkömmliche Aufgabe die Ausrichtung auf den bewaffneten Kampf ist. Von der Gründung im Jahre 1955 bis 1990 war die Bundeswehr eine Armee, die auf reine Landes- und Bündnisverteidigung und Abschreckung orientiert war. Potenziell hätten im Falle eines Angriffs zu Zeiten des Kalten Krieges, wie in allen Kriegssituationen, alle Truppenarten der Bundeswehr in Gefechte verwickelt werden können. Nach dem Zweiten Weltkrieg war es für die Bundesrepublik Deutschland von zentraler Bedeutung, einen demokratischen und militärischen Neuanfang zu gestalten, um die Bundeswehr bewusst von der Reichswehr und deutschen Wehrmacht abzusetzen. „Der wichtigste Schritt hierfür war die klare Unterstellung der Bundeswehr unter den Primat der Politik" (Hagen 2008: 151). Als zentrale Orientierungsgrößen für das soldatische Selbstverständnis wurde trotz manchen restauratorischen Widerstandes die Konzeption der Inneren Führung und das Leitbild des ‚Staatsbürgers in Uniform'entwickelt. Die Konzeption und das zugehörige Leitbild sollten Soldaten ohne Sonderrolle in die Gesellschaft einbinden, eine Gewissensprüfung von Befehlen herbeiführen, dem Militärischen zu einer neuen Legitimierung verhelfen und eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ermöglichen (vgl. Hagen 2008: 163-164). Nicht nur die ‚historische Schuld' und die Kon-

6 Im Feldlager „Camp Warehouse" in Kabul, Afghanistan sind beispielsweise Streitkräfte aus über 30 Nationen vertreten.

zeption der Inneren Führung trugen dazu bei, dass die Bundeswehr und ihre Organisationskultur auf besondere Weise geprägt worden sind. Auch die Tatsache, dass der Bundeswehr bis zum Ende der bipolaren Weltordnung außen- und sicherheitspolitisch eine Sonderrolle, die des Partners mit eingeschränkter Souveränität, in der NATO zufiel, hat die Organisationskultur geprägt. Während in den Jahren von 1948 bis 1992 westliche Streitkräfte weltweite Einsatzerfahrungen in den 23 *peacekeeping*-Missionen der Vereinten Nationen sammelten (vgl. Rubinstein 2008: 17-18), konzentrierten sich die deutschen Streitkräfte in diesem Zeitraum auf die Gründung und demokratische Konsolidierung der Bundeswehr sowie auf die reale Abschreckung gegenüber den Ostblockmächten und die theoretisch gebliebene Landes- und Bündnisverteidigung. Aufgrund der deutschen Historie verwundert es kaum, dass eine Beteiligung Deutschlands an *out-of-area* Missionen Anfang der 1990er Jahre von vielen Seiten sehr kritisch gesehen wurde. Die starke deutsche Friedensbewegung befürchtete durch die Bundeswehr-Beteiligung an Auslandseinsätzen ein Wiederaufleben von Wehrmachts-Ambitionen, während diese *peacekeeping*-Missionen für hochrangige Offiziere, die durch die „Logik des Kalten Krieges" geprägt waren, keine würdige militärische Betätigung darstellten (vgl. Kühne 2007: 70).

In diesen Jahren des Kalten Krieges wurde Bundeswehrkultur, insbesondere im Heer, vorrangig an den Militärstandorten und auf deutschen Truppenübungsplätzen gelebt. Für die Marine waren Einsätze auf See und lange Abwesenheiten vom Standort bereits damals keine Seltenheit. Auch die Luftwaffe konnte durch Ausbildungen und Schulungen bei Bündnispartnern wie den U.S. Amerikanern Erfahrungen im Ausland sammeln. Für alle Truppengattungen gilt dennoch, dass die Wandlungsfähigkeit vom Friedensbetrieb hin zum Kampfgeschehen (glücklicherweise) genauso theoretisch geblieben ist wie die Verletzungs- oder Todesmöglichkeit in Ausübung beruflicher Pflichten und die organisierte Gewaltanwendung.

Nichtsdestotrotz verlangte die Abschreckung gegenüber der Sowjetunion und verbündeten Staaten das Aufrechterhalten einer ‚totalen Institution' (vgl. Goffman 1961). Bis in die 1980er Jahre lebten nicht nur die Soldaten, sondern auch deren Familien weitestgehend standortgebunden und waren nicht selten über den Dienstschluss hinaus in das Militärische eingebunden. Die Bundeswehr stellte bis Anfang der 1990er Jahre eine sogenannte „Präsenzarmee" dar (Hagen 2008: 197), in der Soldaten potenziell dauerhaft einsatzbereit waren und das Private dem Militärischen unterordneten.

Noch heute wird in der Bundeswehr leicht schwärmerisch von diesen ‚guten, alten Zeiten' erzählt, als sich Soldaten abends in der Betreuungsgesellschaft auf ein ‚Feierabendbier' trafen, Kameradschaft täglich er- und gelebt wurde, Soldatenfrauen ihre vormittäglichen Treffen in der Kaserne abhielten und die

Bundeswehr nicht nur Beruf des Mannes, sondern Teil des Familienalltags darstellte. Arbeits- und Wohnplatz waren durch die Standortnähe der Soldatenfamilien fast nicht getrennt, Privatsphäre nur gering vorhanden. Dieser spezifisch militärische Lebensstil, der für viele Militärorganisationen prägend ist, war noch bis in die 1980er Jahre gültig. Mittlerweile ist in den meisten westlichen Industrieländern eine Tendenz auszumachen, die vom spezifisch militärischen Lebensstil wegführt. Diese Tendenz trifft auch auf die Bundeswehr zu, in der der Wertewandel in der Gesellschaft hin zu mehr Individualisierung, die zunehmende Berufstätigkeit von Frauen und die damit zusammenhängende abnehmende Bereitschaft zum Umzug bei Versetzung ihre Spuren hinterlassen haben. Zahlreiche Standortschließungen im Rahmen der Transformation der Bundeswehr tragen zusätzlich dazu bei, dass die Soldaten es nunmehr sind, die zwischen dem festen Wohnort der Familie und den wechselnden Standorten bis zu mehrere Hundert Kilometer weit pendeln. Durch diese tiefgreifenden Veränderungen in der Lebens- und Wohnortgestaltung von Soldatenfamilien sowie durch die zunehmende Einsatzbelastung für vorwiegend junge Militärangehörige, haben sich auch auf Seiten der Soldaten Bedürfnisse entwickelt, die in der ‚Bundeswehr des Kalten Krieges' noch undenkbar gewesen wären und teilweise bei dienstälteren Soldaten auf Unverständnis stoßen können. Diese dienstälteren Soldaten sind noch in einer Bundeswehr, die auch als „kühle Armee" (vgl. Lippert 1988) bezeichnet wird, sozialisiert worden: „Führung" wurde trotz der Konzeption der Inneren Führung vorwiegend mit bürokratischer Betriebsamkeit und technischer Perfektionierung gleichgesetzt, in der der Mensch, das Individuum, nur eine marginale Rolle spielte (Hagen 2008: 194; vgl. Baudissin 1982: 206-207).

Zu Themenbereichen wie der ‚Vereinbarkeit von Familie und Beruf', der *Work-Life-Balance*, Heimarbeitsplätzen oder Elternzeit für männliche Soldaten liegen zwar offizielle Verlautbarungen vor, die bei einer tatsächlichen Inanspruchnahme jedoch nach wie vor, insbesondere bei älteren Vorgesetzten, unverständiges Kopfschütteln hervorrufen können. Auch das Bedürfnis nach einer ‚Auszeit' während eines kräftezehrenden Auslandseinsatzes oder die Notwendigkeit einer mehrmonatigen (Trauma)Therapie kann auf Unverständnis in einem soldatischen Umfeld stoßen, in dem noch Werte und Normen gelten, die mit den Bedürfnissen und Umständen der heutigen Zeit nur schwer kompatibel sind. Die Militärkultur der Bundeswehr in Deutschland ist nach wie vor durch die fünf Elemente Disziplin, Formalismus, Konservatismus; Tradition/Konvention und Maskulinität geprägt. Die sozialräumliche Segregation als sechstes Element ist in den Heimatstandorten zu weiten Teilen weggefallen. Diese fünf Elemente werden insbesondere durch die Dienstgradgruppe der Offiziere hochgehalten, die mittels strikter Hierarchie einen großen Einfluss auf alle (entschei-

denden) Bereiche der Bundeswehr ausüben. Ulrich vom Hagen (2008: 388) sieht in dem Korps der (Berufs)Offiziere „die maßgebliche Kraft für die *Gestaltung* von Militärkultur“ (Hervorhebung M.T.).

Vom Hagen geht davon aus, dass die Bundeswehr eine Organisationskultur *hat*, die von Berufsoffizieren gestaltet werden kann. Wie in Kapitel 4 aufgezeigt wird, wird die Subkultur ‚Einsatz’ nicht primär von der Führung gestaltet und geformt, sondern bildet sich durch soziokulturelle Praktiken und neue Rahmenbedingungen für die Bundeswehr im Einsatz heraus. Die Bundeswehr im Einsatz *ist* damit eine spezifische Form gelebter Militärkultur, die zum Teil zu einem ‚Generationenkonflikt’[7] zwischen dienstälteren/einsatzunerfahrenen und dienstjüngeren/einsatzerfahrenen Soldaten führen kann.

(Postfigurative) Kulturen, d. h. Kulturen, in denen Jüngere von der älteren Generation bzw. den Vorfahren lernen, sind gefährdet, wenn die junge Generation Erfahrungen macht, die von der älteren Generation nicht geteilt werden (vgl. Mead 1971). Die Bundeswehr und alle (post)modernen Streitkräfte stehen im 21. Jahrhundert vor sicherheitspolitischen Herausforderungen, die nicht durch das Lernen aus der Vergangenheit und ein Rekurrieren auf Traditionen allein zu meistern sind. In den Auslandseinsätzen der Bundeswehr ist der ‚polyvalente Soldat’ gefordert, der neben seinen militärischen Fähigkeiten vor allen Dingen multiple Kompetenzen im soziokulturellen Bereich aufzuweisen hat. Fähigkeiten, die in der ‚kühlen Bundeswehr’ wenig Wert hatten. So ist es verständlich, dass sich ältere Berufssoldaten zum Teil fragen, ob die heutige Bundeswehr noch die Armee ist, in der sie ursprünglich dienen wollten (vgl. Feldmeyer 2005: 73).[8]

Dienstältere Militärangehörige sind mit einem anderen Auftrag und Selbstverständnis in die Bundeswehr eingetreten und werden heute mit Realitäten konfrontiert, die es früher in ‚ihrer’ Bundeswehrwelt nicht gab. Zusätzlich verschärft die schnelle technologische Entwicklung die Trennung zwischen den ‚Jungen’ und den ‚Alten’, die mit den rasanten Veränderungen nur schwer Schritt halten können und weder Zeit noch Raum haben, sich die heute erforderlichen Kompetenzen eingehend anzueignen. Für die Masse der jungen Soldaten ist der Einsatz heute selbstverständliche und gelebte Wirklichkeit, in die sie von Beginn an eingewiesen werden. Ein Großteil der älteren Stabsoffiziere

7 Der Begriff ‚Generation’ wird hier nicht nur altersspezifisch verstanden, sondern bezieht sich auf die Gruppe der dienstälteren/einsatzunerfahrenen/konservativeren Soldaten einerseits und auf die dienstjüngeren/einsatzerfahrenen/liberaleren Soldaten andererseits. Die Grenzen zwischen diesen beiden Gruppen sind nicht immer klar zu ziehen, sondern ergeben sich auch durch Einstellungen, (Selbst)Wahrnehmungen und Zuschreibungen.

8 Diese Frage wird von vielen älteren bzw. konservativen Soldaten auch im Hinblick auf die Öffnung der Bundeswehr für den Dienst von Frauen in allen Bereichen der Streitkräfte gestellt (vgl. Kümmel/Werkner 2003).

teilt diese Erfahrung nicht. Diese sind teilweise auch kognitiv noch stark in der Vorstellungswelt der ‚alten Verteidigungsarmee' verhaftet. Ein einsatzerfahrener Stabsoffizier (2009) meinte zu dem Wahrnehmungs-Unterschied zwischen der etablierten und nachrückenden Generation von Bundeswehrsoldaten:

> „Das wird noch zwei Jahrzehnte dauern, bis die alten Herren ausgeschieden und mit ihnen ihre unrealistischen Vorstellungen von den Anforderungen des militärischen Alltags verschwunden sind. Diese alten Herren gucken einen immer noch verdutzt an, wenn man Elternzeit nehmen möchte oder nach vier Monaten Afghanistan mit Frau und Kleinkindern Zeit verbringen möchte. Die sind doch froh, wenn sie mal von ihrer Frau wegkommen und im Einsatz Party machen können. Für uns sieht die Realität anders aus: Wir verlassen das Lager täglich, stehen unter Beschuss und müssen dies vor unseren jungen Familien irgendwie rechtfertigen."

Nun ist es aber gerade das Korps der dienstälteren Stabsoffiziere, das über Vorschriften, Planung, Ressourcen, Selektion und Formierung nachfolgender Eliten, Schwerpunktsetzung in der Ausbildung oder auch (in)formelle Netzwerke maßgeblich Militärkultur von offizieller Seite her beeinflusst und gestaltet (vgl. Hagen 2008: 389). Wie oben herausgearbeitet, ‚besitzt' eine Organisation wie die Bundeswehr jedoch nicht Kultur nur durch offizielle Leitbilder und durch die kulturelle Prägung der Führungselite von oben, sondern wird auch maßgeblich durch die soziokulturellen Praktiken ihrer Mitglieder geprägt. Im Falle der Bundeswehr ergibt sich durch die formelle Prägung des Offizierkorps, die noch sehr stark auf der ‚kühlen Armee' rekurriert, und durch die ‚neue' Realität in den Einsätzen, die bestimmte Verhaltensweisen und Praktiken notwendig macht, eine Kluft oder Differenz. Diese Differenzen lassen sich, wie von jungen Offizieren immer wieder betont, als Generationenkonflikt zwischen insbesondere dienstälteren Soldaten, die zu Zeiten des Kalten Krieges sozialisiert worden sind, und den seit 1990 in die deutschen Streitkräfte eingetretenen Männern und Frauen, für die der ‚Weltbürger in Uniform' ein durchaus reales Leitbild darstellt, erklären. Diese Kluft hat auch eine kulturelle Dimension: In den Einsatzgebieten bildet sich immer mehr eine ‚Subkultur Einsatz' heraus, die sich in ihren Lebenswelten, Verhaltensweisen, Werten und Normen zum Teil stark von der Bundeswehrkultur im Heimatbetrieb unterscheidet. Diese intrakulturellen Variationen sind in Großorganisationen keine Seltenheit, selbst wenn sich eine Subkultur maßgeblich von der sie umgebenden Institutionskultur unterscheidet.

4 Militärische Subkultur Einsatz

Im Laufe der letzten Jahre haben sich in den deutschen Einsatzgebieten soziokulturelle Handlungs- und Denkmuster sowie einsatzspezifische Identitäten entwickelt, die die Bundeswehr im Einsatz sowohl in struktureller, wie auch in soziokultureller Hinsicht beeinflusst haben und auch noch beeinflussen werden. Die Einsatzteilnahme wirkt für viele Soldaten als zweite militärische Sozialisationsinstanz in eine transformierte Bundeswehr. Sie trägt dazu bei, die Soldaten vor Ort in den Auslandseinsätzen in ihr neues Aufgabenfeld zu initiieren und sie in die (multi-)nationale ‚Einsatzkameradschaft' zu sozialisieren. Die Einsatzteilnahme ist somit als wichtiger Übergang vom ‚klassisch' ausgerichteten Soldaten zum Einsatzsoldaten in einer neu strukturierten bzw. transformierten Bundeswehr zu werten. Die fünf bzw. sechs Elemente militärischer Kulturen Disziplin, Formalismus, Konservatismus, Tradition/Konvention, Maskulinität nehmen in den Einsatzgebieten zum Teil neue Formen an, aber bleiben trotz einer Umdeutung von zentraler Bedeutung, bzw. erhalten wie im Falle der sozialräumlichen Segregation eine neue Dimension.

In Bezug auf die Bundeswehr im Auslandseinsatz wird die Anpassung an neue, komplexere Aufgaben, Umwelten und Strukturen nicht nur auf formeller Ebene, sondern und insbesondere durch spezifische soziokulturelle Praktiken während des Einsatzes vollzogen (vgl. Soeters/Winslow/Weibull 2003: 240). Es bildet sich in Folge dessen eine einsatzspezifische Gemeinschaft heraus, die sich sowohl von der Truppe im Heimatland als auch von der Gesellschaft des Gastlandes durch eigene Identität(en) und soziokulturelle Handlungs- und Denkmuster abgrenzt. Diese Muster werden in den seit nunmehr 1992 bestehenden Auslandseinsätzen von Kontingent zu Kontingent u.a. durch Mythen, Geschichten, Bilder, Rituale, Handlungsabläufe sowie durch die als Kulturträger agierenden Soldaten tradiert.

4.1 Sozialräumliche Segregation

Fast alle Menschen, die sich in fremdkulturelle Zusammenhänge begeben, erleben auf die eine oder andere Weise einen Kulturschock. Bei den meisten Bundeswehr-Soldaten bleibt dieser Kulturschock in den Einsatzgebieten jedoch aus, da sie durch das vorwiegende Leben und Arbeiten im Feldlager[9] nicht mit massiven Fremdheitserfahrungen konfrontiert sind, die bei einem ‚normalen'

9 Sicherheitsbedingt verlassen z.B. in Afghanistan nur ca. 10 bis 20 Prozent der Soldaten regelmäßig das Feldlager.

Einleben in die Gastgesellschaften des Balkans und Afghanistans aufkommen würden. Stattdessen müssen sich die Kontingentangehörigen vielmehr in das Lagerleben enkulturieren und ein Teil der eigenen Einheit/Kompanie und der (multinationalen) Lagergemeinschaft werden. Die sozialräumliche Segregation, die für Soldaten im Heimatland immer mehr wegfällt, erhält im Einsatzland eine neue Dimension.

> „Für mich war es eine große Herausforderung, mich im Einsatzland wieder an 24 Stunden Bundeswehrkultur zu gewöhnen: immer Uniform tragen, immer von Kameraden umgeben sein, immer im Militärischen sein." (Stabsoffizier, 2007)

Durch den aus sicherheitstechnischen Gründen geringen (privaten) Kontakt zur Gesellschaft des Gastlandes sowie durch die räumliche Eingrenzung des Lagerlebens der Soldaten können die militärischen Feldlager und ihre Bewohner mit sogenannten *expatriate communities* verglichen werden (vgl. Sion 2004: Kapitel 6). Der Terminus *expatriate* bezieht sich normalerweise auf Organisationsangehörige aus zumeist ‚westlichen' Ländern, die für einen begrenzten Zeitraum im Ausland bzw. ‚in Übersee' leben, um dort zu arbeiten, zu lehren, zu forschen oder missionarisch tätig zu sein. Das Leben der *expatriates* ist durch mehrere Faktoren charakterisiert, die auch auf die Einsatzsoldaten der Bundeswehr zutreffen: *Expatriates* sind nur für eine bestimmte Zeit im Gastland, stellen eine überschaubare Minderheit dar und haben gegenüber der Gesellschaft des Gastlandes zumeist eine privilegierte Position inne. Sie erlernen die einheimische Sprache, wenn überhaupt, nur oberflächlich und integrieren sich selten in die Gastgesellschaft, sondern pflegen die meisten sozialen Kontakte zu Ihresgleichen. Durch moderne Kommunikationstechnologien, die eine schnelle, kostengünstige und enge Verbindung zu Familie und Freunden zu Hause ermöglichen, wird die Notwendigkeit einer sozialen Eingliederung in die Gesellschaft des Gastlandes noch weniger nötig als sie bei diesen Gruppen ohnehin schon war. Diese Faktoren bestimmen maßgeblich die Form und den Zusammenhalt der *expatriate communities* und ihre Erfahrungen im Ausland.

Feldlager der Bundeswehr und auch anderer Streitkräfte sind mit *expatriate communities* zu vergleichen. Darüber hinaus sind die Lager räumlich eingegrenzte ‚Enklaven' des Heimatlandes, in denen alles deutsch bzw. französisch, britisch, italienisch, spanisch, kanadisch etc. ist. Die deutschen Soldaten sind während des Auslandseinsatzes eher mit fremdkulturellen Erfahrungen konfrontiert, wenn sie innerhalb des Feldlagers mit Kameraden anderer Nationen ihren Dienst verrichten müssen und/oder mit ihnen ihre dienstfreie Zeit verbringen, als durch regen Austausch mit der Bevölkerung des Gastlandes. Für die Zeit des Einsatzes ist das Feldlager sowohl formale Organisation, als auch

Wohnort der Soldaten: die Grenzen zwischen den drei Bereichen Schlafen, Freizeit und Arbeit verschwimmen oder sind zum Teil nicht mehr existent. Gleichzeitig existieren klare Grenzen zur Zivilgesellschaft, sowohl sozial als auch geographisch (vgl. Winslow 1997: 47). Es wird klar zwischen den Sphären ‚drinnen' und ‚draußen' unterschieden. Diese sozialräumliche Segregation hat in den Einsatzgebieten jedoch eine andere Qualität als die zu Zeiten des Kalten Krieges. Es findet nicht nur eine weitest gehende Trennung der Feldlager von der Bevölkerung der Einsatzgebiete statt, sondern für jeden einzelnen Soldaten auch die Trennung von der eigenen Familie und seinem/ihrem privatem Umfeld.

4.2 Die zweite Sozialisation

Die sozialen Kontakte der Militärangehörigen während eines Einsatzes konzentrieren sich somit auf das militärische Einsatzumfeld, an das sich die Soldaten anpassen müssen und in das sie mittels einer sogenannten ‚zweiten Sozialisation' enkulturiert werden. Abschluss dieser Sozialisation stellt die *medal parade* am Ende eines jeden Kontingents dar, während der die Soldaten für ihre Auslandsdienste mit einer Medaille ausgezeichnet werden. Der Begriff der Sozialisation steht für den Prozess des Mitgliedwerdens in einer Gesellschaft. Es handelt sich dabei um einen Prozess der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt (vgl. Apelt 2006: 27). Soldaten werden in der Grundausbildung und auch während ihres soldatischen Dienstes danach in das spezifische militärische Handwerk eingewiesen, das unter anderem den absoluten Gehorsam und das Handwerk des Verletzens und Tötens beinhaltet. Ihnen werden militärische Werte wie z.B. Gehorsam, Disziplin, Loyalität, Tapferkeit und Opferbereitschaft mit auf den Weg gegeben. Ferner spielen Zeichen der (Hyper)Männlichkeit, das kameradschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl sowie normenkonformes Verhalten eine zentrale Rolle (vgl. Rohall/Ender/Matthews 2006: 61; Titunik 2000: 240).

Während des Auslandseinsatzes findet die Sozialisation zum Einsatzsoldaten mehr auf informeller denn auf formeller Ebene statt. Für die militärische Führung muss der Soldat im Einsatz seinen Dienst genauso leisten wie am Heimatstandort, bloß unter erschwerten Bedingungen. Durch die prekäre Sicherheitssituation wie z.B. in Afghanistan nimmt das Kulturelement Maskulinität im Einsatz ‚härtere Formen' an, in der „echte Männer mit Mumm" gefragt sind, wie ein Hauptmann (2009), der außerhalb Kabuls eingesetzt war, unterstrich. Andererseits nimmt es gleichzeitig ‚weichere Formen' an, da Soldaten durch ihre Einsatzerfahrungen z.T. unweigerlich gezwungen werden, auch ihre ‚wei-

chen' Seiten zu zeigen. Dies ist insbesondere der Fall, wenn sie durch die Konfrontation mit Verwundung und Tod traumatisiert werden oder nach mehrmonatiger Abwesenheit ihre Familien so schmerzhaft vermissen, dass sie ‚Schwächen' wie Heimweh oder psychische Belastungsstörungen nicht mehr verbergen möchten/können. In der ‚kühlen Armee' wurden oftmals keine Schwächen gezeigt, war aber Härte in der Konfrontation mit Kampfeshandlung, Verwundung und Tod auch nicht gefragt. Auch das Kulturelement Konservatismus erfährt eine Umdeutung, da die Soldaten nicht mehr nur militärische Fähigkeiten, sondern auch soziokulturelle Kompetenzen aufzuweisen haben, die Grundeinstellungen und Verhaltensweisen in Frage stellen. So müssen Soldaten im Kontakt mit Vertretern der Gastbevölkerung Ambiguitätstoleranz und Empathiefähigkeiten mitbringen und kritisch auf ihr Selbstbild reflektieren. Durch diese z.T. herausfordernden kulturellen Überschneidungssituationen eignen sich die Militärs neue Sichtweisen an, die althergebrachte Überzeugungen in Frage stellen können.

Um mit den stark veränderten Anforderungen, den neuen Rahmenbedingungen und vor allen Dingen mit der mittlerweile sehr real gewordenen Verletzungs- und Tötungsgefahr in Afghanistan auch psychisch fertig zu werden, bereiten sich die Kameraden neben den offiziellen Ausbildungsabschnitten auch gegenseitig auf die Belastungen der Einsätze vor. Sie geben ihr einsatzspezifisches Wissen von Kontingent zu Kontingent, von Kamerad zu Kamerad weiter. Als Ergebnis dieses informellen Prozesses sowie der einsatzspezifischen Erfahrungen bilden die Soldaten eine neue Identität des ‚multinationalen, militärischen Einsatzprofis' heraus, dessen Entwicklung durch den formellen Ritus der *medal parade* abgeschlossen wird. Bei Einsatzsoldaten, die mehr als einmal an dieser Parade teilnehmen, verstärkt das Ritual die Zugehörigkeit zur ‚Subkultur Einsatz'.

Die meisten Soldaten kommen nicht ohne Vorerfahrungen über die Abläufe im Feldlager und Einsatzgebiet in den Kosovo oder nach Afghanistan. Durch Geschichten, Einsatzmythen[10], Witze, Lieder, Bilder, Kontingentbücher und persönliche Kontakte zu Kameraden bringen sie ein gewisses Vorwissen, konkrete Erwartungen und Vorstellungen in den Einsatz mit. Soldaten konditionieren sich durch Erzählungen und Bilder gegenseitig und tragen somit zur Konstitution sowie dem Erhalt subkultureller Strukturen im Einsatz bei: „Storytelling is an important part of military life and in the stories are hidden meanings, underlying messages about correct and incorrect behaviour" (Winslow

10 Mythen sind tradierte Geschichten, die prinzipielle Weltanschauungen einer Gruppe widerspiegeln. Sie erklären und interpretieren Glaubens- und Verhaltensweisen, erklären den Ursprung einer Gruppe/eines Volkes und überliefern Informationen über korrektes sowie inkorrektes Verhalten. Sie erzeugen Vertrauen in das übergeordnete Ganze (vgl. Weiner 2002: 387).

1997: 59). Die Weitergabe von Mythen und Geschichten schafft enge Verbindungen und Solidarität unter den Soldaten, da unterstrichen wird, dass alle ‚in einem Boot' sitzen und mit den gleichen Schwierigkeiten und Belastungen konfrontiert sind, egal ob Mannschaftssoldat oder Offizier, egal ob im ruhigen Prizren (Kosovo) oder unruhig-gefährlichen Masar-e-Sharif (Afghanistan). Dieser rege Austausch zwischen Einsatzsoldaten trägt maßgeblich dazu bei, dass soziokulturelle Aspekte der Einsätze von Kontingent zu Kontingent und von Einsatzland zu Einsatzland weitergetragen werden. Soldaten, die bereits mehrmals an einer Auslandsmission teilgenommen haben, können als wichtige Kulturträger angesehen werden, die (unbewusst) den Fortbestand der einsatzspezifischen Subkultur unterstützen.

4.3 Bildung von Einsatzidentität: Wir- und Sie-Gruppen

Auslandseinsätze verlangen nach komplexen Identitätsstrategien, da die Soldaten nicht mehr nur Teil ihrer Einheit oder nationalen Streitkraft, sondern auch Teil von Einsatzkontingenten, -brigaden und multinationalen Verbänden sind und somit homogene Identitätsmuster obsolet geworden sind. Die neue Situation in den Auslandsmissionen erfordern komplexere Identitätsstrategien. Wichtige Bezugspunkte kollektiver Identität während der Auslandseinsätze können die Bundeswehr, die Nation Deutschland, das Kontingent, die UN-Peacekeeping-Truppen, die eigene Einheit sein. Je nach Ort und Situation wird der eine oder andere Bezugspunkt stärker hervorgehoben. Beispielsweise überwiegt im Feldlageralltag bei den Soldaten die Selbstdefinition als Angehöriger einer bestimmten Einheit. Treten sie in Kontakt mit italienischen oder französischen Kameraden, mit denen sie gemeinsam im multinationalen Stab den Dienst verrichten, besteht ein starker Bezug zu einer bundeswehrspezifischen Selbstdefinition. Verlassen die Männer und Frauen das Feldlager müssen sie sich gegenüber der lokalen Bevölkerung abgrenzen und der internationalen Friedenstruppe zuordnen. Während internationale Kameraden *im* Feldlager kaum extra gegrüßt werden, wird *außerhalb* des Lagers jedem ausländischen Kameraden und jedem Auto mit UN-, NATO- oder EU-Kennzeichen extra zugewinkt und eine internationale Einsatzsolidarität zum Ausdruck gebracht. Zurück in der Heimat kehren die Soldaten im Gespräch mit anderen Kameraden ihre Zugehörigkeit zu einem spezifischen Kontingent, zu einer EUFOR-, KFOR- oder ISAF-Truppe heraus. Wie bereits oben aufgezeigt, finden die meisten sozialen Kontakte während eines Einsatzes unter den Soldaten statt. Eine gute und enge Kameradschaft ist ein wichtiger Faktor während eines jeden Kontingents. Die Soldaten müssen wissen, dass sie sich im Ernstfall auf ihre Kameraden verlassen können. Zudem

fungieren die Kameraden als wichtige Ansprechpartner im Einsatzland, die sozialen Halt fernab der Heimat bieten können.

Ein Beispiel für die im Auslandseinsatz entstehende Einsatzidentität sind kleine, meist vorschriftswidrige Veränderungen der Uniform, die bei der Bundeswehr im Heimatland weder zu finden noch erlaubt wären. Beispielsweise tragen viele Kontingentangehörige aller Dienstgradgruppen während des Einsatzes Namensschilder, die einen flecktarnfarbenden Untergrund aufweisen, auf denen neben dem Namen auch die Flagge Deutschlands und der NATO oder eines Bündnispartners aufgestickt sind. Teilweise tragen diese Namensschilder nicht den tatsächlichen Namen des Trägers, sondern Spitznamen oder andere Aufschriften. Die Kulturelemente Disziplin und Formalismus erhalten somit im Einsatz eine neue Bedeutung: Disziplin und Formalismus wird dort gezeigt und gelebt, wo diese Elemente militärisch wichtig sind. Für die Ausbildung einer gemeinsamen Identität und die Wahrung einer hohen Motivation können sie allerdings auch an zweite Stelle gesetzt werden.

Für die meisten Soldaten stellt die Einheit/Kompanie im Einsatz so etwas wie eine ‚Ersatzfamilie' dar. Mitglieder bekommen ihre eigenen (Kose-)Namen, werden in die Gruppe integriert und somit in das ‚Verwandtschaftssystem' Bundeswehr aufgenommen. „A home away from home" wird im wahrsten Sinne des Wortes kreiert und durch die veränderten Namensschilder symbolisiert (vgl. Winslow 1997: 70).

Die Schaffung einer Einsatzidentität hilft, Schwierigkeiten vor Ort und die Trennung von zu Hause zu überwinden. Weiteren Belastungsfaktoren wie z.B. extremen klimatischen Bedingungen, Konfrontation mit extremer Armut, der konstanten Anspannung außerhalb des Feldlagers (in Afghanistan), der Monotonie des Feldlagerlebens und neuerdings der sehr real gewordenen Gefahr der Verletzung oder Tötung begegnen die meisten Soldaten mit einem wachsenden Zusammengehörigkeitsgefühl. Der Umgang mit längeren Dienstzeiten, fehlenden Wochenenden, dem ständigen Dresscode auch außerhalb der Dienstzeiten und des Lagers verbindet die Soldaten[11].

Ein Oberfeldwebel, der im Sommer 2004 auf dem Flughafen in Termes (Usbekistan) stationiert war, verdeutlicht die Relevanz einer gemeinsamen Identität, die auf den gelebten Einsatzerfahrungen basiert:

[11] Diese Verbindung ist besonders stark zwischen den Kameraden der eigenen Einheit, mit denen die meiste Zeit verbracht wird. Dies gilt insbesondere für Kompanien (in Afghanistan), die wochenlang außerhalb des Feldlagers unter zum Teil sehr schwierigen und gefährlichen Bedingungen ihren Dienst verrichten. Dazu ein Hauptmann, der bereits drei Mal in Nordafghanistan eingesetzt war: „Einsatz ist nicht gleich Einsatz. Eine Poststelle im Kosovo unterscheidet sich kaum von der in Afghanistan. Eine Kompanie, die in Masar [e-Sharif, M.T.] ständig unter Beschuss ist, schon."

> „Ich finde es gut, dass wir hier etwas offener sind. Wir können unsere Uniformen hier freier gestalten, da es erstens preisgünstig ist, sich von den *Locals* solche Sachen machen zu lassen und zweitens die Führer die Anzugsordnung hier nicht so eng sehen, sondern solche ‚Abzeichen für einsatzerfahrene Insider' auch selbst tragen. Ich finde, dass die TSKs [Teilstreitkräfte, M.T.] hier in Termes besser zusammenkommen als in Deutschland, schon allein weil wir alle die gleiche Uniform tragen. Dadurch lässt es sich viel besser arbeiten und die Monate hier besser ertragen. Die Uniform schafft eine TSK-übergreifende Identität. Dadurch können wir unsere Kameradschaft besser leben."

Das Zitat verdeutlicht wichtige Aspekte der Einsatzkultur: Erstens wird klar zwischen der wie auch immer definierten Innen- und Außengruppe unterschieden. Zweitens werden in den Einsatzgebieten der Bundeswehr einige Regeln lockerer gehandhabt als in Deutschland und von dem Kulturelement der althergebrachten Traditionen/Konventionen flexibel abgewichen. Dies geschieht nicht nur in Bezug auf die Anzugsordnung, sondern in allen Bereichen, in denen die starren Bundeswehrregularien und die Bürokratie nicht mit den Einsatzrealitäten in Einklang zu bringen sind. Nicht ohne Grund schwärmten viele Soldaten zu Beginn des Afghanistan-Einsatzes in Kabul und Kundus davon, dass die ersten Kontingente immer die besten seien, da gerade in der Aufbauphase flexibel auf die Erfordernisse vor Ort reagiert werden könne ohne von der deutschen Bürokratie, inklusive der innerhalb der Feldlager geltenden deutschen Straßenverkehrsordnung und der Mülltrennungsvorschriften, behindert zu werden. Drittens werden in den Einsatzgebieten TSK-Grenzen überwunden, deren Überwindung auch formell z.B. im Weißbuch 2006 im Rahmen des „joint approach" gefordert wird (Bundesministerium der Verteidigung 2006: 26). Im Heimatbetrieb werden trotz dieser Rahmenrichtlinien die Unterschiede zwischen den TSK vielerorts bewusst aufrechterhalten. Ein tatsächliches Zusammenschmelzen würde die Grundfeste der deutschen Streitkräfte bisher noch erschüttern. Im Einsatzland aber müssen diese TSK-Grenzen überwunden werden, um den Anforderungen des Einsatzauftrags vor Ort begegnen zu können. Dadurch, dass in Afghanistan die Verletzungs-, Todes- und Kampfesoption sehr real geworden ist, werden auch Hierarchien soweit aufgeweicht, dass oftmals Kompetenz vor Dienstgrad gestellt wird. Viertens wird im Einsatz Kameradschaft direkt und bewusst gelebt. Es war bereits von der Ersatzfamilie die Rede, die die ‚kleine Kampfgemeinschaft' darstellen kann (vgl. Ben-Shalom/Lehrer/Ben-Ari 2005). Insbesondere in unsicheren Situationen und Gefährdungslagen ist der Zusammenhalt der Kameraden, der auch über Leben und Tod entscheiden kann, von zentraler Bedeutung.

5 Fazit

Als Militärkultur verstehen wir ein Orientierungssystem, das der militärischen Organisation auf kognitiver Ebene in Form von Regeln, Werte, Normen, Leitbildern, Identitäten zugrunde liegt und die Handlungsebene der Mitglieder maßgeblich beeinflusst. Die Akteure sind dabei nicht nur passive Rezipienten kultureller Strukturen, sondern nehmen durch ihre Praxis, ihr Interagieren und soziales Miteinander Einfluss auf die kognitive Ebene. Als zentrale Wesensmerkmale von Militärkultur wurden nach Hagen (2008) die beiden Dimensionen Hierarchie und Gemeinschaft herausgestellt, die die sechs Elemente Disziplin, Formalismus, Konservatismus; sozialräumliche Segregation, Tradition/Konvention und Maskulinität aufweisen. Da Kulturen keine statischen, klar eingrenzbaren Phänomene sind, sondern sich mittels soziokultureller Praxis an neue Erfordernisse, Einflüsse von außen oder veränderte Rahmenbedingungen anpassen, sind auch Militärkulturen wandelbar und durch intrakulturelle Unterschiede geprägt. Durch die veränderten sicherheitspolitischen Rahmenbedingungen war und ist die Bundeswehr zu einer grundlegenden Umstrukturierung und Anpassung gezwungen worden, die für jede Großorganisation eine Herausforderung dargestellt hätte. Nicht nur ist der potenzielle Feind des Kalten Krieges ‚abhanden gekommen' und durch nicht eindeutig definierbare, asymmetrische Gegner ersetzt worden, auch die Landesverteidigung spielt in der täglichen militärischen Praxis nur noch eine untergeordnete Rolle. Klassische, militärische Qualifikationen stellen in den Einsatzgebieten nur noch Kompetenzen dar, die *neben* soziokulturellen Kompetenzen vom polyvalenten ‚Weltbürger in Uniform' aufzuweisen sind. Das Militärische wird daher nicht in den Hintergrund gedrängt und bleibt nicht wie zu Zeiten des Kalten Krieges auf theoretischer Ebene, sondern wird wie im Falle Nordafghanistans durch die dauerhafte Bedrohung und Kampfhandlungen Teil des täglichen Seins.

Es ist selbstredend, dass die Neuausrichtung der Bundeswehr die Organisation nicht nur strukturell, sondern auch kulturell zu erheblichem Maße verändert (hat). Erstens lässt sich ein Generationenkonflikt feststellen zwischen der Gruppe der dienstälteren/einsatzunerfahreneren Soldaten, die noch unter der Prämisse der bipolaren Weltordnung und der ‚kühlen Armee' der Bundeswehr beigetreten sind, und den dienstjüngeren/einsatzerfahreneren Militärangehörigen, für die Auslandseinsätze und *soft skills* normaler Bestandteil ihres soldatischen Seins bedeuten. Zweitens bildet sich in den Einsatzgebieten der deutschen Streitkräfte eine Subkultur heraus, die zwar auf die Basisannahmen (deutscher) Militärkultur aufbaut, diese jedoch einsatzspezifisch anpasst, verändert und ergänzt. Das heißt, dass Hierarchie und Gemeinschaft und damit einhergehend Disziplin, Formalismus, Konservatismus; sozialräumliche Segregation,

Tradition/Konvention und Maskulinität nach wie vor von zentraler Bedeutung in den Einsatzgebieten sind. Diese Kulturmerkmale erfahren hier allerdings eine andere Ausprägung als im Heimatbetrieb oder wie die sozialräumliche Segregation eine neue Dimension.

Der Generationenkonflikt und die subkulturellen Unterschiede in den Einsätzen sind eng miteinander verbunden. Es sind vorwiegend junge Soldaten, die mehrfach in die Einsätze gehen und ihren Dienst auch unter extremen Bedingungen außerhalb des Feldlagers verrichten, während ältere Stabsoffiziere meist nur einmal und dann vorwiegend im Stab eingesetzt werden. Allerdings ist es die etablierte Generation im Militär, die als Kulturträger maßgeblich auf den strukturellen Bereich von Organisationskultur und die Ausbildung zukünftiger Eliten Einfluss nehmen will. In Folge kämpfen die etablierte und nachrückende Generation in der Bundeswehr um die geltende Vorstellung vom „Wesen des Militärs" (Hagen 2008: 102). Dabei kann noch nicht klar herausgestellt werden, ob es der nachrückenden Generation langfristig gelingen wird, durch ihre praktischen Einsatzerfahrungen die Militärkultur im Heimatbetrieb fundamental zu verändern oder ob die ‚Subkultur Einsatz' als eine weitere unter vielen in der kulturell heterogen ausgestalteten Bundeswehrorganisation bestehen wird und diese dadurch beeinflusst, aber nicht grundsätzlich auch im kognitiven Bereich transformiert.

Literatur

Alvesson, Mats (1993): Cultural Perspectives on Organisations. Cambridge: Cambridge University Press.

Andreski, Stanislav (1968): Military Organization and Society. Berkeley, Los Angeles: University of California Press.

Apelt, Maja (2006): Militärische Sozialisation. In: Gareis/Klein (2006): 26-39.

Arenth, Joachim/Westphal, Sigrid (1994): „Staatsbürger in Uniform" plus „out-of-area" gleich „Weltbürger in Uniform". Ein kritischer Beitrag zum Politikbegriff im Reformkonzept Innere Führung. In: Hartmann/Strittmeier (1994): 125-136.

Barth, Fredrik (1969): Introduction. In: Barth (1969): 9-37.

Barth, Fredrik (Hrsg.) (1969): Ethnic Groups and Boundaries. Oslo: Universitetsforlaget.

Barth, Fredrik (2002): Toward a Richer Description and Analysis of Cultural Phenomena. In Fox/King (2002): 23-36.

Baudissin, Wolf von (1982): Nie wieder Sieg! Programmatische Schriften 1951-1981. Hrsg. von Cornelia Bührle und Claus von Rosen. München: Piper.

Ben-Ari, Eyal (1998): Mastering Soldiers. Conflict, Emotions and the Enemy in an Israeli Military Unit. Oxford: Berghahn Books.

Ben-Ari, Eyal/Elron, Efrat (2001): Blue Helmets and White Armor. In: City & Society 13. 2. 271-302.

Ben-Ari, Eyal/Sion, Liora (2005): "Hungry, Weary and Horny": Joking and Jesting among Israel's Combat Reserves. In: Israel Affairs 11. 4. 655-671.
Ben-Shalom, Uzi/Lehrer, Zeev/Ben-Ari, Eyal (2005): Cohesion during Military Operations. In: Armed Forces & Society 31. 1. 63-79.
Berger, Boris (2001): Der neue Soldat. Der „Staatsbürger in Uniform" in globaler und europäischer Dimension. Unveröffentlichte Dissertation. München: Universität der Bundeswehr.
Bundesministerium der Verteidigung (Hrsg.) (2006): Weißbuch 2006 zur Sicherheitspolitik Deutschlands und zur Zukunft der Bundeswehr. Berlin: Bundesministerium der Verteidigung.
Burk, James (1999): Military Culture. In: Kurtz (1999): 447-462.
Caforio, Guiseppe (Hrsg.) (2003): Handbook of the Sociology of the Military. New York et al.: Kluwer Academic/Plenum Publishers.
Collmer, Sabine (Hrsg.) (2003): Krieg, Konflikt und Gesellschaft. Aktuelle interdisziplinäre Perspektiven. Hamburg: Verlag Dr. Kovač.
De Libero, Loretana (Hrsg.) (2007): Tradition in Zeiten der Transformation. Zum Traditionsverständnis der Bundeswehr im frühen 21. Jahrhundert. Paderborn: Schöningh.
Duffey, Tamara (2000): Cultural Issues in Contemporary Peacekeeping. In: International Peacekeeping 7. 1. 142-168.
Dumont, Louis (1986): Collective Identities and Universalist Ideology. In: Theory, Culture & Society 3. 3. 25-33.
Dunivan, Karen (1994): Military Culture. In: Armed Forces & Society 20. 4. 531-547.
Euskirchen, Markus (2005): Militärrituale. Analyse und Kritik eines Herrschaftsinstruments. Köln: Papyrossa.
Evetts, Julia (2002): Explaining the Construction of Professionalism in the Armed Forces: Occupational Change within and Beyond the Nation-State', Paper presented at the Special Joint Session of RCs 01, 34 and 52, XVth ISA World Conference, Brisbane, Australia, July 2002.
Feldmeyer, Karl (2005): Die neue Bundeswehr. In: Internationale Politik 60. 6. 68-74.
Finer, Samuel (2002): The Man on Horseback. The Role of the Military in Politics. New Brunswick: Transaction Publishers.
Fox, Richard/King, Barbara (Hrsg.) (2002): Anthropology beyond Culture. New York: Berg.
Frese, Pamela/Harrell, Margaret (Hrsg.) (2003): Anthropology and the United States Military. Coming of Age in the Twenty-first Century. New York/Hampshire: Palgrave Macmillan.
Frevert, Ute (Hrsg.) (1997): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart: Klett-Cotta.
Gareis, Sven/Klein, Paul (Hrsg.) (2006): Handbuch Militär und Sozialwissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag.
Gastriani, Erella (2008): Numbed Soldiers. Moral Indifference, Distancing and Denial amongst Israeli Conscripts in Everyday Practices of Occupation. Unveröffentlichte Doktorarbeit, Vrije Universiteit: Amsterdam.
Gennep, Arnold van (1986): Übergangsriten (Les rites de passage). Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.

Geser, Hans (1996): Internationale Polizeiaktionen. Ein neues evolutionäres Entwicklungsstadium militärischer Organisationen?. In: Meyer (1996): 45-74.
Gnesotto, Nicole (Hrsg.) (2004): EU Security and Defence Policy. The First Five Years (1999-2004). Paris: Institute for Security Studies.
Goffman, Erving (1961): Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients. New York: Anchor.
Gusterson, Hugh (2007): Anthropology and Militarism. In: Annual Review of Anthropology 36. 155-175.
Gusterson, Hugh (2008): The U.S. Military's Quest to Weaponize Culture. In: Bulletin of the Atomic Scientists. URL: http://thebulletin.org/node/3362 (15.11.2008).
Götz, Irene (1997): Unternehmenskultur. Die Arbeitswelt einer Großbäckerei aus kulturwissenschaftlicher Sicht. München u.a.: Waxmann.
Hagen, Ulrich vom/Moelker, Rene/Soeters, Joseph (Hrsg.) (2006): Cultural Interoperability. Ten Years of Research into Co-operation in the First German-Netherlands Corps. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
Hagen, Ulrich vom (Hrsg.) (2006): Armee in der Demokratie. Zum Spannungsverhältnis von zivilen und militärischen Prinzipien. Sozialwissenschaftliche Beiträge. Wiesbaden: VS Verlag.
Hagen, Ulrich vom (2008): Homo Militaris. Über die Kultur des Militärs. Unveröffentlichte Doktorarbeit. Freie Universität Berlin: Otto-Suhr-Institut.
Haltiner, Karl W. (2001): Policemen or Soldiers? Organizational Dilemmas of Armed Forces in Peace Support Operations. In: Kümmel (2001): 359-384.
Haltiner, Karl (2003): Erfordern neue Militäraufgaben neue Militärstrukturen? Organisationssoziologische Betrachtungen zur Verpolizeilichung des Militärs. In: Collmer (2003): 159-186.
Hannerz, Ulf (1992): The Global Ecumene. In: Hannerz (1992): 217-267.
Hannerz, Ulf (Hrsg.) (1992): Cultural Complexity. Studies in the Social Organization of Meaning. New York: Columbia University Press.
Hartmann, Uwe/Strittmeier, Meike (Hrsg.) (1994): Reform und Beteiligung. Ideen und innovative Konzepte für die Innere Führung in der Bundeswehr. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag
Hauschild, Thomas (Hrsg.) (1995): Lebenslust und Fremdenfurcht. Ethnologie im Dritten Reich. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch.
Janowitz, Morris (1966): The Professional Soldier. A Social and Political Portrait. New York: The Free Press.
Jelušič, Ljubica (2003): Conversion of the Military. Resource-Reuse Perspective after the End of the Cold War. In: Caforio (2003): 345-359.
Jelušič, Ljubica. / Pograjč, Bojan (2006): Sociological Aspects of Cooperation among Italian, Hungarian, and Slovenian Soldiers in MLF Unit: Diversities for better Efficiency or not? Paper presented at the ISA World Congress, Durban, July 2006.
Kasper, Helmut (1987): Organisationskultur. Über den Stand der Forschung. Wien: Service-Verlag.
King, Anthony (2005): Towards a Transnational Europe. In: European Journal of Social Theory 8. 3. 321-340.

Kohl, Karl-Heinz (2000): Ethnologie. Die Wissenschaft vom kulturell Fremden. 2. erweiterte Auflage. München: C.H. Beck.
Kurtz, Lester (Hrsg.) (1999): Encyclopedia of Violence, Peace and Conflict. San Diego: Academic Press.
Kutz, Martin (Hrsg.) (2004): Gesellschaft, Militär, Krieg und Frieden im Denken von Wolf Graf von Baudissin. Baden-Baden: Nomos.
Kühne, Winrich (2007): Deutschland und die Friedenseinsätze. In: ZIF 2007. Aufsatz 12/07. URL: http://213.61.130.172/Downloads/Analysen/Veroeffentlichungen/Deutschland_und_die_Friedenseinsaetze_12_07.pdf (08.12.2008).
Kümmel, Gerhard/Prüfert, Andreas (Hrsg.) (2000): Military Sociology. The Richness of a Discipline. Baden-Baden: Nomos.
Kümmel, Gerhard (Hrsg.) (2001): The Challenging Continuity of Change and the Military. Female Soldiers – Conflict Resolution – South America. Proceedings of the Interim Conference 2000 of ISA RC 01. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
Kümmel, Gerhard (2005): Auftrag und Aufgaben des Militärs im Wandel. In: Leonhard/Werkner (2005): 50-67.
Kümmel, Gerhard/Werkner, Ines-Jacqueline (Hrsg.) (2003): Soldat, weiblich, Jahrgang 2001. Sozialwissenschaftliche Begleituntersuchungen zur Integration von Frauen in die Bundeswehr – Erste Befunde. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
Leonhard, Nina (2007): Berufliche Identität von Soldaten. Eine qualitative Untersuchung von jungen männlichen Soldaten der Bundeswehr aus den neuen und alten Bundesländern. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jacqueline (2005): Einleitung. Militär als Gegenstand der Forschung. In: Leonhard/Werkner (2005): 13-22.
Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jaqueline (Hrsg.) (2005): Militärsoziologie. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag.
Lepsius, Rainer M. (1997): Militärwesen und zivile Gesellschaft. In: Frevert (1997): 359-370.
Lippert, Ekkehard (1988): Soldat – Ein „kühler" Beruf? München: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
Longhurst, Kerry (2000): The Concept of Strategic Culture. In: Kümmel/Prüfert (2000): 301-310.
Mannitz, Sabine (2007): Weltbürger in Uniform oder dienstbare Kämpfer? In: Schoch et al. (2007): 98-109.
McCoy, Alfred (1995): Same Banana: Hazing and Honor at the Philippine Military Academy. In: The Journal of Asian Studies 54. 3. 695.
McNamara, Laura/Rubinstein, Robert (Hrsg.) (im Druck): Anthropology and the Military. Boulder/London: Paradigm Publishers.
Mead, Margaret (1971): Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild. Olten: Walter-Verlag.
Meyer, Georg-Maria (Hrsg.) (1996): Friedensengel oder Kampfanzug? Opladen: Westdeutscher Verlag.

Moskos, Charles/Williams, James/Segal, David (2000): Armed Forces after the Cold War. In: Moskos/Williams/Segal (2000): 1-13.
Moskos, Charles/Williams, James/Segal, David (Hrsg.) (2000): The Postmodern Military. Armed Forces after the Cold War. New York: Oxford University Press.
Rapport, Nigel/Overing, Joanna (2000): Social and Cultural Anthropology. The Key Concepts. London/New York: Routledge.
Rohall, David E./Ender, Morten/Matthews, Michael E. (2006): The Role of Military Affirmation, Gender, and Political Ideology in the Favoring of War in Afghanistan and Iraq. In: Armed Forces & Society 33. 1. 59-77.
Rubinstein, Robert (2008): Peacekeeping under Fire. Culture and Intervention. Boulder/London: Paradigm Publishers.
Schein, Edgar (1985): Organizational Culture and Leadership. A Dynamic View. San Francisco: Jossey-Bass.
Schmitt, Burkard. (2004): European Capabilities. How many Divisions? In Gnesotto (2004): 105-130.
Schoch, Bruno/Heinemann-Grüder, Andreas/Hippler, Jochen/Weingardt, Markus/Mutz, Reinhard (Hrsg.) (2007): Friedensgutachten 2007. Münster: LIT-Verlag.
Seiffert, Anja (2004): Veränderungen des soldatischen Selbstverständnisses unter Einsatzbedingungen. In: Kutz (2004): 155-165.
Sion, Liora (2004): Changing from Green to Blue. A Tale of Two Dutch Peacekeeping Units. Unveröffentlichte Doktorarbeit. Amsterdam: Freie Universität.
Sion, Liora (2006): Too sweet and innocent for War? In: Armed Forces and Society 32. 3. 148-171.
Simons, Anna (1997): The Company they keep. Life inside the U.S. Army Special Forces. New York: The Free Press.
Smircich, Linda (1983): Concepts of Culture and Organizational Analysis. In: Administrative Science Quarterly 28. 1. 339-358.
Soeters, Joseph/Winslow, Donna/Weibull, Alise (2003): Military Culture. In Caforio (2003): 237-254.
Soeters, Joseph/Resteigne Delphine/Moelker, Rene/Manigart. Philippe (2006): Smooth and Strained International Military Co-Operation. In: Hagen/Moelker/Soeters (2006): 131-161.
Soeters, Joseph/Manigart, Philippe (Hrsg.) (2008): The Management of Cultural Diversity during Multinational Crisis Response Operations. A Comparative Analysis. London: Routledge.
Titunik, Regina (2000): The First Wave: Gender Integration and Military Culture. In: Armed Forces & Society 26. 2. 229-257.
Tomforde, Maren (2005): Zwischen Einsatzauftrag und Lagerkoller. Soziokulturelle Dimension des Auslandseinsatzes der Bundeswehr. In: Reader Sicherheitspolitik, Ergänzungslieferung 11/05. 1-8.
Tomforde, Maren (2006): „Einmal muss man schon dabei gewesen sein...“ – Auslandseinsätze als Initiation in die „neue“ Bundeswehr. In: Hagen (2006): 101-122.
Tomforde, Maren (2008): Towards Transnational Identities in the Armed Forces? German-Italian Military Cooperation in Kosovo. In: Soeters/Manigart (2008): 129-140.

Tomforde, Maren (im Druck): Should Anthropologists Provide their Knowledge to the Military? An Ethical Discourse Taking Germany as an Example. In: McNamara/Rubinstein, Robert (im Druck).
Trondall, Jarle/Veggeland, Frode (2003): Access, Voice and Loyalty. In: Journal of European Public Policy 2003. 10. 1. 59-77.
Winslow, Donna (1997): The Canadian Airborne Regiment in Somalia. A Socio-cultural Inquiry. Ottawa: Canada Communications Group-Publishing.
Winslow, Donna (1999): Rites of Passage and Group Bonding in the Canadian Airborne, in: Armed Forces & Society 25. 3. 429-457.

Sex in the Army
Militärische Organisationen und Sexualität

Gerhard Kümmel

1 Kontextueller Rahmen: Organisationen und Sexualität

In der Forschung über moderne Organisationen, die gemeinhin als „zielorientierte, rational geplante Systeme mit einer auf Dauer gestellten objektiv-versachlichten Struktur“ (Türk 1989: 23) verstanden werden, kommt dem Bürokratiemodell legitimer Herrschaft von Max Weber (1922) eine große Bedeutung zu. Dabei sind es vor allem zwei Aspekte, die hervorgehoben werden. Einmal ist dies das Leitprinzip der Rationalität: Vernünftig, rational, objektiv, geregelt, formalisiert, zweckorientiert und effizient sollen das Organisationshandeln und die Entscheidungen sein, die von einer Organisation gefällt werden. Das zweite Element ist das, was man die Individuums- bzw. Individualitäts-Neutralität der Organisation, sowohl gegenüber den Organisationsmitgliedern wie auch gegenüber ihren ‚Klienten’, nennen könnte, also die Abstrahierung von den individuellen Merkmalen der jeweiligen Person durch die Organisation. Sylvia Wilz schreibt hierzu zusammenfassend:

> „Die Prinzipien der Unpersönlichkeit, Neutralität, Sachlichkeit und Formalität gelten sowohl für organisationale Strukturen der hierarchischen Ordnung, der Funktionen- und Kompetenzverteilung als auch für Verfahren der Sachbearbeitung, der Bewertung und Beförderung der Organisationsmitglieder und für das Handeln in Organisationen.“ (Wilz 2002: 22)

Folgt man dieser Argumentationslinie, dann ist zweierlei zu erwarten: Zum Einen ein allgemeines Bestreben von Organisationen, diesem skizzierten Idealtyp der Organisation im Weberschen Sinne nahe zu kommen. Und zum Anderen dürften personenbezogene Charakteristika wie das uns hier besonders interessierende Phänomen der Sexualität im Sinne geschlechtlicher Aktivität für Organisationen keinerlei Relevanz (mehr) besitzen, so dass Organisationen als ‚asexuell’ zu begreifen sind (vgl. Acker 1991).

In der Tat lässt sich beobachten, dass Organisationen in den verschiedensten Bereichen der Gesellschaft unter dem Eindruck des durch Rationalisierungsprozesse ausgelösten Modernisierungsschubes versuchen, diesem Idealtyp nach-

zueifern und Sexualität aus der Organisation herauszudrängen. Rastetter spricht diesbezüglich von einer „Entsexualisierung der Organisation“ bzw. von der „Verbannung der Sexualität“ (1999: 169) aus der Organisation. Sehr anschaulich beschreibt sie dabei, welche Anstrengungen Organisationen bzw. die sie führenden Akteure unternehmen, um gerade dies zu erreichen und wie sehr dabei auf vormoderne Organisationsstrategien zur Tabuisierung, Ächtung und Kontrolle von Geschlecht und Sexualität, wie sie beispielsweise in Gefängnissen, Klöstern, Anstalten und ähnlichen Einrichtungen angewendet wurden (vgl. etwa Foucault 2008; Foucault 2007-2009), zurückgegriffen wird. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, wie hartnäckig und widerständig sich Sexualität gegenüber solchen Exkommunizierungsstrategien verhält.

Im Folgenden soll nun die Frage, ob und wenn ja, wie sich Sexualität in einer spezifischen Organisation, nämlich dem Militär – also einer Einrichtung, die in dieser Hinsicht zumeist in einem Atemzug mit dem Kloster oder dem Gefängnis genannt wird –, bemerkbar macht und welche Bedeutung und Funktionen ihr im Bereich des Militärischen zukommt bzw. zukommen kann. Es geht demnach um die Skizzierung des Möglichkeitsspektrums von dem, was man „sexual politics“ (Sexualitätspolitik) nennen kann, deren Analyse auf „the links between sexuality and power“ (Hill Collins 2002: 194) abzielt. Dabei wird Sexualität als soziale Konstruktion verstanden:

> „Sexuality is socially constructed through the sex/gender system on both the personal level of individual consciousness and interpersonal relationships and the social structural level of social institutions.“ (Hill Collins 2002: 194; vgl. umfassend Connell 1987; Carver/Mottier 1998)

Für den vorliegenden Text heißt dies, dass der Blick auf den Untersuchungsgegenstand nicht aus Individuums-, sondern aus Organisationsperspektive erfolgt.

Zudem heißt dabei die Frage nach dem Verhältnis von Militär und Sexualität stellen zugleich, sie prinzipiell mit einem ‚Ja’ zu beantworten: Sexualität, so die hier vertretene Annahme, spielt für die Streitkräfte über die Zeit hinweg in der ein oder anderen Form eine Rolle, selbst ex negativo. Entsprechend betreibt das Militär in der ein oder anderen Form Sexualitätspolitiken, die Machtbeziehungen etablieren, perpetuieren und vertiefen, aber auch verändern und letzten Endes sämtlich dem Ziel des Funktionserhalts und/oder der Funktionssteigerung des Militärs dienen sollen.

Im Weiteren wird nun argumentiert werden, dass sich diese Sexualitätspolitiken der Streitkräfte, so unterschiedlich sie im Einzelnen auch immer sein mögen, im Wesentlichen anhand ihrer unterschiedlichen Logiken kategorisieren lassen: Während diese Politiken im einen Fall einer Logik der Ermöglichung

oder auch der Affirmation von Sexualität folgen, gründen sie im zweiten Fall auf einer Logik der Unterbindung bzw. der Negation von Sexualität. Mit anderen Worten werden im einen Fall Räume für Sexualität geschaffen, während sie im anderen Fall verschlossen werden.

2 Militärische Sexualitätspolitiken I: Die Negierung von Sexualität

Bei militärischen Sexualitätspolitiken, die der Logik einer Unterdrückung und Negierung von Sexualität folgen, stehen die Erwartung und auch die Befürchtung im Hintergrund, dass ein sexualitätspolitisches Nicht-Handeln bestraft würde; die Konsequenzen eines solchen Nicht-Handelns würden in Gestalt organisatorischer Dysfunktionalität auftreten, d.h. die Funktionalität der Organisation würde beeinträchtigt sein und/oder Schaden nehmen. Im Wesentlichen sind es dabei drei Themenfelder, in denen solche Sexualitätspolitiken Anwendung finden und die an dieser Stelle kurz vorgestellt werden:

2.1 Monosexualität

Die im historischen Prozess bedeutsamste Ausprägung von militärischer Sexualitätspolitik ist natürlich die vielfach beschriebene monogeschlechtliche Konstruktion des modernen nationalstaatlichen Militärs, in deren Verlauf das vermeintlich Schwache und Versuchende, nämlich Frauen, aus dem Militär ausgeschlossen wurden. Das bedeutet in letzter Konsequenz, dass die Streitkräfte seither, wie man es in Anlehnung an Lautmann (2002: 430) formulieren könnte, „ihrer Idee nach (…) eingeschlechtlich-maskulin angelegt“ sind. Sie folgen dementsprechend im Allgemeinen und in großen Teilen sogar noch bis in die Gegenwart hinein dem ‚male-warrior-paradigm’ (vgl. Dunivin 1994; Goldstein 2001), wonach der typische Soldat ein heterosexueller männlicher Kämpfer ist und mit dieser Charakterisierung prototypisch für hegemoniale Männlichkeit im Militär steht (vgl. etwa Higate 2003). Die Organisation Militär ist also vergeschlechtlicht und gleichzeitig vergeschlechtlichend; sie wirkt auf ihre Organisationsmitglieder, die Organisationsstrukturen und -verfahrensweisen wie auch auf das die Streitkräfte umgebende gesellschaftliche Umfeld ein und prägt lange Zeit und über weite Strecken die gesamtgesellschaftliche Geschlechterordnung sowie die in ihr enthaltenen Machtbeziehungen.

2.2 Homosexualität

Bei der Frage der Homosexualität in den Streitkräften handelt es sich um ein zumindest ähnlich brisantes und politisch kontroverses Thema, bei dem die Streitkräfte Sexualitätspolitiken verfolgen, die sich zwischen Ignorierung und Tabuisierung im besten Fall und Bekämpfung sowie Verfolgung im schlechtesten Fall bewegen (vgl. Ray/US GAO 1993; Scott/Carson Stanley 1994; Rimmermann 1996; Herek/Jobe/Carney 1996; Nelson 2002). So gilt im Allgemeinen immer noch die Zustandsbeschreibung von Randy Shilts, der für sein Buch zur Geschichte von Homosexuellen und Lesben in den amerikanischen Streitkräften nicht nur die Literatur und die Anhörungsprotokolle entsprechender Verfahren ausgewertet hat, sondern auch Interviews mit rund 1.100 Personen geführt hat:

> „The history of homosexuality in the United States armed forces has been a struggle between two intransigent facts – the persistent presence of gays within the military and the equally persistent hostility toward them." (Shilts 1994: 3)

Die Angaben bezüglich der konkreten Zahl homosexueller Soldaten in den Streitkräften weisen eine große Spannbreite auf. Exakte Daten liegen im Regelfall nicht vor; sämtliche Angaben beruhen demnach auf Mutmaßungen und Schätzungen. Maximal-Schätzungen für Deutschland etwa belaufen sich, in Analogie zu Daten der gesamtgesellschaftlichen Prävalenz von Homosexualität, auf 5 bis 10 Prozent. Vereinzelt wird hingegen argumentiert, dass das Militärische eine besondere Anziehungskraft auf Homosexuelle habe und folglich in den Streitkräften eher überdurchschnittlich viele Homosexuelle zu finden seien (vgl. Geiger 1991: 744-746). Demgegenüber nennt Fleckenstein (1993: 4) für die frühen 1990er Jahren in Anlehnung an Zahlen des Schwulenverbands in Deutschland einen Anteil von 2,5 Prozent bei den Wehrpflichtigen und einen, nicht näher bezifferten, etwas niedrigeren Prozentsatz bei den Zeit- und Berufssoldaten.

Die Argumente, die das Militär gegen Homosexualität ins Feld führt, beginnen bei Zweifeln an der charakterlichen Eignung eines/r homosexuellen Soldaten/in, was Verwendungen verbiete, die im Zusammenhang mit Erziehung, Ausbildung und Führung stehen (vgl. Maas 1999). Des Weiteren seien Autoritätsprobleme mit der Folge einer Untergrabung der militärischen Ordnung und Disziplin zu befürchten, wenn die Homosexualität der jeweiligen Person den untergebenen Soldaten und Soldatinnen bekannt wird. So hat beispielsweise eine Untersuchung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr (SOWI) aus dem Jahr 1992 ergeben, dass Homosexualität lediglich von einem

knappen Drittel der befragten Wehrpflichtigen akzeptiert wird (vgl. Fleckenstein 1993: 22). Recht ähnliche Befunde liefert eine Befragung amerikanischer Soldaten und Soldatinnen, in der sich 75 Prozent der Männer und 43 Prozent der Frauen gegen Homosexuelle im Militär aussprechen (vgl. Miller 1994).

Zudem wird gegen homosexuelle Soldaten und Soldatinnen das Argument angeführt, dass sie sehr leicht Opfer von Erpressungsversuchen werden könnten, wie sie umgekehrt andere Soldatinnen und Soldaten zu Zielscheiben ihrer sexuellen Orientierung machen und sie zu verführen versuchen könnten. Befürchtet werden schließlich auch Krankheits- und Infektionsrisiken durch die Anwesenheit von Schwulen und Lesben sowie negative Folgen für das Ansehen der Streitkräfte in der Gesellschaft, was wiederum beträchtliche Schwierigkeiten bei Rekrutierung und Nachwuchsgewinnung zur Folge haben könnte. Der aus diesen Punkten zu ziehende Schluss lautet für die meisten Streitkräfte dieser Welt denn auch so, wie es seinerzeit Anfang 1981 in der Direktive 1332.14 des US-Verteidigungsministeriums formuliert worden ist. Dort heißt es kurz, bündig und lapidar in einem Satz von gleichwohl enormer Tragweite: „Homosexuality is incompatible with military service." (Zit.n. Gabbert 2007: 113) Als Folge davon wurden und werden homosexuelle Soldaten und Soldatinnen bei Bekanntwerden ihrer Homosexualität immer noch aus dem Dienst entlassen, von Führungs- und Ausbildungsfunktionen entbunden und/oder unterliegen mehr oder minder offenen diskriminierenden Verhaltensweisen ihrer Vorgesetzten und Kameraden.

2.3 Sexuelle Belästigung

Sexuelle Belästigung ist ein Problemfeld, dessen Virulenz eigentlich erst mit dem Prozess der Emanzipation der Frauen deutlich geworden ist und das seither vor allem in Bezug auf die Arbeitswelt diskutiert wird (vgl. Zippel 2006). Unterschieden werden dabei im Regelfall drei Formen von sexueller Belästigung: (1) sexistische Bemerkungen und Witze; (2) absichtliche Körperberührungen an Brust und/oder Po; sowie (3) sexuelle Übergriffe im Sinne von versuchten oder vollzogenen sexuellen Nötigungen und Vergewaltigungen. Seitdem Frauen in den Streitkräften dienen, ist das Phänomen auch im Bereich des Militärischen kein unbekanntes, wobei an dieser Stelle zugleich darauf hingewiesen werden muss, dass auch männliche Soldaten Opfer von sexuellen Belästigungen und von sexueller Gewalt werden können, dies allerdings in

geringerem Umfang, so dass darauf an dieser Stelle nicht gesondert eingegangen wird.[1]

Zum Beleg für die Existenz des Problemfeldes seien zunächst zwei amerikanische Soldatinnen etwas ausführlicher zitiert:

> „Schlampe. Oder Zicke. Als Soldatin hast du bloß die Wahl zwischen diesen beiden. (...) [Wir] kämpfen gegen die Einschätzung, die sich in dem dämlichen Witz ausdrückt: ‚Was ist der Unterschied zwischen einer Zicke und einer Schlampe? Die Schlampe hat Sex mit jedem und die Zicke hat Sex mit jedem außer mit dir.' (...) Eine Soldatin muss sich abhärten. Nicht nur gegen den Feind, den Kampf oder den Tod. Sie muss sich innerlich darauf einstellen, dass sie sich monatelang in einer Horde rappeliger, übererregter Männer bewegt, die, wenn sie nicht gerade Angst haben umzukommen, immer nur an das eine denken. Sie starren dich die ganze Zeit an, glotzen auf deine Brüste, deinen Hintern, als ob es sonst nichts zu sehen gäbe, keine Sonne, keinen Fluss, keine Wüste oder keine nächtlichen Mörsergranaten." (Williams 2006: 11)

Und weiter:

> „Eines Nachts, nachdem ich aus Mossul zu unserem Posten im Gebirge zurückgekehrt bin, komme ich wieder einmal gegen zwei Uhr morgens von der Schicht, und ich bin überhaupt nicht schläfrig. (...) Rivers und ich machen Smalltalk. Dann geht es plötzlich ruckzuck. Es ist finster, aber nicht so finster, dass ich nicht irgendwann mitbekomme, dass Rivers' Hose offen steht. Dass er die eine Hand auf seinem Penis hat. Und dann hat er plötzlich auch eine Hand auf meinem Arm. Er zieht mich ziemlich kräftig an sich und steuert meine Hand zwischen seine Beine. ‚Was, verdammt noch mal –, Ich weiche heftig zurück, aber Rivers ist stark. Er hält immer noch meinen Arm gefasst und hindert mich so, von ihm loszukommen. ‚Nein', sage ich. ‚Nein, nein, nein, nein. Lass mich los. *Lass mich, verdammt noch mal, los*.' ‚Was?' Er klingt ehrlich erstaunt. ‚Niemand muss es erfahren. Wir brauchen es ja *niemandem* zu sagen.' ‚Idiot', sage ich so ruhig, wie ich kann, während

1 Eine interessante, an dieser Stelle jedoch nicht weiter zu verfolgende Facette dieser Problematik ist der Vergleich zwischen zivilen Arbeitsbereichen und dem Militär. Wolfe et al. (1998: 51) argumentieren, dass „military settings may be prone to increased sexual aggression toward women", und die Wahrscheinlichkeit, sexuell belästigt zu werden, liegt neueren Studien zufolge beispielsweise in den US-Streitkräften drei bis vier Mal höher als in der Zivilbevölkerung (vgl. Skinner et al. 2000; Sadler et al. 2003; Surís et al. 2007). Damit ist die Frage aufgeworfen, ob sexuelle Belästigung im Militär ein kleineres, ein in etwa ähnliches oder ein größeres Problem als in der zivilen Gesellschaft darstellt. Hingewiesen sei an dieser Stelle auf eine Telefonumfrage unter 8.000 Frauen und 8.000 Männern zu Erfahrungen mit physischer und/oder sexueller Gewalt, die Mitte der 1990er Jahre unter Federführung des amerikanischen Justizministeriums durchgeführt wurde. Danach sind beinahe 18 Prozent der Frauen Opfer sexueller Gewalt im Sinne von tatsächlicher (15 Prozent) oder versuchter Vergewaltigung (3 Prozent) geworden (vgl. Tjaden/ Thoennes 1998: 3).

> ich immer noch versuche, meinen Arm seinem Griff zu entreißen. ‚Ich bin *nicht* interessiert. Ich will das nicht.' (...) schließlich lockert Rivers seinen Griff um meinen Arm. Er lässt mich los." (Williams 2006: 224f.)

Es kann demnach nicht wirklich überraschen, wenn die junge US-Soldatin Mickiela Montoya zu ihrem Einsatz eine Aussage wie die folgende trifft:

> „The knife wasn't for the Iraqis. It was for the guys on my own side." (Zit. in Benedict 2007)

Im Falle der Vereinigten Staaten von Amerika wird häufig auf den Wasserscheiden-Charakter des Tailhook-Skandals aus dem Jahr 1991 hingewiesen, als nicht weniger als 80 Frauen sexuellen Übergriffen ihrer männlichen Kollegen ausgesetzt waren. Dieser Vorfall einer Vielzahl von schwerstem individuellem Fehlverhalten und einer massiven Verletzung der sexuellen Selbstbestimmung der Soldatinnen hob die Problematik der sexuellen Belästigung auf dramatische Weise in das Bewusstsein der amerikanischen Öffentlichkeit (vgl. Office of the Inspector General 1993). Seither ist eine ganze Reihe von empirischen Studien durchgeführt worden, um das Problemfeld auszuleuchten. So ergab eine Untersuchung des US-Verteidigungsministeriums aus dem Jahre 1995, dass vier Prozent aller weiblichen Soldaten Opfer einer versuchten oder vollendeten Vergewaltigung und 61 Prozent aller Soldatinnen in der US-Armee Ziel verschiedener Formen von sexueller Belästigung gewesen waren (vgl. High 1997: 4). In einer Befragung von mehr als 3.600 weiblichen US-Veteranen wiederum berichteten 55 Prozent von Erfahrungen mit sexueller Belästigung, und nicht weniger als 23 Prozent gaben sexuelle Gewalterfahrungen während ihres Dienstes an. Zudem fanden sich Hinweise darauf, dass die Wahrscheinlichkeit, Opfer sexueller Gewalt zu werden, im Heer deutlich höher war als in der Luftwaffe und der Marine (vgl. Skinner et al. 2000). In einer Studie zu 160 weiblichen US-Soldaten des Golfkrieges berichteten 13 Probandinnen von sexueller Gewalt; 52 sahen sich körperlicher und 105 verbaler sexueller Belästigung ausgesetzt (vgl. Wolfe et al. 1998). Dagegen verkündet ein jüngerer Report des Pentagon zwar einen Rückgang der Fälle von sexueller Gewalt an Soldatinnen von sechs auf drei Prozent zwischen 1995 und 2002 (vgl. Bastian/Lancaster/Reyst 1996; Lipari/Lancaster 2004), doch für 2006 wird eine Zahl von 6,8 Prozent genannt (vgl. Lipari et al. 2008).

Vergleichbare Befunde liegen für die Streitkräfte anderer Länder vor. So ergab beispielsweise eine Umfrage unter Soldatinnen der belgischen Streitkräfte aus dem Jahr 1998, dass 35 Prozent der Frauen mit pornografischem Material konfrontiert wurden. Weitere 28 Prozent sprachen von offenen sexuellen Angeboten und 39 Prozent von unerwünschten Berührungen. Fünf Prozent fühlten

sich sexuellen Erpressungen ausgesetzt, und drei Prozent gaben an, man habe sexuelle Gewalt gegen sie angewandt. (vgl. Manigart 1999: 116).

Für die deutschen Streitkräfte, in denen derzeit rund 16.500 Soldatinnen tätig sind, was einem Anteil an den Zeit- und Berufssoldaten der Bundeswehr von etwa 8,6 Prozent entspricht, existieren ebenfalls empirische Daten zu sexueller Belästigung. So gaben in einer im Jahr 2005 durchgeführten Befragung 19 Prozent der Soldatinnen an, Zielscheibe von unerwünschten körperlichen Berührungen und Annäherungsversuchen geworden zu sein, von versuchten oder vollzogenen sexuellen Übergriffen berichteten 4,6 Prozent der befragten Soldatinnen. Dabei sprechen 4,2 Prozent der Frauen von „Einzelfällen", und 0,4 Prozent wählen die Antwortvorgaben „manchmal" oder „häufig". (vgl. Kümmel 2008)

Das soll an dieser Stelle bereits als empirischer Beleg für die Virulenz des Phänomens der sexuellen Belästigung bzw. der sexuellen Gewalt im Militär genügen. Wichtig ist nun zunächst festzuhalten, dass die Organisation Militär das Problem lange Zeit ignoriert hat, was in einigen Ländern auch in der ein oder anderen Weise immer noch geschieht, die Streitkräfte also sexualpolitisch nicht aktiv geworden sind.

Doch dies erweist sich zusehends als kontraproduktiv. Denn bei den Opfern von sexueller Belästigung und sexueller Gewalt stellen sich Folgen ein, die die Wirkung und die Effektivität der Institution nicht unerheblich beeinträchtigen können: Sie sind häufiger krank, sind stärker mit ihrem Beruf unzufrieden, haben größere Probleme, Vertrauen zu Kameraden und Vorgesetzten zu entwickeln, entwickeln häufiger Angst-, Wut- und Hassgefühle und Depressionen, erkranken häufiger an posttraumatischer Belastungsstörung (PTBS), konsumieren vermehrt Alkohol und Drogen und haben größere Schwierigkeiten, nach ihrem Militärdienst eine Beschäftigung zu finden (vgl. Wolfe et al. 1998; Skinner et al. 2000; Surís et al. 2007; Valente 2007; Zinzow et al. 2007; Surís 2008).

Entsprechend gehen militärische Organisationen zusehends dazu über, sexuelle Belästigung und dabei vor allem ihre intensiveren Varianten zu sanktionieren, zu ahnden, unter Strafe zu stellen, (militär-)strafrechtlich zu verfolgen, um sie einzudämmen und zu unterbinden und ihnen pädagogisch zu begegnen und vorzubeugen. Dabei spielen finanzielle Aspekte keine unwesentliche Rolle. Robert Faley et al. (1998) haben errechnet, dass den amerikanischen Streitkräften durch sexuelle Belästigung von Soldatinnen und Soldaten jährlich Kosten bis zu 200 Mio. US-Dollar in Form von ‚Produktionseinbußen', Krankheits- und Fehlzeiten, medizinisch-psychologische Betreuung, Verwaltung und Kündigungen entstehen.

3 Militärische Sexualitätspolitiken II: Die Affirmation von Sexualität

Es gibt eine ganze Reihe von Sexualitätspolitiken seitens der Streitkräfte, die sich zwar im Einzelnen mehr oder minder stark voneinander unterscheiden mögen, die zugleich aber fließende Übergänge und damit das Merkmal der Intertextualität aufweisen und sich in der gemeinsamen basalen Logik der Affirmation von Sexualität treffen. Im Folgenden werden drei solcher Sexualitätspolitiken analytisch voneinander abgegrenzt und skizziert:

3.1 Sexualität als Gratifikation

Schaut man sich die Darstellungen des Krieges im historischen Prozess an, dann sind diese häufig mit Erwähnungen und Schilderungen von Sexualvergehen seitens der siegreichen Soldaten gespickt. Bilder von lustvoll mordenden, brandschatzenden, plündernden und eben auch vergewaltigenden Soldaten im Umfeld kollektiver militärischer Gewaltanwendung gehören über die Zeiten hinweg sozusagen zum gängigen, quasi-normalen Erscheinungsbild des Krieges.

Bereits in der Antike machten Griechen, Perser und Römer die Frauen der Besiegten zu Arbeits- und Sexsklavinnen, bisweilen zu Nebenfrauen (vgl. Doblhofer 1994). Vergewaltigungen im Kontext kriegerischer Auseinandersetzungen waren auch dem Mittelalter nicht fremd (vgl. Knödler 2005). Der gemeine Landsknecht des 15. und 16. Jahrhunderts nahm sich das Recht des Plünderns ebenso wie das des Schändens. Und Grimmelshausens (2007) ‚Simplicissimus' wiederum sind Beschreibungen sexueller Gewalt zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) zu entnehmen. Dem standen die antinapoleonischen Kriege in nichts nach (vgl. Wawro 2000; Hagemann 2002). Im Ersten Weltkrieg sollten dann die Sexualverbrechen der Deutschen in Belgien und Frankreich die Aufmerksamkeit der internationalen Öffentlichkeit auf sich ziehen (vgl. Kramer 1993), bevor die japanischen Soldaten in den 1930er Jahren zehntausende Chinesinnen bei der Einnahme der Stadt Nanking vergewaltigten und nicht selten auch töteten (vgl. Chang 1997). Gegen und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sollen im Gefolge des Einmarsches der Roten Armee im Osten Deutschlands und in Berlin sogar rund 100.000 Frauen von Sowjetsoldaten vergewaltigt worden sein (vgl. Sander/Johr 2005; Jacobs 2008). Die amerikanischen Soldaten wiederum, die zu Zeiten des Amerikanischen Bürgerkrieges noch erstaunlich wenige Sexualverbrechen verübt hatten, waren im Vietnamkrieg diesbezüglich weitaus weniger zimperlich (vgl. Greiner 2004).

Diese Zusammenstellung kann nahezu beliebig mit Beispielen aus weiteren Kriegen und Konflikten aus nahezu allen Teilen der Welt erweitert und vervollständigt werden (vgl. etwa Schäfer 2008). So sind sexuelle Gewaltakte Begleiterscheinungen nahezu sämtlicher kriegerischer Auseinandersetzungen der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart. Beispielsweise wurde in der Tagespresse soeben von der Alltäglichkeit sexueller Gewalt in der, seit etwa Mitte der 1990er Jahre von bürgerkriegsähnlichen Zuständen geschüttelten, Demokratischen Republik Kongo berichtet, wo die Vereinten Nationen für das Jahr 2008 annähernd 17.000 Vergewaltigungen von Kindern, Mädchen und Frauen jeglichen Alters allein in der Provinz Süd-Kivu notieren und wo Menschenrechtsorganisationen schätzen, dass etwa jede dritte Frau mindestens einmal sexuelle Gewalt erfahren musste (vgl. Stormer 2009: 3).

All diesen Beispielen ist gemeinsam, dass Frauen hier als Beute der Sieger gelten; der Frauenkörper wird als Lohn und Entschädigung für Mühsal und Entbehrungen konzipiert. Wir haben es demnach mit sexualitätspolitisch gratifikatorisch grundierten sexuellen Gewaltakten zu tun, mit Handlungen, die mit absichtlichem Wegsehen und/oder stillschweigender Duldung seitens der Militärführung vollzogen werden mit dem Ziel des Erhalts, mehr noch, der Steigerung der Einsatzbereitschaft und Motivation des individuellen Soldaten zu dienen.

3.2 Sexualität als militärisch-strategisches Instrument

Die Instrumentalisierung von Sexualität im Sinne einer bewussten und systematisierten Kriegsstrategie ist die zweite Variante einer Sexualitätspolitik des Militärs, die auf der Logik der Affirmation von Sexualität beruht. Deren instrumentell-strategische Nutzung ist dabei ein Themenfeld, das in der jüngeren Vergangenheit insbesondere unter dem Eindruck der kriegerischen Auseinandersetzungen auf dem Balkan und auf dem afrikanischen Kontinent eine stärkere Aufmerksamkeit, sowohl von Seiten der Öffentlichkeit wie auch von Seiten des Völkerrechts und der Wissenschaft, erfahren hat. Das Spezifikum dieser Sexualitätspolitik ist dabei der bewusste, systematische, angeordnete und befohlene Einsatz von Sexualität zum Zwecke der Kriegsführung durch die militärische Leitung, die bisweilen sogar die eigenen Organisationsangehörigen nötigt, sich an derartigen Aktionen auch gegen deren Willen zu beteiligen. Diese Politiken bedienen sich in diesem Kontext der durch ihre Körperlichkeit bedingten Verletzungsoffenheit der Subjekte und setzen auf die symbolische Strahlkraft dieses Aktes: Der Frauenkörper wird zum „Schlachtfeld“ (vgl. Zipfel 2004). Er steht symbolisch und kulturell für das Territorium und den Volkskör-

per. Die Vergewaltigung von Frauen ist somit nicht nur eine massive Verletzung und Demütigung dieser Frauen sowie ihrer männlichen Partner, die nicht imstande sind, sie vor dieser Erniedrigung zu schützen und somit strategisch-bewusst einer omnipräsenten Ohnmachtserfahrung unterworfen werden, sondern sie ist auch eine symbolische Malträtierung der Nation, des Volkskörpers, die den Sieg für die Sieger komplettiert (vgl. Seifert 1996).

Die Rede ist hier insbesondere von den Massenvergewaltigungen und Sexualverbrechen zum Einen in Ruanda, wo zwischen 1990 und 1994 zwischen 250.000 und 500.000 Mädchen und Frauen Opfer sexueller Gewaltakte wurden (vgl. des Forges 2002; Greve 2008), und zum Anderen in Kroatien und Herzegowina, wo zwischen 1992 und 1995 10.000 bis 60.000 Mädchen und Frauen das gleiche Schicksal teilten (vgl. Stiglmayer 1993; Allen 1996; Greve 2008). Darüber hinaus wäre auch an die 200.000 bis 400.000 bengalischen Mädchen und Frauen zu denken, die im Jahre 1971 Opfer sexueller Gewalt durch pakistanische Soldaten wurden (vgl. Brownmiller 1988; Diken/Bagge Laustsen 2005).

Schließlich müssen in diesem Zusammenhang der militärisch-strategischen Instrumentalisierung von Sexualität auch die bisweilen praktizierten vielfältigen Formen sexueller Folterung von Kriegsgefangenen angeführt werden, deren Ziel es ist, den Gefolterten militärische Geheimnisse zu entlocken, um damit einen militärischen Vorteil für die eigene Seite zu erringen. Wie man spätestens seit Abu Ghraib und Private Lynndie England weiß, kann der Folterer dabei auch eine Frau sein, wie umgekehrt der Gefolterte auch ein Mann sein kann (vgl. Lorey 2005; Harrasser/Macho/Wolf 2007; Feitz/Nagel 2008).

3.3 Sexualität als Organisationshygiene

Das Ziel der Effizienzsteigerung der militärischen Organisation durch gezielte Anreize gegenüber den Organisationsmitgliedern verfolgen Sexualitätspolitiken, die unter dem Vorzeichen dessen in die Praxis umgesetzt werden, was man Organisationshygiene nennen könnte. Anders als bei den auf Gratifikation hin fokussierenden Sexualitätspolitiken erfordern die der Organisationshygiene jedoch eine weitaus aktivere Haltung und ein stärkeres eigenes Engagement von Seiten der militärischen Organisation und ihrer Führung, die im Folgenden in drei thematischen Feldern erörtert wird.

Gemeint ist in diesem Kontext zunächst die semantische Verbindung von militärischer Organisation und dem Rotlichtmilieu. Die Streitkräfte bzw. ein Teil von ihnen werden sozusagen zu ‚Zuhältern'; sie schlüpfen in die Rolle eines Prostitutionsmanagers, der letzten Endes aus Sorge um den Gesundheits-

zustand des individuellen wie des kollektiven Soldatenkörpers eine kontrollierte, medizinisch überwachte Sexualitätsausübung bereitstellt und anbietet.[2]

So haben die japanischen Streitkräfte bereits ab 1932 eigene Bordelle mit Zwangsprostituierten in Shanghai und in der Mandschurei betrieben und dieses System ab 1937 systematisch ausgebaut. Die in die Prostitution gezwungenen Frauen waren dabei ganz überwiegend Frauen aus Korea, aber auch aus China, Taiwan, Vietnam, den Philippinen und Indonesien, die im Rahmen ihrer Tätigkeit großer Brutalität und unvorstellbaren Grausamkeiten seitens der japanischen Soldaten ausgesetzt waren. Bis zu 200.000 Frauen sollen am Ende als sogenannte ‚comfort women' (‚Trostfrauen') in den ‚comfort stations' (‚Entspannungshäusern') der verschiedenen Länder des japanischen Einflussbereichs in die Prostitution gezwungen worden sein. Ein Teil von ihnen hat dieses Martyrium nicht überlebt. Das System der ‚comfort women' indes sollte nach dem Zweiten Weltkrieg in modifizierter Form weitergeführt werden. Diesmal waren es allerdings mehrere zehntausend japanische Frauen, die für die von der japanischen Regierung bereits 1945 gegründete Recreation and Amusement Association (RAA) freiwillig als professionelle Prostituierte in Bordellen und Nachtclubs arbeiteten und sich den amerikanischen Soldaten anboten (vgl. Hicks 1995; Yoshimi 2000; Drinck/Gross 2007: Part 2).

Die deutsche Wehrmacht hat während des Zweiten Weltkrieges, in Anknüpfung an Traditionslinien aus dem Ersten Weltkrieg, eine durchaus vergleichbare Sexualitätspolitik betrieben. So geben Insa Meinen (2002), in ihrer Untersuchung zum deutsch-französischen Prostitutionsmanagement, und Birgit Beck (2004), in ihrer Studie zum Umgang der deutschen Militärgerichtsbarkeit mit sexuellen Gewalthandlungen und Sexualverbrechen seitens der Wehrmachtssoldaten, einen tiefen Einblick in die Organisation von Prostitution und Zwangsprostitution mit Jüdinnen, osteuropäischen und französischen Frauen für die deutschen Soldaten in den besetzten Ländern durch die Streitkräfte. Deren Rationalität war dabei durch das Bestreben nach Vermeidung von Geschlechtskrankheiten unter deutschen Soldaten einerseits und Unterbindung von Homosexualität andererseits bestimmt.[3]

Auch den amerikanischen Streitkräften ist eine militärisch-zivile Zusammenarbeit im Prostitutionsmanagement nicht ganz fremd. So kooperierte man

2 Ein weiteres Phänomen, auf das in diesem Zusammenhang, hingewiesen werden muss und das das Gesagte noch weiter zuspitzt, ist das der Kindersoldaten beiderlei Geschlechts, die von regulären wie auch irregulären militärischen Einheiten (zwangs-)rekrutiert werden und nicht nur militärische Arbeiten verrichten müssen, sondern auch, und zwar als Angehörige der eigenen Truppe, ihren Kameraden und Vorgesetzten zu sexuellen Diensten zugeteilt werden (vgl. Mischkowski 2007; Singer 2007).

3 In diesem Kontext der Verhinderung von Geschlechtskrankheiten wäre auch der Umgang der Streitkräfte mit dem Phänomen HIV bzw. AIDS zu nennen (vgl. Burrelli 1992; Sagala 2008).

aus ganz ähnlichen Beweggründen heraus bereits seit 1953 mit südkoreanischen Regierungsstellen bei der Etablierung sogenannter ‚Stützpunktdörfer' und somit bei der Entwicklung eines Systems regulierter Prostitution für die amerikanischen Soldaten auf der südkoreanischen Halbinsel. Die südkoreanische Regierung betrachtete die Angelegenheit dabei als eine der nationalen Sicherheit und unterwarf die als ‚westliche Prinzessinnen' (‚Yanggongjus') bezeichneten koreanischen Prostituierten venerologischen Kontrollen (vgl. Moon 1997; Lee 2007: Kap. 2).

Als zweites thematisches Feld im Bereich der Organisationshygiene wäre die Öffnung der Streitkräfte für Frauen und die daraus resultierenden sexualpolitischen Aktivitäten zu nennen. So ist die Position der in Kap. 2.1. skizzierten hegemonialen Männlichkeit im Militär nicht mehr so dominant, wie das in der Vergangenheit der Fall war. Weil sich – vor allem durch die Einbeziehung der Frauen in die Arbeitsprozesse der Industriegesellschaft, aber auch durch Veränderungen in der Führung und Organisation des industrialisierten Krieges – das soziokulturelle Gefüge moderner Gesellschaften und die gesamtgesellschaftliche Stellung der Frau verändern, sie im Zuge dessen auch zu einem politischen Wesen, einem weiblichen Staatsbürger wird, setzt insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Prozess der Öffnung der Streitkräfte vieler Länder für Frauen ein. Dieser verläuft von Fall zu Fall verschieden und ist von Land zu Land von unterschiedlicher Reichweite, hält jedoch bis in die Gegenwart hinein an. So beginnen nun nach und nach nicht nur andere Maskulinitäten, sondern auch Feminitäten damit, sich im Militär zu rühren. Die klassische Geschlechterordnung im Militär bekommt – nicht organisationell einheitlich und durchgängig, sondern organisationell-sektoral unterschiedlich – nach und nach Risse, beginnt zaghaft zu bröckeln, was sich auch in die Gesellschaft hinein bemerkbar macht bzw. weiter machen wird. In welcher Form, in welcher Intensität und mit welchem Ergebnis bleibt indes noch abzuwarten (vgl. Apelt/ Dittmer 2007).

Wichtig für unsere Zwecke ist nun, dass eine ganze Reihe von Streitkräften Sexualitätspolitiken verfolgen, die sich, im Zuge einer zunehmenden Öffnung gegenüber und Integration von Frauen in das Militär, dem Problem des Diversitätsmanagements unter dem Vorzeichen von Gender und Sexualität widmen. Hierbei spielt für die westlichen Streitkräfte seit einigen Jahren das Konzept des Gender Mainstreaming, in der ein oder anderen Form, eine wichtige Rolle (vgl. etwa Dansby/Stewart/Webb 2001; Soeters/Meulen 2007). Als Integrationstraining angelegt fördern solche Gender Mainstreaming-Programme die sozialen und interkulturellen Kompetenzen der Organisationsmitglieder und verfolgen dabei letztlich das Ziel, die Diversität der Organisation mit hoher Effizienz der Organisation zu koppeln (vgl. Podsiadlowski 2002). Die Bundeswehr beispiels-

weise hat - nach ihrer (fast) vollständigen Öffnung für Frauen und im Anschluss an das Urteil des Europäischen Gerichtshofes vom Januar 2000- in dem Zeitraum von März bis November 2003 und in Zusammenarbeit mit der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, das mehrtägige Seminar ‚Partnerschaftlich handeln' (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2001) dezentral an den Truppenschulen und Ausbildungseinrichtungen der Streitkräfte durchgeführt (zur Evaluierung dieser Maßnahme vgl. Hahn/Helferrich 2007). Die US-Streitkräfte hingegen haben sich hierfür eine zentrale Einrichtung geschaffen, das sogenannte Defense Equal Opportunity Management Institute (DEOMI), das seinen Sitz im sonnigen Florida hat und umfangreiche Ausbildungsmodule zu Gleichstellung und Chancengleichheit, inklusive der Ausbildung von Equal Opportunity Advisers, anbietet, durch die jährlich tausende amerikanischer Soldaten und Soldatinnen geschleust werden (vgl. Gabbert 2007).

Durchaus Ähnliches gilt für das dritte hier zu erörternde thematische Feld sexualpolitischer Organisationshygiene, die Homosexualität. Nur in relativ wenigen, doch über die Jahre hinweg zunehmenden Fällen nehmen die Streitkräfte gegenüber homosexuellen Soldatinnen und Soldaten eine akzeptierende Haltung ein, die in ihrer Konsequenz als Organisationshygiene zu verstehen ist. Allerdings kann im Einzelfall der Schritt von der formalen Akzeptanz hin zur sozialen Akzeptanz ein sehr großer und langwieriger sein.

In der Bundeswehr beispielsweise ist die Homosexualitätsproblematik auf der Vorschriftenebene geklärt: Im Dezember 2000 erließ der Generalinspekteur der Bundeswehr, General Harald Kujat, eine „Führungshilfe für Vorgesetzte – Umgang mit Sexualität". In ihr mahnt er die Achtung der sexuellen Selbstbestimmung des Individuums und die „Toleranz gegenüber anderen nicht strafbewehrten sexuellen Orientierungen, dementsprechend auch für gleichgeschlechtlich veranlagte Soldatinnen und Soldaten" an (Kujat 2000: 4). Damit sind in einem bemerkenswerten Schritt die formalen Fragen eindeutig geklärt, doch bedeutet dies noch nicht, dass man damit die Problematik Homosexualität in der Bundeswehr abschließend und umfassend behandelt hätte. Dazu ist der Umgang mit Homosexualität noch zu sehr von Verhaltensunsicherheiten geprägt. Auch wird es einiger Anstrengungen zum Abbau homophober Einstellungen unter den Soldaten bedürfen.

Vielleicht würde es hierbei helfen, wenn man stärker die Befunde zur Performanz heterogener Einheiten berücksichtigen würde. Bereits Mitte der 1970er Jahre schrieb Richard Preston (1975: 239), dass „in the course of history, multicultural and multi-national forces have been far more successful than is usually realized." In jüngerer Zeit sind mehrere Studien zu Schwarzen, zu Frauen und zu Homosexuellen in den amerikanischen, aber auch in den israelischen Streit-

kräften zu einem ähnlichen Ergebnis gekommen. Sie belegen, dass keineswegs generell von einem negativen Einfluss dieser Minderheiten ausgegangen werden darf, sondern durchaus positive Wirkungen zu verzeichnen sind (vgl. Harrell/Miller 1997; Kier 1998; Belkin/Levitt 2001). Die Tatsache jedoch, dass Homosexualität zumeist übersetzt wird mit einer Effeminierung des Mannes, was sozusagen das genaue Gegenteil des von der Organisation gewünschten Idealtypus von Maskulinität ist, erklärt die hohen Barrieren, die passiert werden müssen, bevor nicht nur von formaler, sondern auch von sozialer Akzeptanz des Homosexuellen in den Streitkräften gesprochen werden kann. Der Weg dahin ist jedoch bereits beschritten.

4 Schlussbemerkung

Wir haben im Vorangegangenen gesehen, dass das Militär nicht als eine asexuelle Organisation zu begreifen ist; die Streitkräfte als Organisation betreiben in verschiedenster Art und Weise Sexualitätspolitiken, sowohl durch aktives Handeln als auch durch Passivität. An dieser Stelle wurde deswegen der Versuch unternommen, diese Politiken systematisch zu fassen. Vorgeschlagen wurde, sie anhand der ihnen unterliegenden basalen Logiken zu differenzieren, wobei zwei analytisch voneinander zu trennende Texturen identifiziert und herausgearbeitet worden sind: Zum Einen die Logik der Affirmation, in der Sexualität Möglichkeitsräume eröffnet und die sozusagen *mit* Sexualität arbeitet. Zum Anderen die Logik der Negation, in der die Möglichkeitsräume für Sexualität eingeengt werden und die quasi *gegen* Sexualität arbeitet.

Im Falle der Logik der Unterbindung, der Negation, wurden mit Monosexualität, Homosexualität und sexueller Belästigung drei Themenfelder erörtert, in denen solches geschieht bzw. geschah. Im Falle der Logik der Ermöglichung, der Affirmation, wurden ebenfalls drei unterschiedlich gelagerte Sexualitätspolitiken herausgeschält. So konzipieren diese Politiken Sexualität einmal als Gratifikation, ein zweites Mal als militärisch-strategisches Instrument und ein drittes Mal als Organisationshygiene.

Die Darstellung diente dabei dem Aufzeigen des im Militär sexualitätspolitisch Möglichen. Damit ist zugleich gesagt, dass dieses Möglichkeitsspektrum, von den jeweiligen Streitkräften, zu unterschiedlichen Zeiten des historischen Prozesses, also im Längsschnitt, ganz unterschiedlich genutzt worden ist. Gleiches gilt für eine querschnittliche Betrachtung zu einem ausgewählten Zeitpunkt der Geschichte.

Des Weiteren lässt sich als Trend in der Entwicklung der Sexualitätspolitiken der Streitkräfte feststellen, dass Sexualpolitiken, die auf der Logik der Ab-

wehr, der Negation von Sexualität beruhen, an Bedeutung verlieren und Sexualpolitiken, die in der Grammatik von Affirmation von Sexualität gründen, demgegenüber an Bedeutung gewinnen. Dabei spielen etwa die zeitgenössischen militärischen Einsatzszenarien und -anforderungen, die sich deutlich von denen der Vergangenheit unterscheiden, sowie demographische und politische Entwicklungen eine nicht unwesentliche Rolle. Vor allem aber reflektieren sich darin die veränderten gesamtgesellschaftlichen und soziokulturellen Rahmenbedingungen, die sexualpolitische Abstinenz zu einem Anachronismus werden lassen.

Der jeweils konkrete Zuschnitt und Mix von Sexualitätspolitiken gibt darüber hinaus Auskunft über die Geschlechtlichkeit des Militärs an sich. Die bisweilen anzutreffende Stilisierung des Militärs, im Sinne einer geschlechtsneutralen und asexuellen Einrichtung, erweist sich bei näherer Betrachtung als Chimäre, so dass an dieser Stelle ein zentraler Befund der zeitgenössischen Frauen- und Geschlechterforschung bestätigt wird. Die Frauen- und Geschlechterforschung nimmt, je nach Autor/in in unterschiedlich starker Ausprägung, an, dass Organisationen und Geschlecht systematisch miteinander verwoben sind und dass Organisationen sowohl vergeschlechtlichte (‚gendered') als auch vergeschlechtlichende (‚gendering') Entitäten sind, ihnen also eine wichtige Rolle für die je konkrete Ausgestaltung der Geschlechterordnung einer Gesellschaft zufällt (vgl. Acker 1991; Savage/Witz 1992; Mills/Tancred 1992; Wetterer 1992; Rastetter 1995; Wetterer 1995; Halford/Savage/Witz 1997; Heintz 1997; Goldmann 1999; Britton 2000; Wharton 2002; Wilz 2002; Krumpholz 2004; Apelt 2005; Apelt 2006).

Literatur

Acker, Joan (1991): Hierarchies, Jobs, and Bodies. A Theory of Gendered Organizations. In: Lorber/Farrell (1991): 162-179.

Ahrens, Jens-Rainer/Apelt, Maja/Bender, Christiane (Hrsg.) (2005): Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Allen, Beverly (1996): Rape Warfare. The Hidden Genocide in Bosnia-Herzegovina and Croatia. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.

Allmendinger, Jutta/Hinz, Thomas (Hrsg.) (2002): Organisationssoziologie. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Apelt, Maja (2005): Geschlecht und Militär – Grundzüge der neueren Diskussion. In: Ahrens/Apelt/Bender (2005): 13-29.

Apelt, Maja (2006): Geschlechterforschung und Militär. In: Aulenbacher et al. (2006): 265-277.

Apelt, Maja/Dittmer, Cordula (2007): „Under pressure" – Militärische Männlichkeiten im Zeichen neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse. In: Bereswill, /Meuser/Scholz (2007): 68-83

Aulenbacher, Brigitte et al. (Hrsg.) (2006): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Bastian, Lisa D./Lancaster, Anita R./Reyst, Heidi E. (1996): Department of Defense 1995 Sexual Harassment Report. Arlington, VA: Defense Manpower Data Center.

Beck, Birgit (2004):Wehrmacht und sexuelle Gewalt. Sexualverbrechen vor deutschen Militärgerichten 1939-1945. Paderborn et al.: Ferdinand Schöningh.

Belkin, Aaron/Levitt, Melissa (2001): Homosexuality and the Israel Defense Forces. In: Armed Forces & Society 27. 4. 541-565.

Benedict, Helen (2007): The Private War of Women Soldiers. In: http://www.salon.com/ news/ feature/2007/03/07/women_in_military/print.html (12.08.2008).

Benedict, Helen (2008): Why Soldiers Rape. Culture of Misogyny, Illegal Occupation, Fuel Sexual Violence in the Military. In: In These Times, 13.8.2008. Online: http://www.inthesetimes.com/article/3848/why_soldiers_rape (zuletzt abgerufen am 28. Januar 2009).

Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.) (2007): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Britton, Dana M. (2000): The Epistemology of the Gendered Organization. In: Gender & Society 14. 3. 418-434.

Brownmiller, Susan (1988): Against Our Will. Men, Women and Rape. London: Penguin.

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.) (2001): Partnerschaftlich handeln. Mitarbeiterorientierte Personalpolitik in der Ausbildung. Ein Bausteinmanual für TrainerInnnen und AusbilderInnen. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.

Burrelli, David F. (1992): HIV-1/AIDS and U.S. Military Manpower Policy. In: Armed Forces & Society 18. 4. 452-475.

Carreiras, Helena/Kümmel, Gerhard (Hrsg.) (2008): Women in the Military and in Armed Conflict. Wiesbaden: VS Verlag.

Carver, Terrell/Mottier, Véronique (Hrsg.) (1998): Politics of Sexuality. Identity, Gender, Citizenship. London/New York: Routledge.

Chang, Iris (1997): The Rape of Nanking. The Forgotten Holocaust of World War II. New York: Basic Books.

Connell, Robert W. (1987): Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics. Cambridge/Oxford: Polity Press.

Dansby, Mickey R./Stewart, James B./Webb, Schuyler C. (Hrsg.) (2001): Managing Diversity in the Military. Research Perspectives from the Defense Equal Opportunity Management Institute. New Brunswick, N.J.: Transaction Publishers.

Des Forges, Alison (2002): Kein Zeuge darf überleben. Der Genozid in Ruanda. Hamburg: Hamburger Edition.

Diken, Bülent/Bagge Laustsen, Carsten (2005): Becoming Abject. Rape as a Weapon of War. In: Body & Society 11. 1. 111-128.

Doblhofer, Georg (1994): Vergewaltigung in der Antike. Stuttgart/Leipzig: Vieweg & Teubner.
Drinck, Barbara/Gross, Chung-noh (Hrsg.) (2007): Forced Prostitution in Times of War and Peace. Sexual Violence against Women and Girls. Bielefeld: Kleine Verlag.
Dunivin, Karen O. (1994): Military Culture. Change and Continuity. In: Armed Forces & Society 20. 4. 531–547.
Dupuis, Monique et al. (1996): Sexualität – Macht - Organisationen. Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz und an der Hochschule. Chur et al.: Ruegger.
Faley, Robert H. et al. (1998). Estimating the Organizational Costs of Sexual Harassment. In: Journal of Business & Psychology 13. 4. 461-484.
Feitz, Lindsey/Nagel, Joane (2008): The Militarization of Gender and Sexuality in the Iraq War. In: Carreiras/Kümmel (2008): 201-225.
Firestone, Juanita M./Harris, Richard J. (1994): Sexual Harassment in the U.S. Military. Individualized and Environmental Contexts. In: Armed Forces & Society 21. 1. 25–43.
Fleckenstein, Bernhard (1993): Homosexuality and Military Service in Germany. München: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
Foucault, Michel (2007-2009): Sexualität und Wahrheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Neuauflage
Foucault, Michel (2008): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Neuauflage.
Funk, Heide/Lenz, Karl (Hrsg.) (2005): Sexualitäten. Diskurse und Handlungsmuster im Wandel. Weinheim: Juventa.
Gabbert, Karin (2007): Gleichstellung – zu Befehl! Der Wandel der Geschlechterverhältnisse im US-Militär. Frankfurt am Main/New York: Campus.
Geiger, Theodor (1991): Homosexualität und Gesellschaft. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 43. 4. 739-750.
Gestrich, Andreas (Hrsg.) (1996): Gewalt im Krieg. Ausübung, Erfahrung und Verweigerung von Gewalt in Kriegen des 20. Jahrhunderts. Münster: Lit.
Gleichmann, Peter/Kühne, Thomas (Hrsg.) (2004): Massenhaftes Töten. Kriege und Demozid im 20. Jahrhundert. Essen: Klartext.
Goldmann, Monika (Hrsg.) (1999): Rationalisation, Organisation, Gender. Dortmund: Sozialforschungsstelle Dortmund.
Goldstein, Joshua S. (2001): War and Gender. How Gender Shapes the War System and Vice Versa. Cambridge et al.: Cambridge University Press.
Greiner, Bernd (2004): Das alltägliche Verbrechen – Sexuelle Gewalt im Vietnamkrieg. In: Gleichmann/Kühne (2004): 224-243.
Greve, Kathrin (2008): Vergewaltigung als Völkermord. Aufklärung sexueller Gewalt gegen Frauen vor internationalen Strafgerichten. Baden-Baden: Nomos.
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von (2007): Der abenteuerliche Simplicissimus. Husum: Hamburger Lesehefte Verlag.
Hagemann, Karen (2002): ‚Mannlicher Muth und Teutsche Ehre'. Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens. Paderborn: Ferdinand Schöningh.

Hahn, Michael/Helferrich, Cornelia (2007): Gender-Fragen in männlich dominierten Organisationen. Erfahrungen mit der Fortbildung ‚Partnerschaftlich Handeln' bei der Bundeswehr. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.

Halford, Susan/Savage, Mike/Witz, Anne (1997): Gender, Careers and Organisations. Current Developments in Banking, Nursing and Local Government. Basingstoke: Macmillan.

Harrasser, Karin/Macho, Thomas/Wolf, Burkhardt (Hrsg.) (2007): Folter. Politik und Technik des Schmerzes. München: Wilhelm Fink.

Harrell, Margaret C./Miller, Laura L. (1997): New Opportunities for Military Women. Effects upon Readiness, Cohesion and Morale. Santa Monica, CA: RAND.

Heintz, Bettina/Nadai, Eva/Ummel, Hannes (1997): Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes. Frankfurt am Main: Campus.

Herek, Gregory M./Jobe, Jared B./Carney, Ralph M. (Hrsg.) (1996): Out In Force. Sexual Orientation and the Military. Chicago: University of Chicago Press.

Hicks, George (1995): The Comfort Women. Japan's Brutal Regime of Enforced Prostitution in the Second World War. New York: W.W. Norton & Co.

Higate, Paul R. (2004): Gender and Peacekeeping. Case Studies: The DRC and Sierra Leone. Pretoria: ISS.

Higate, Paul R. (Hrsg.) (2003): Military Masculinities. Identity and the State. Westport, Conn./London: Praeger.

High, Gil (1997): Combating Sexual Harassment. In: Soldiers 52. 2. 4–5.

Hill Collins, Patricia (2002): The Sexual Politics of Black Womanhood. In: Williams/Stein (2002): 193-206.

Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina (Hrsg.) (1993): Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch … Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges. Essen: Klartext.

Holmstedt, Kirsten (2007): Band of Sisters. American Women at War in Iraq. Mechanicsburg, P.A.: Stackpole Books.

Hunter, Mic (2007): Honor Betrayed. Sexual Abuse in America's Military. Fort Lee, N.J.: Barricade Books.

Jacobs, Ingeborg (2008): Freiwild. Das Schicksal deutscher Frauen 1945. Berlin: Propyläen.

Kier, Elizabeth (1998). Homosexuals in the U.S. Military. Open Integration and Combat Effectiveness. In: International Security 23. 2. 5-39.

Kier, Elizabeth (1999): Rights and Fights. Sexual Orientation and Military Effectiveness. In: International Security 24. 1. 194-201.

Knödler, Julia (2005): Vergewaltigung und Krieg im Mittelalter. In: AKM Newsletter 10. 2. 22-26.

Kramer, Alan (1993): ‚Greueltaten'. Zum Problem der deutschen Kriegsverbrechen in Belgien und Frankreich 1914. In: Hirschfeld/Krumeich/Renz (1993): 85-114.

Krumpholz, Doris (2004): Einsame Spitze. Frauen in Organisationen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kümmel, Gerhard (2008): Truppenbild mit Dame. Eine sozialwissenschaftliche Begleituntersuchung zur Integration von Frauen in die Bundeswehr (SOWI-Forschungsbericht Nr. 82). Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.

Kujat, Harald (2000). Führungshilfe für Vorgesetzte: Umgang mit Sexualität (Fü S I 4 – Az 35-04-09). Berlin: Bundesministerium der Verteidigung.
Lautmann, Rüdiger (2002): Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur. Weinheim: Juventa.
Lee, Im-Ha (2007): Frauen, erstanden aus dem Krieg. Koreakrieg und Gender. St. Ottilien: EOS-Verlag.
Lipari, Rachel N. et al. (2008): 2006 Gender Relations Survey of Active Duty Members. Arlington, VA: Defense Manpower Data Center.
Lipari, Rachel N./Lancaster, Anita R. (2004): Armed Forces 2002 Sexual Harassment Survey. Arlington, VA: Defense Manpower Data Center.
Lorber, Judith/Farrell, Susan (Hrsg.): The Social Construction of Gender. Newbury Park et al.: Sage.
Lorey, Isabell (2005): Die Wiederkehr des Verdrängten am Beispiel des Ekels. Zum Betrachten der Folterbilder aus Abu Ghraib. In: Prokla 35. 2. 307-314.
Maas, Jörg (1999). Identität und Stigma-Management von homosexuellen Führungskräften. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
Manigart, Philippe (1999): Woman and Ethnic Minorities in the Belgium Armed Forces. In: Soeters/Meulen (1999): 105-125.
Marcus, Sharon (2002): Fighting Bodies, Fighting Words. A Theory and Politics of Rape Prevention. In: Mui/Murphy (2002): 166-185.
Martin, Sarah (2005): Must Boys be Boys? Ending Sexual Exploitation and Abuse in UN Peacekeeping Missions. Washington, D.C.: Refugees International.
Meinen, Insa (2002): Wehrmacht und Prostitution im besetzten Frankreich. Bremen: Edition Temmen.
Miller, Laura L. (1994): Fighting for a Just Cause. Soldiers` View on Gays in the Military. In: Scott/Carson (1994): 69-87.
Mills, Albert J./Tancred, Peta (Hrsg.) (1992): Gendering Organizational Analysis. Newbury Park et al.: Sage.
Mischkowski, Gabriela (2007): Abducted, Raped, Enslaved. The Situation of Girl Soldiers in the Case of Uganda. In: Drinck/Gross (2007): 80-105.
Moon, Katharine H.S. (1997): Sex Among Allies. Military Prostitution in U.S.-Korea Relations. New York: Columbia University Press.
Mui, Constance L./Murphy, Julien S. (Hrsg.) (2002): Gender Struggles. Practical Approaches to Contemporary Feminism. Lanham, MD: Rowman & Littlefield Publishers.
Nelson, Terri S. (2002): For Love of Country. Confronting Rape and Sexual Harassment in the U.S. Military. New York/London/Oxford: The Haworth Press.
Office of the Inspector General, Department of Defense (1993): The Tailhook Report. The Official Inquiry into the Events of Tailhook ’91. New York: Department of Defense.
Oliver, Kelly (2007): Women as Weapons of War. Iraq, Sex, and the Media. New York: Columbia University Press.
Podsiadlowski, Astrid (2002): Diversität in Organisationen und Arbeitsgruppen. In: Allmendinger/Hinz (2002): 260-283.

Preston, Richard A. (1975): The Multi-Cultural and Multi-National Problems of Armed Forces. In: Weigley (1975): 227-241.
Rastetter, Daniela (1995): Sexualität und Herrschaft in Organisationen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Rastetter, Daniela (1999): Die Entsexualisierung der Organisation. In: Soziale Welt 50. 2. 169-185.
Ray, Ronald D./United States General Accounting Office (1993): Gays: In or Out? The U.S. Military and Homosexuals. A Sourcebook. Washington, D.C./New York/London: Potomac Books.
Rimmermann, Craig A. (Hrsg.) (1996). Gay Rights, Military Wrongs. Political Perspectives on Lesbians and Gays in the Military. New York: Garland.
Rosen, Leora N. (2007): Rape Rates and Military Personnel in the United States. An Exploratory Study. In: Violence Against Women 13. 9. 945-960.
Sadler, Anne G. et al. (2003): Factors Associated with Women's Risk of Rape in the Military Environment. In: American Journal of Industrial Medicine 43. 262-273.
Sagala, John Kemoli (2007): HIV/AIDS Prevention Strategies in the Armed Forces in Sub-Saharan Africa. A Critical Review. In: Armed Forces & Society 34. 2. 292-313.
Sander, Helke/Johr, Barbara (Hrsg.) (2005): BeFreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigung, Kinder. Frankfurt am Main: Fischer. Dritte Auflage.
Savage, Mike/Witz, Anne (Hrsg.) (1992): Gender and Bureaucracy. Oxford: Blackwell Publishers.
Schäfer, Rita (2008): Frauen und Kriege in Afrika. Ein Beitrag zur Gender-Forschung. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
Scott, Wilbur J./Carson Stanley, Sandra (Hrsg.) (1994): Gays and Lesbians in the Military. Issues, Concerns, and Contrasts. New York: Aldine.
Seidler, Franz (1977): Prostitution, Homosexualität, Selbstverstümmelung. Probleme der deutschen Sanitätsführung 1938-1945. Neckargemünd: Vowinckel.
Seifert, Ruth (1996): Der weibliche Körper als Symbol und Zeichen. Geschlechtsspezifische Gewalt und die kulturelle Konstruktion des Krieges. In: Gestrich (1996): 13-33.
Shilts, Randy (1994): Conduct Unbecoming. Gays and Lesbians in the U.S. Military. New York: St. Martin's Press. Überarbeitete Auflage.
Singer, Peter W. (2007): Children at War. Berkeley, Ca.: University of California Press. Zweite Auflage.
Skinner, Katherine M. et al. (2000): The Prevalence of Military Sexual Assault Among Female Veterans' Administration Outpatients. In: Journal of Interpersonal Violence 15. 3. 291–310.
Soeters, Joseph/Meulen, Jan van der (Hrsg.) (1999): Managing Diversity in the Armed Forces. Experiences from Nine Countries. Tilburg: Tilburg University Press.
Soeters, Joseph/Meulen, Jan van der (Hrsg.) (2007): Cultural Diversity in the Armed Forces. An International Comparison. London/New York: Routledge.
Stiglmayer, Alexandra (Hrsg.) (1993): Massenvergewaltigung. Krieg gegen die Frauen. Freiburg: Kore.
Stormer, Carsten (2009): Krieg gegen Frauen. In: Berliner Zeitung 65. 110. 3. (12. Mai)

Surís, Alina (2008): Military Sexual Trauma. A Review of Prevalence and Associated Health Consequences in Veterans. In: Trauma, Violence & Abuse 9. 4. 250-269.
Surís, Alina et al. (2007) : Mental Health, Quality of Life, and Health Functioning in Women Veterans. Differential Outcomes Associated with Military and Civilian Sexual Assault. In: Journal of Interpersonal Violence 22. 2. 179-197.
Tjaden, Patricia/Thoennes, Nancy (1998): Prevalence, Incidence, and Consequences of Violence Against Women. Findings from the National Violence Against Women Survey (Research Brief November). Washington, D.C.: National Institute of Justice/Centers for Disease Control and Prevention.
Türk, Klaus (1989): Neuere Entwicklungen in der Organisationsforschung. Ein Trend-Report. Stuttgart: Thieme.
Valente, Sharon (2007): Military Sexual Trauma. Violence and Sexual Abuse. In: Military Medicine 172. 3. 259-265.
Wawro, Geoffrey (2000): Warfare and Society in Europe, 1792-1914. London: Routledge.
Weber, Max (1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: J.C.B. Mohr.
Weigley, Russell F. (Hrsg.) (1975): New Dimensions in Military History. An Anthology. San Rafael, Ca.: Presidio Press.
Wetterer, Angelika (Hrsg.) (1992): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt am Main/New York: Campus.
Wetterer, Angelika (Hrsg.) (1995): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt am Main/New York: Campus.
Wharton, Amy S. (2002): Geschlechterforschung und Organisationssoziologie. In: Allmendinger/Hinz (2002): 188-202.
Williams, Christine L./Stein, Arlene (Hrsg.) (2002): Sexuality and Gender. Oxford: Blackwell Publishers.
Williams, Kayla/Staub, Michael E. (2006): Jung, weiblich, in der Army. Ich war Soldatin im Krieg. München: DVA.
Wilz, Sylvia M. (2002): Organisation und Geschlecht. Strukturelle Bindungen und kontingente Kopplungen. Opladen: Leske & Budrich.
Wise, James E. Jr./Baron, Scott (2006): Women at War. Iraq, Afghanistan and other Conflicts. Annapolis, MD: U.S. Naval Institute Press.
Wolfe, Jessica et al. (1998): Sexual Harassment and Assault as Predictors of PTSD Symptomatology Among U.S. Female Persian Gulf War Military Personnel. In: Journal of Interpersonal Violence 13. 1. 40–57.
Yoshimi, Yoshiaki (2000): Comfort Women. Sexual Slavery in the Japanese Military during World War II. New York: Columbia University Press.
Zinzow, Heidi M. et al. (2007): Trauma among Female Veterans. A Critical Review. In: Trauma, Violence & Abuse 8. 4. 384-400.
Zipfel, Gaby (2004): Schlachtfeld Frauenkörper. In: Gleichmannr/Kühne (2004): 244-264.
Zippel, Kathrin S. (2006): The Politics of Sexual Harassment. A Comparative Study of the United States, the European Union, and Germany. Cambridge et al.: Cambridge University Press.

III. Soldatische Subjekte

Paradoxe Anforderungen an soldatische Subjekte avancierter Streitkräfte im (Kriegs-)Einsatz

Jens Warburg

1 Einleitung

Soldaten müssen vor allem eines können – gehorchen. Nach diesem gängigen Stereotyp sind Soldaten nicht als Subjekte zu achten, sondern als Objekte zu betrachten, die quasi Werkzeuge in den Händen ihrer Vorgesetzten sind. Im nachstehenden Beitrag soll ein anderer Blick auf Soldaten favorisiert werden. Sie sollen grundsätzlich und selbst dann als Subjekte gelten, wenn sie ihren Vorgesetzten gehorchen. Betont wird damit ihr Vermögen, jederzeit als Subjekte handeln zu können. Dieser Perspektivenwechsel ermöglicht es, die Bedeutung der Subjektivität von Soldaten im Krieg zu untersuchen. Ins Blickfeld gerät dabei, in welchem Ausmaß heute zumindest die avancierten Streitkräfte sich bemühen, Qualitäten des Subjektiven bei den Soldaten zu mobilisieren, um sie auf die gegenwärtigen Einsatz- und Gefechtsbedingungen optimal vorzubereiten.

Allerdings ist vorab festzustellen, dass die Rede von soldatischen Subjekten als heikel einzustufen ist. Sie ist geeignet, gleich in mehrfacher Hinsicht zu irritieren und Widerspruch hervorzurufen. Heikel ist der Begriff des Subjekts bereits vor einer Annäherung an das Untersuchungsfeld, weil in der Philosophie und in den Sozialwissenschaften heftig um die Frage gerungen wird, wer oder was ein Subjekt ist und was es vermag. Bezogen auf das Militär ist festzuhalten, dass es nicht grundlos als eine Organisation gilt, deren Angehörige bevorzugt als Objekte betrachtet werden. Soldaten, so lässt sich sagen, markieren geradezu die Antipoden zu dem, was Kant unter einem autonomen Subjekt verstand, weil Eingliederung und Unterordnung ihr Sein kennzeichnen. Wenn im Folgenden von soldatischen Subjekten gesprochen wird, geschieht dies nicht in dem emphatischen Sinne, dass Individuen autonome Subjekte sein könnten. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass Individuen bestenfalls eine eingeschränkte, also eine relativ autonome Position gegenüber ihrer Umwelt einnehmen können. Diese Relativität, in welchem Maße die Individuen Subjekt

wie Objekt sein können, zu bestimmen, ist das Problem, das alle Theorien zu lösen versuchen, die sich fragen, inwieweit Individuen selber über ihr Denken und Handeln im Wirkungszusammenhang verfügen. Die Theorien, aber man kann wohl auch sagen, die Praxen der Individuen, bewegen sich zwischen zwei Polen, dem der Subsumtion und dem der Emanzipation.

Grundlegend für die nachfolgenden Ausführungen zum Subjektsein von Soldaten sind die Überlegungen Helmuth Plessners zur exzentrischen Positionalität des menschlichen Individuums gegenüber seiner Umwelt.[1] Die exzentrische Positionalität basiert wiederum auf dem anthropologischen Doppelaspekt menschlicher Existenz, dass das menschliche Individuum einen Körper hat, den es im Laufe seiner Ontogenese lernt zu gestalten, der ihn befähigt auf seine Umwelt einzuwirken, der aber zugleich auch sein Leib ist und über den es nie vollständig verfügen kann. Der Körper ist eine soziale Konstruktion, die immer mit dem (natürlichen) Leib verschränkt bleibt. Im Gegensatz zum interpretierbaren Körper ist der Leib nicht als unendlich variabel zu bezeichnen. An der Leiblichkeit des Individuums findet die Konstruierbarkeit der soldatischen Subjektivität ihre Grenze.

Soldaten als Subjekte zu betrachten, heißt den Fokus zu verändern, unter dem Soldaten wahrgenommen werden. Wenn Soldaten bevorzugt als Befehlsempfänger thematisiert werden, werden sie hauptsächlich als Objekte betrachtet, die den disziplinierenden und objektivierenden Mächten ausgeliefert sind. Als Subjekte tauchen sie dann nur noch als tragische, mitunter auch als heroische oder – wenn die disziplinierenden Mächte als negativ beurteilt werden – als geknechtete Opfer auf. Übersehen wird dabei leicht, dass seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zahlreiche militärische Einsatzkonzeptionen immer wieder versucht haben, auch subalternen Soldaten einen, wenn auch jeweils spezifischen, Handlungsspielraum zuzubilligen, um die Kriegführung effizienter zu gestalten. Übersehen wird dabei auch, dass befehlskonformes Handeln mitnichten bedeuten muss, dass Soldaten bloße Werkzeuge in den Händen ihrer Vorgesetzten sind. Befehlskonformes Handeln und Subjektsein müssen sich nicht ausschließen. Freilich, nichts verbürgt, dass das Handeln soldatischer Subjekte von der Intention bestimmt sein muss, Freiheit für sich und andere anzustreben. Es kann auch dem Ziel dienen, sich selber zu ermächtigen, um an der Macht, die durch die ihnen zur Verfügung stehenden Gewaltmitteln entsteht, teilzuhaben. Anders ausgedrückt: Soldaten als Handelnde, als Subjekte zu betrachten, heißt, dass sie auch als Personen wahrgenommen werden können, die einen zure-

1 Zur ausführlichen theoretischen Bestimmung des soldatischen Subjekts siehe Warburg (2008: 41f.).

chenbaren und damit verantwortlichen Anteil am Kriegsgeschehen haben. Das wiederum bedeutet, dass sie auch als Täter ins Blickfeld geraten.

Soldaten als Subjekte zu begreifen, heißt darüber hinaus, sie als leibgebundene Akteure wahrzunehmen, deren Handlungen nicht durch Instinkte und konditionierte Reflexe determiniert sind. Im Verlauf ihrer Ausbildung sollen die Soldaten lernen, auf eine jeweils spezifische Weise von ihren Entscheidungs- und Handlungskompetenzen Gebrauch zu machen. Wie die Soldaten ihre Subjektivität in das Kriegsgeschehen einbringen sollen, ist nicht ein für alle Mal fixiert, sondern hängt von den jeweils aktuellen Einsatzkonzeptionen ab, unterliegt also einem historischen Wandel. Der Aspekt ihrer Leibgebundenheit wird hervorgehoben, weil Soldaten, trotz ihrer Ausbildung und trotz technischer Schutzmaßnahmen, verletzungsoffen bleiben (vgl. Popitz 1992: 24). Durch den Hinweis auf die Leiblichkeit wird obendrein die konstitutive Bedeutung der Situation für das Handeln der Subjekte betont (vgl. Joas 1996: 232f.). Instruktiv lässt sich dies anhand der Emotionen veranschaulichen, die die Subjekte besonders in Extremsituationen haben und die sich auf ihr Handeln auswirken.

Soldaten als Subjekte zu betrachten, heißt heute nicht zuletzt, ihre Bedeutung in einem industrialisierten, von Technik durchwirkten Handlungsfeld zu untersuchen. Anders' Beobachtung aus den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, die er in den Topos des ‚prometheischen Gefälle' bündelte, hat nichts an ihrer Aktualität verloren. Die Leistungsfähigkeit der Soldaten wird nach wie vor permanent mit der im Krieg eingesetzten Technik verglichen und die Soldaten gelten deshalb als im Grunde zu empfindlich und zu schwach, um dem Kriegsgeschehen standzuhalten. Sie gelten als „Schlechtkonstruiertes", das sich gegenüber den Optimierungsversuchen geradezu als „stur", weil „morphologisch konstant" zeigt (Anders 1956: 32f.). Die Leistungen der Technik erscheinen dagegen als prinzipiell unendlich steigerungsfähig. Dies gilt freilich nicht für die Fähigkeit der Soldaten, im Verlauf eines Gefechts situativ zu handeln – also vor Ort Entscheidungen zu treffen und diese in Handlungen umsetzen zu können. Diese Fähigkeit lässt sich bis heute nicht durch Artifizielles, durch den Einsatz von Technik ersetzen.

Wie groß die Bedeutung des soldatischen Subjekts im 21. Jahrhundert für die gegenwärtige und zukünftige Kriegsführung ist, soll im Folgenden zum einen anhand der netzwerkzentrierten Kriegführung, kurz NCW (*network-centric warfare*) genannt, dargelegt werden. Die NCW wurde konzeptionell in den USA entworfen und von anderen Streitkräften meist unter veränderten Labels übernommen. Bei der Bundeswehr firmieren ähnliche Überlegungen unter dem Etikett ‚Vernetzte Opera-

tionsführung‘. Die NCW beruht auf der Überlegung, computergestützte Informationstechnologien, die seit den 90er Jahren zur Anwendung kommen, für den Krieg nutzbar zu machen, um die Kampfkraft der Streitkräfte enorm zu steigern. Obgleich der effektive Einsatz diese Informationstechnologien eine Reihe organisatorischer Veränderungen verlangt und auch leistungsfähigere Waffensystemen entwickelt werden, soll die gesteigerte Kampfkraft vor allem auf einem Informationsvorsprung beruhen, der dazu führt, dass potentielle Gegner, die über die technischen Mittel des 20. Jahrhunderts verfügen, schnell und mit geringen eigenen Verlusten besiegt werden können.

Die Umsetzung der NCW hängt aber nur vordergründig allein von neuen Technologien ab. Denn wie anhand der konzeptionellen Überlegungen zur NCW zu zeigen sein wird, ist die soldatische Subjektivität eine entscheidende Effektivitätsressource, um die Potentiale der neuartigen Technologien nutzen zu können. Besonders im Rahmen der Kriegsführung am Boden fällt den soldatischen Subjekten trotz aller technologischen Aufrüstung eine zentrale Rolle zu.

Nach diesen Ausführungen wird untersucht, wie die Auslandseinsätze avancierter Streitkräfte auf die soldatischen Subjekte wirken. Diese Untersuchung erfolgt anhand der Anforderungen, die die Bundeswehr gegenüber ihren Angehörigen aufstellt. Diese Forderungen werden als paradox eingestuft. Dabei wird berücksichtigt, dass ihre konkrete Ausgestaltung wesentlich von der (innen-)politischen Situation beeinflusst wird, mit der sich die Bundeswehr konfrontiert sieht. Gemeint ist damit vor allem, dass sich die Bundeswehr bis Anfang der 90er Jahre in einem besonderen Maße fast ausschließlich auf einen konventionellen Staatenkrieg an den Landesgrenzen vorbereitete. Trotzdem: Die paradoxen Anforderungen an die Soldaten sind kein Spezifikum der Bundeswehr, weil sie sich auf Charakteristiken der Einsatzszenarien zurückführen lassen. Letztlich gelten sie für alle Soldaten, die sich auf solche Einsätze vorbereiten sollen.

2 Soldatische Subjekte als Effektivitätsressource

Im Rahmen der Bemühungen computergestützte Informationstechnologien militärisch zu nutzen, wurden in den vergangenen Jahren die Streitkräfte mit einer Vielzahl von Drohnen und anderen unbemannten Vehikel ausgestattet, halten neue Kommunikationstechnologien Einzug und werden einige neuartige Waffensysteme entwickelt. Ziel all dieser Rüstungsmaßnahmen ist es, dass im Idealfall jedem Ent-

scheidungsträger alle Informationen – gleichgültig ob sie von einem Satellit oder einem im Kampf befindlichen Soldaten vor Ort stammen – in dem Moment zur Verfügung stehen, in dem sie erfasst werden. Die NCW soll auf allen Ebenen der Kriegsführung, von der Logistik bis hin zum einzelnen Gefecht, wirksam sein und auf allen Ebenen zu einer umfassenden Beschleunigung der Entscheidungs- und Handlungsprozesse führen. Durch die Beschleunigung und den gleichzeitig umfassenden Überblick über die Lage sollen die Streitkräfte flexibler und effektiver in der Kriegsführung werden. Nicht die Zahl der zur Verfügung stehenden Kanonen, Schiffe und Flugzeuge solle in Zukunft, daran lassen insbesondere die in den USA publizierten Schriften zur NCW keinen Zweifel, den Ausgang von Kämpfen entscheiden, sondern ihr wohlkalkulierter und zielgenauer Einsatz. Durch die Vernetzung aller Aufklärungssysteme und der Einspeisung der Daten in das Informationsnetz soll jene „Unsicherheit aller Nachrichten und Voraussetzungen, diese beständigen Einmischungen des Zufalls“ (Clausewitz 1832: 234) weitgehend beseitigt werden. Idealvorstellung ist, dass auch Ereignisse, die bei der Vorbereitung auf ein Gefecht nicht berücksichtigt wurden, von den Kommandeuren so früh erkannt werden, dass sie vor deren Wirksamkeit auf dem Gefechtsfeld ihre Dispositionen revidieren können. Unerwartetes soll es im Krieg nicht mehr geben, weil man mit dem Zufälligen rechnet und aufgrund der umfassenden Aufklärung und der Geschwindigkeit mit der die Informationen alle Handelnden erreicht, rechtzeitig über Veränderungen unterrichtet wird.

Bei den sich noch überwiegend in der Entwicklung befindlichen Waffensystemen wird deshalb auch weniger eine höhere Letalität, etwa durch eine größere Explosionswirkung pro Geschoß, angestrebt, als vielmehr die Ausstattung der Maschinen und selbst der von ihnen ausgehenden Geschosse mit Schnittstellen, die ihre Integration in die Computernetze ermöglichen. Durch ihre Integration in den Informationsverbund sollen die Waffen schneller und präziser eingesetzt werden können. Eine zeitnahe Auswertung der Wirkung des Waffeneinsatzes, die unter anderem dadurch erfolgt, dass die Geschosse bis zur ihrer Detonation Informationen an das Netz weiterleiten, soll auf diese Weise ebenfalls beschleunigt werden, damit der nächste Einsatzbefehl möglichst schnell erteilt werden kann. Die Logistik soll parallel erfahren, welche Munition und Ersatzteile benötigt werden, um den Kampf fortsetzen zu können. Als Vorbilder für die angestrebten Effektivitätsprozesse beim Militär gelten die Rationalisierungsprozesse der New Economy. Auch Unternehmenskonzepte wie *lean production* und *just in time* stehen Pate für diese Konzeption der Kriegsführung.

Neben den zahlreichen technischen Voraussetzungen für die NCW verlangt ihre Umsetzung tiefgreifende Veränderungen der Organisations- und Entscheidungsstrukturen. An dieser Stelle sei nur darauf hingewiesen, dass die Vernetzung der am Gefecht beteiligten Verbände, genauer gesagt ihrer Kommandeure und je nach konzeptionellem Zuschnitt auch der einzelnen Soldaten, die direkt miteinander kommunizieren sollen, zur Schwächung der übergeordneten Kommandostrukturen führt. Die bislang als notwendig erachtete Koordinationsleistung von Stäben, bei denen die Berichte der einzelnen Einheiten zur Lagebeurteilung zusammenliefen und auf deren Grundlage wieder Befehle an die einzelnen Einheiten erteilt wurden, erfährt durch die NCW einen erheblichen Bedeutungsverlust. Tradierte Kommandostrukturen, die für klare Zuständigkeiten innerhalb eines eindeutig umrissenen Raumsegments und innerhalb einer bestimmten Dimension (Boden, Luft und Wasser) stehen, werden aus Sicht der NCW zum Handicap, da diese Form der Koordination und der Entscheidungsprozesse viel Zeit kostet. Im Rahmen der NCW legt deshalb nicht die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Verband und die räumliche Position zum Geschehen fest, in welcher Weise die Soldaten bei den Kommunikations- und Entscheidungsprozessen beteiligt sind, sondern ihre Möglichkeit, einen Beitrag zum Gefecht zu leisten, also den Gegner zu attackieren. Damit bricht die tradierte Bedeutung der Befehlskette ebenso auf wie der formale militärische Rang an Bedeutung verliert. An die Stelle der hierarchisch gegliederten Befehlskette soll die Fähigkeit zur Selbstsynchronisation treten (vgl. Alberts/Garstka/Stein 2000). Das bedeutet: Jeder Soldat muss in der Lage sein, eigene taktisch-operative Einschätzungen zu entwickeln und diese mit denen der anderen Akteure abzustimmen. Zwar sollen die beteiligten Soldaten darüber nicht die Absichten der oberen Führung aus den Augen verlieren, aber die ihnen zugewiesene Handlungskompetenz geht über das hinaus, was herkömmliche Führungsverfahren von rangniedrigen Soldaten erwarten. Sie sollen nicht nur quasi im Notfall Situationen mitgestalten können, die entstehen, wenn in der Befehlslage Lücken durch unerwartete Ereignisse auftreten. Sie sollen vielmehr erst durch ihre Kommunikation untereinander diese Befehlslage selber erzeugen und damit die Grundlage für ihr weiteres Vorgehen schaffen. Mit anderen Worten: Von ihnen wird ein kreativ-strukturierendes Handeln erwartet.

Besonders bei der Infanterie bündeln sich hohe Erwartungen an die soldatischen Subjekte. Infanteristen nehmen innerhalb der NCW eine zentrale Position ein. Damit wird eine bedeutsame Veränderung reflektiert, mit der sich die Streitkräfte der USA und ihrer Verbündeten konfrontiert sehen. Mit dem Zusammenbruch der Staaten des Warschauer Paktes hat die Vorbereitung auf einen Staatenkrieg für diese

Militärmächte an Relevanz verloren. Seit den 90er Jahren kämpfen ihre Soldaten häufig gegen Gegner, die es vermeiden, sich mit ihnen auf ein konventionelles Gefecht einzulassen. Obendrein ist festzustellen, dass die Bedeutung von infanteristisch eingesetzten Soldaten in den vergangenen Jahren auch deshalb gestiegen ist, weil der Kampfeinsatz in urbanen Räumen durchgeführt werden muss. Für Interventionstruppen kommt dem infanteristischen Einsatz in urbanen Räumen schon heute eine zentrale Rolle zu. Im Allgemeinen wird davon ausgegangen, dass dieser Trend noch zunehmen wird, weil in wenigen Jahren mehr Menschen in städtischen Gebieten leben werden als auf dem Land (vgl. United Nation D.o.E.a.S.A 2008). In urbanen Räumen wird, so die zentrale militärische Überlegung, über den Erfolg von Interventionen entschieden. Im Kleinkrieg und in urbanen Räumen ist zwar der Einsatz von Artillerie und Panzern nicht bedeutungslos, spielt aber nicht die gleiche bedeutsame Rolle wie im konventionellen Gefecht gegen andere Streitkräfte.

Gerade in urbanen Zonen, in denen reguläre Verbände bislang ihre Feuerkraft nur um den Preis großräumiger Verwüstungen einsetzen konnten, soll die NCW den Soldaten der avancierten Streitkräfte zuvor unbekannte Vorteile bringen. Durch die Informations- und Kommunikationsdichte zwischen den einzelnen Soldaten, so die Hoffnung, könnten sie in kleinen Verbänden ‚Operationen in der Tiefe' durchführen. Durch umfassend betriebene Aufklärung, durch schnelle Entscheidungsprozesse und durch zügiges koordiniertes Vorgehen der Einheiten, könnte es selbst in unübersichtlichen Gebieten gelingen, die ausgemachten Gegner überraschend und jeweils zielgenau anzugreifen. Die Überlegenheit der beteiligten Verbände soll durch punktuell hergestellte überlegene Feuerkraft erreicht werden, die in dynamisch vorgetragenen Angriffen aus verschiedenen Richtungen zum Tragen kommen soll. Diese Dynamisierung lässt sich nicht erreichen, wenn die Ergebnisse der Aufklärung, die Entscheidungsprozesse und das Handeln der Infanteristen, also ihre Bewegungen im Gefechtsraum, wie auch der Einsatz der Waffen getrennte Prozesse darstellen, die lediglich seriell aufeinander bezogen werden. Durch die NCW sollen diese Prozesse, die als Entitäten bezeichnet werden, mittels der Informationstechnologie vernetzt werden (vgl. Alberts/Garstka/Stein 2000: 94f.).

Bei Infanteristen, oder allgemeiner bei Soldaten, die unmittelbar während eines Gefechtes ihre Waffen einsetzen, fallen die Entitäten schon mit der Auflösung der geschlossenen Formationen insofern zusammen, dass sie mit ihren ‚Sensoren' (den Augen, den Ohren usw.) ihre Umgebung erkunden müssen und die sinnlichen Eindrücke ihre Entscheidungen und Handlungen beeinflussen. Aber Beobachtungen, die z.B. von einem Aufklärungsflugzeug gemacht werden, und Befehle, die von

Vorgesetzten anderer Hierarchieebenen getroffen werden, mussten bislang erst seriell ‚verarbeitet' werden, bevor sie den Soldaten erreichen. Die seriellen Verfahren beanspruchen Zeit, die durch die Vernetzung eingespart werden soll. Obendrein können die Führungsebenen ohne die Vernetzung allenfalls mit großer zeitlicher Verzögerung und äußerst eingeschränkt auf die Informationen zugreifen, über die die unmittelbar auf dem Gefechtsfeld Handelnden durch ihre Wahrnehmungen verfügen. Durch die Ausstattung der Infanteristen mit digitalen Kameras, Laserzielentfernungsmessern etc. und durch Sensoren, die am Leib der Soldaten Messdaten erheben, soll sich dies grundlegend ändern. Diese Daten sollen aber nicht nur den Führungsebenen zur Verfügung stehen, auf sie sollen, zumindest den US-Planungen zufolge, auch andere bei der Operation beteiligte Soldaten zugreifen können. Ein Soldat soll folglich nicht nur das sehen und hören können, was er mit den eigenen Augen und Ohren erfassen kann, sondern auch das, was alle anderen Soldaten wahrnehmen können. Durch die Vernetzung werde, so die Erwartung, die ‚Sensorreichweite' der einzelnen Soldaten größer. Mit der NCW sollen die technischen Voraussetzungen geschaffen werden, damit die bislang separierten Fähigkeiten und Wahrnehmungen der einzelnen Soldaten zu einer kollektiv agierenden Entität verschmelzen können.

Durch den Informationsverbund wiederum könnten die Soldaten, so die Erwartungen der NCW, ihre Handlungen schneller aufeinander abstimmen und als Kollektiv auf Veränderungen der Situation reagieren. Die NCW erhöht zwar nicht die Reichweite der mitgeführten Waffen, sie erlaubt es den Soldaten aber, den Einsatz weiterreichender Distanzwaffen anzufordern und zu koordinieren. Die Aufgabe der Infanteristen besteht in diesem Fall nicht so sehr darin, den Gegner selber zu bekämpfen, – da sie dabei möglicherweise in seine Waffenreichweite kommen würden – sondern in dessen Aufspürung und Markierung, damit dieser von den Distanzwaffen getroffen wird. Eine NCW, die bis hinunter auf der Ebene des Infanteristen praktiziert wird, verspricht überdies, ihnen auch das Gefühl der Vereinzelung und Einsamkeit zu nehmen, das mit dem industrialisierten Schlachtfeld aufgekommen ist. Sie bleiben zumindest konzeptionell oder technisch immer mit ihrer Gruppe, ihrem Verband verbunden, wenn auch nicht so sehr *face-to-face*, eher *face-to-screen*.

Von den Infanteristen wird erwartet, dass sie als ‚System Soldat' auf allen Ebenen – als ‚Sensor', ‚Entscheider' und ‚Anwender von Wirksystemen' – in einem großen Kommunikationsverbund mit anderen ‚Systemen' handeln. Ihre an dem Leib gebundene Fähigkeit, Situationen wahrzunehmen, zu erkunden und situativ adäquat

zu handeln, ihre Fähigkeit Situationen kreativ neu zu gestalten – und das bedeutet Pläne ändern zu können – soll durch die NCW in einem zuvor unbekannten Ausmaß genutzt werden können. Die miteinander vernetzten soldatischen Subjekte sollen aber nicht nur besser mit kontingenten und komplexen Situationen umgehen können. Sie sollen selber solche Situationen für den Gegner schaffen. Um diese Fähigkeit bei den Soldaten mobilisieren zu können – in unwägbaren Situationen Unwägbares zu tun – bringen Streitkräften, wie die der USA, die traditionell den Soldaten eher rigide vorschreiben, was sie tun sollen, dem kreativen Vermögen der Soldaten eine bisher unbekannte Wertschätzung entgegen.

Obwohl seit den 90er Jahren allein in den USA Milliarden Dollar in die Forschung und Entwicklung investiert wurden, fehlen bis heute wichtige technologische Voraussetzungen zur Umsetzung der NCW.[2] So sind bislang nicht die Informationstechnologien entwickelt worden, die gewährleisten, dass tatsächlich alle Verbände in der oben skizzierten Weise miteinander kommunizieren können und den Infanteristen steht nicht im ausreichenden Umfang der elektrische Strom zur Verfügung, um das technisches Equipment über Stunden hinweg betriebsbereit zu halten. Wie aber allein der Angriff der US-Truppen und ihrer Verbündeten 2003 auf den Irak zeigt, handelt es sich bei der NCW trotzdem um kein folgenloses Phantasiegebilde. Das schnelle Vorrücken der Alliierten auf Bagdad mit erheblich weniger Bodentruppen, als noch im 2. Golfkrieg 1990/1992 als notwendig erachtet wurden, um Kuwait zurückzuerobern, wird im Allgemeinen auf die Konzeption der NCW zurückgeführt. Mit der relativ geringen Truppenstärke wurde allerdings auch begründet, weshalb es den US-Truppen über Tage hinweg nicht gelang, nach ihrem Einmarsch in Bagdad die Plünderungen zu stoppen und den gegen sie gerichteten Widerstand sowie den Bürgerkrieg im Irak zu unterbinden. Die NCW ermöglichte es – entgegen den Erwartungen der US-Truppen– nicht, auch solche Kombattanten zu bekämpfen, die Taktiken des Kleinkrieges anwenden. Der Kampf gegen solche Kombattanten verlangt den Einsatz sehr vieler Soldaten. Deshalb wird inzwischen selbst in Studien, die die Erfahrungen mit der NCW auswerten, die Forderung erhoben:

„More ‚boots on the ground' were needed." (Gonzales 2007: XXXII)

2 Die hohen Kosten(-steigerungen) haben dazu geführt, dass einige Rüstungsprojekte eingestellt, andere reduziert bzw. ihre Beschaffung auf einen späteren Zeitpunkt verschoben wurden. Einen Überblick über das gesamte Rüstungsprogramm, dass die Bezeichnung Future Combat Systems trägt, ist im Internet unter http://www.globalsecurity.org/military/systems/ground/fcs.htm zu finden (11.06.2009).

Ein Bericht über Experimente, die die Bundeswehr 2006 mit ihrem Konzept der ‚Vernetzten Operationsführung' unternommen hat, deutet eine Schwäche des Konzeptes an (vgl. Hübner 2007). Zumindest mit der vorhandenen Technologie liegen derzeit die Vorteile der Vernetzung vor allem in der Vorbereitung von Gefechten. Im Verlauf eines Gefechts und mit zunehmender Kampfintensität gelang es den Soldaten aber immer weniger, die durch die NCW angestrebte Beschleunigung der Entscheidungs- und Handlungsprozesse sowie die angestrebte Synchronisierung des Vorgehens der Verbände umzusetzen, weil die Soldaten immer weniger Zeit hatten, ihre Informationen in das Netz einzuspeisen und selber neue Informationen auszuwerten. Sie hatten buchstäblich mit der Bewältigung des Gefechts alle Hände voll zu tun. Für den Fall, dass es den Soldaten tatsächlich gelingen sollte, auf umfangreiche Aufklärungsinformationen zuzugreifen und ihre Handlungen qua Vernetzung zu koordinieren, taucht bereits das nächste gravierende Problem auf: Wie finden sie in der bereitstehenden Menge der Daten die entscheidenden Informationen bzw. wie lassen sich diese Daten vorab so aufbereiten, dass die Soldaten sie angemessen interpretieren können. Diese Problematik zeigt an, dass die NCW, die versucht die am Leib des Subjekts gebundenen Fähigkeiten auf eine neue Weise in Regie zu nehmen, neue Phänomene der physischen und psychischen Überlastung der soldatischen Subjekte produziert. Welche Folgen diese Phänomene der Überlastung auf die Soldaten haben und wie schädlich sie sich dauerhaft auf ihr Empfindungs-, Denk- und Handlungsvermögen auswirken werden, lässt sich kaum prognostizieren. Nur dass es diese Phänomen der Überlastung geben wird, das ist sicher.

3 Soldatische Subjekte als Kämpfer *und* Helfer?

Mit dem Wegfall der Ost-West-Konfrontation Ende der 80er Jahre entfiel für die westlichen Armeen ein Einsatzszenario, für den der größte Teil ihrer Ressourcen vorgesehen war: der große, zumindest anfangs konventionell geführte Krieg zwischen den NATO-Staaten und der Sowjetunion und ihrer Verbündeten. In den vergangenen Jahren haben alle NATO-Staaten die Kapazitäten stark verringert, die sie befähigen sollten, einen Gegner zu bekämpfen, der ihr Territorium militärisch bedroht. Stattdessen wurden, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, verstärkt Einheiten aufgestellt, deren (anfängliches) Einsatzgebiet nicht mehr an den eigenen Landesgrenzen oder denen eines verbündeten Staates liegt, sondern in entfernten Regionen, die meist nur mit großem logistischem Aufwand erreicht werden können.

Einige dieser Streitkräfte, wie die der USA, aber auch Frankreichs und Großbritanniens, verfügten schon vor 1989 über große Truppenverbände für solche Kriegseinsätze. Andere, wie die Bundeswehr, waren bis dahin fast vollständig auf den oben genannten konventionellen Kriegseinsatz ausgerichtet. Dieser Wandel hin zu einer Interventionsarmee bedingt vielfältige Veränderungen in Hinblick auf die Beziehungen, die das Militär „zu Politik und Gesellschaft, in ihren Binnenstrukturen und im Verhältnis zu den einzelnen Soldaten" (Biehl 2008: 10) unterhält.

Eine Veränderung, auf die im Folgenden eingegangen wird, betrifft die Kompetenzen, über die Verbände einer Interventionsarmee verfügen müssen, um ihr Ziel erreichen zu können. Während die Orientierung der soldatischen Identität am Ideal des Kämpfers für eine Armee ausreichen mag, die sich auf einen Krieg gegen die Streitkräfte eines anderen Staates vorbereitet, haben derzeit westliche Interventionstruppen nicht ausschließlich die Aufgabe, einen Gegner zu bekämpfen, der ihnen jederzeit als Gegner erkennbar gegenübertritt. Außerdem werden den Soldaten, neben dem konventionellen Kriegseinsatz, weitere Aufgaben zugewiesen. Das derzeit vorherrschende Einsatzszenario für Streitkräfte, die militärisch in Krisen- und Kriegsgebiete intervenieren, sieht vor, dass sie dort eine neue politische Ordnung zu etablieren haben und sie dabei nicht darauf hoffen können, sich nach kurzem Aufenthalt aus dem sozialen Raum zurückzuziehen, um die Macht und Verantwortung lokalen Kräften zu übertragen. Stattdessen müssen sie auch dann außerhalb ihrer Kasernen im zivilen Raum präsent sein, wenn sie keinen militärischen Gegner bekämpfen.

Vielleicht stärker als andere Streitkräfte betont die Bundeswehr, dass der Erfolg der Interventionen nicht allein von der militärischen Stärke der entsandten Verbände abhängt. So verwendet die Bundeswehr eine Grafik, die die Wörter „Schützen, Helfen, Vermitteln, Kämpfen" gleichmäßig, um einen Kreis anordnet, in dem unter dem Bundeswehr-Signet (das Eiserne Kreuz) „Bundeswehr – Im Einsatz für den Frieden" steht (Bundeswehr 2009).

Abbildung 1: Im Einsatz für den Frieden



Quelle: Bundeswehr 2009

Das Kämpfen wird damit zu einer Tätigkeit unter anderen, von denen gleichrangig der Erfolg des Einsatzes abhängt. Auf einer Internetseite wird unter der Überschrift „Im Einsatz für den Frieden" obendrein die Gleichzeitigkeit der verschiedenen Tätigkeiten hervorgehoben:

> „Nur im Zusammenspiel als Helfer, Vermittler, Schlichter und Kämpfer können die aktuellen Anstrengungen für Frieden und Sicherheit in den Einsatzgebieten realisiert werden." (ebd.)

Da in dieser Aufzählung der ‚Schlichter' an die Stelle des ‚Schützers' getreten ist, wird hier sogar noch stärker die Bedeutung kampfferner Tätigkeiten für eine erfolgreiche Militärintervention herausgestrichen. Freilich lassen sich auf der gleichen Internetseite auch Hinweise finden, die eine andere Interpretation nahelegen. Folgt man nämlich dem Link zum Bundeswehr-Weißbuch von 2006, stößt man auf ein Zitat des amtierenden Verteidigungsministers Jung, das als paradigmatisch gelten darf. In diesem Zitat wird eine ganz andere Wertung des Verhältnisses von Helfer, Vermittler, Schlichter und Kämpfer vorgenommen:

> „Der Soldat muss im Einsatz kämpfen können. Das bleibt immer die Grundlage. Er ist darüber hinaus immer auch als Helfer, Vermittler und Schlichter gefordert." (Bundesministerium für Verteidigung 2006: 102)

Das Kämpfen wird hier zur basalen Tätigkeit der Soldaten erklärt. Die anderen Tätigkeiten haben den Charakter zusätzlicher Anforderungen an die Soldaten, die zwar notwendig sind, denen aber zugleich eine nachrangige Bedeutung zugewiesen wird. Gestützt wird diese Interpretation durch die Anfang 2008 vorgestellte Neufassung der Zentrale Dienstvorschrift 10/1 zur Inneren Führung (vgl. Bundesministerium für Verteidigung 2008). Der Presse- und Informationsstab des Verteidigungsministeriums hob als eine wichtige Änderung gegenüber der 15 Jahre alten Fassung ihren stärkeren Bezug zur ‚Einsatzrealität' der Bundeswehr hervor (vgl. BMVg Presse- und Informationsstab 2008). Nur im ‚Tagesbefehl des Bundesministers für Verteidigung' vom 28.1.2008, der der Dienstvorschrift vorangestellt ist, wird ausdrücklich davon gesprochen, dass die Soldaten bei Auslandseinsätzen als Helfer, Vermittler und Schlichter wirken müssten. Die Bereitschaft und die Fähigkeit zum Kampf müssten darüber hinaus erhalten bleiben (vgl. Bundesministerium für Verteidigung 2008: 6). Was das im Einzelnen bedeuten soll, wird in der Dienstvorschrift allerdings nicht ausgeführt. Stattdessen werden die Soldaten an verschiedenen Stellen darauf hingewiesen, was im Verlauf von Kampfhandlungen von ihnen verlangt werden kann. So heißt es im Absatz 105:

> „Ihr militärischer Dienst schließt den *Einsatz der eigenen Gesundheit und des eigenen Lebens* mit ein und verlangt in letzter Konsequenz, im Kampf auch zu töten." (ebd.: 9; Hervorhebung im Original)

Dass die Soldaten im Kampf zu töten haben, fand in der alten Fassung keine Erwähnung. Neu ist auch der Hinweis, dass der militärische Kampf von ihnen in letzter Konsequenz erfordert „das Leben von Kameraden einzusetzen" (ebd.: 18, Abs 505). In der Fassung von 1993 wurde ‚lediglich' davon gesprochen, dass „im Fall einer bewaffneten Auseinandersetzung [der Soldat, d.A.] auch unter Einsatz seines Lebens kämpfen muss" (Bundesministerium für Verteidigung 1993: Absatz 209).

Ein wesentlicher Grund für diese Neuerung dürfte die erweiterte Zielgruppe des Textes sein. Wurde noch in der Fassung von 1993 betont, dass sich die Dienstvorschrift an die Soldaten richtet, „die als Vorgesetzte zu führen und auszubilden haben" (ebd.: Vorbemerkung, Abs. 2), heißt es nun, dass sie sich „an alle Angehörigen der Bundeswehr" richtet, wenn auch „insbesondere an die Vorgesetzten" (Bundesministerium für Verteidigung 2008: Vorbemerkung, Abs. 4). Gerade in den Passagen, die den Kampf thematisieren, ist spürbar, dass sich hier die Autoren an alle Soldaten wenden. Den Autoren der neuen Fassung von 2008 scheint es ein beson-

ders dringendes Anliegen zu sein, den Soldaten möglichst direkt mitzuteilen, dass ihr Einsatz bedeuten kann, andere Menschen zu töten. Auffallend ist, dass vom Tod nur im Bezug auf die Gegner gesprochen wird. Dass sie selber Leid erfahren können und sie ebenso wie ihre Untergebenen getötet werden können, bleibt unausgesprochen bzw. wird in den Termini des Einsatzes gekleidet. Den Autoren scheint es also nicht mit der gleichen Eloquenz geboten zu sein, die Soldaten auf die Gefahr hinzuweisen, dass sie sterben könnten.

Jenseits plakativer Sentenzen, die den Gleichklang von Helfen, Vermitteln und Kämpfen suggerieren, stehen die Anforderungen, die der militärisch geführte Kampf an die Soldaten stellt, im Brennpunkt der programmatischen Überlegungen zur ‚Einsatzrealität'. Als Beispiel sei das Einsatzszenario des *Three Block War* (vgl. Krulak 1999) genannt. In einem urbanen Umfeld sollen die Soldaten, so sieht es dieses Einsatzszenario vor, gleichzeitig der Zivilbevölkerung helfen, indem sie zum Beispiel Lebensmittel verteilen, zwischen Konfliktparteien vermitteln und kämpfen. Die Informationen zu Übungen des *Three Block War* zeigen allerdings an, dass letztlich weniger die Gleichzeitigkeit dieser Handlungen geübt wird, als vielmehr wie die Soldaten mit der Eskalation des Gewaltgeschehens umzugehen haben.[3] Dabei ist davon auszugehen, dass der Kampf im urbanen Raum besondere Härten für die Soldaten bedeutet. Selbst wenn die Soldaten lediglich Präsenz zeigen müssen, indem sie in einem solchen Gebiet auf Patrouille gehen, sehen sie sich großen Belastungen ausgesetzt. Sie werden mit für sie ungewohnten Lebensbedingungen konfrontiert. Als belastend wirken sich vor allem die buchstäblich greifbare Not und das Elend vieler Menschen aus, denen sie in den Straßen und auf den Plätzen begegnen, sowie der Anblick der Zerstörungen durch vorangegangene Kampfhandlungen. Die Destruktionen zeigen den Soldaten auf bedrückende und beängstigende Weise, wie fragil von Menschen geschaffene Strukturen sind und wie nachhaltig sie heute bereits von konventionellen Waffen beschädigt werden können. Gefechte im urbanen Raum

3 Darauf deuten zumindest die Berichte der Bundeswehr zu einer großen Übung der Infanteriekampfschule Hammelburg zum *Three Block War* hin. Zu Beginn dieser Übung führten Bundeswehr-Soldaten in einem urbanen Raum eine Patrouille durch und halfen bei der Verteilung von Hilfsgütern. Am Ende der Übung tobte der Häuserkampf und ein Panzer vom Typ Leopard 2 fuhr auf den Platz. „Noch ist der Ort friedlich (…)" (Bucurescu 2008) kann man als erste Bildunterschrift lesen. Damit besteht kein Zweifel, dass nicht die Gleichzeitigkeit im Zentrum der Übung stehen wird. Die Dynamik der Übung hat sicher dramaturgische Gründe. Ob bewusst oder unbewusst, zeigt diese Inszenierung aber auch an, dass im Mittelpunkt nicht die Parallelität von Helfen und Kämpfen steht, sondern die Eskalation vom Helfen zum Kämpfen. Neben der erwähnten Fotostrecke findet man im Internet unter anderen auch Videos von derartigen Übungen (YouTube 2009).

bringen für die Soldaten weitere Härten mit sich, weil hier häufig die Gegner nicht allein durch den Einsatz von Distanzwaffen, abgefeuert von Flugzeugen, Hubschraubern und Artilleriegeschützen, bekämpft werden können, sondern von ihnen vor Ort bekämpft werden müssen. Wenngleich auch die Infanteristen zunehmend mit technischen Mitteln ausgestattet werden – hervorzuheben sind hier vor allem die Nachtsichtgeräte und Ausstattungen, die den Körper der Soldaten schützen sollen – hängt ihr Einsatz entscheidend von ihren individuellen an ihren Leib gebundenen Fähigkeiten ab. Die Gegner werden zwar auch weiterhin mit (Waffen-)Technik bekämpft, aber welchen Gebrauch die Soldaten von ihren Wahrnehmungen machen, wie sie sich im Verlauf der Ereignisse entscheiden und handeln, haben wesentlichen Anteil am Verlauf eines Gefechts. Als Infanteristen haben sie keine durch Technik vermittelte Distanz zum Geschehen, sondern sind mit Schusswaffen und Bomben erreichbare Ziele. Sie werden außerdem unmittelbarer mit den Folgen ihres Handelns konfrontiert, wenn sie ihre Waffen einsetzen. Sie sehen zeitnah die Zerstörungen, die ihre Waffen anrichten und mitunter auch die von ihnen Verletzten und Getöteten.

Der Soldat kann sich und wird im Rahmen seiner Ausbildung in der Regel auch körperlich auf den Einsatz vorbereitet. So wird der Körper trainiert, um ihn an seine Belastungsgrenzen heranzuführen. Von den Soldaten wird verlangt, dass sie in der Nähe dieser Grenze Erfahrungen im Umgang mit ihren Empfindungen, Affekten und Emotionen[4] machen, um sie in einer Kampfsituation zu kontrollieren. Dazu gehören auch die Bemühungen, bei den Soldaten Handlungsroutinen zu etablieren, damit sie auf diese zurückgreifen können, wenn sie großem emotionalen Stress ausgesetzt sind. All diesen Vorbereitungen zum Trotz, erlangen die Soldaten aber keine vollständige Kontrolle über ihren Leib. Gerade in Extremsituationen des Kampfes, in denen sie andere Menschen mit dem Tod bedrohen und selber tödlichen Gefahren ausgesetzt sind, beeinflussen die unwillkürlichen leiblichen Reaktionen ihre Ent-

4 Da in der Soziologie und in der Psychologie die Begriffe Emotionen und Affekte höchst unterschiedlich definiert und gegenüber weiteren Begriffen wie Gefühle oder Empfindungen abgegrenzt werden. sei hier die Differenzierung kurz erläutert: Die Begriffe Affekt und Emotion unterscheiden sich bezüglich des Ausmaßes, in dem sie willentlich moderiert werden können. Affekte treten im Verhältnis zu Emotionen impulsiver auf, werden eindeutiger von physiologischen Veränderungen begleitet und entziehen sich eher der willentlichen Kontrolle des Individuums. Die Begriffe Emotion und Gefühl werden, Neckels Vorschlag folgend (2006: 128), als semantische Äquivalente verwendet. Hunger, Durst und Schmerz werden dagegen bevorzugt als Empfindungen bezeichnet, um dem Aspekt des leiblichen Sich-selber-spürens mehr Rechnung zu tragen.

scheidungen und Handlungen erheblich. Extreme Situationen drücken sich immer auch in extremen affektiven und emotionalen Reaktionen aus. Die Angst vor Verletzungen, Schmerzen und dem Tod, aber auch Wut können die Soldaten als übermächtig erleben. Widerstreitende Affekte und Emotionen, wie die Gleichzeitigkeit von Wut und Angst, wirken auf ihre Persönlichkeit ein. Um handlungsfähig zu bleiben, dürfen sie darüber aber nicht verzweifeln und ihre Orientierung verlieren. Sie sollen auch nicht weinen und nicht lachen, sondern den erteilten Befehlen entsprechend handeln, auch wenn dies zu ihrem Tod führen mag. Wie sehr ihr Handeln von Schmerzen oder Affekten wie Angst und Ekel, sowie von Emotionen wie Freude und Wut beeinflusst wird, hängt entscheidend vom jeweiligen situativen Kontext ab. Gleiches gilt für die physischen Bedürfnisse, die sich in Hunger, Durst und Müdigkeit ausdrücken. Zum situativen Kontext gehört, ob und inwieweit das Individuum auf diese Situation vorbereitet wurde und ob die Situation für das Individuum noch als Subjekt beantwortbar erscheint.

Als mentale Vorbereitung auf das Kampfgeschehen, aber auch als Reaktion auf Erlebtes, betonen Soldaten, die sich unmittelbar an Gefechten beteiligen sollen, ihre physische Stärke und pflegen ein demonstrativ negatives Verhältnis zu Ängsten. Gegenüber ihren eigenen und fremden Emotionen und Empfindungen versuchen sie Distanz zu wahren. Als eine weitere Anpassung an die Bedingungen des Kampfgeschehens kann die Konzentration des eigenen sozialen Horizonts auf die Gruppe gezählt werden, der die Soldaten angehören. Anders ausgedrückt: Bereits die Vorbereitung auf Kampfeinsätze legt den Soldaten einen militarisierten Habitus nahe, gleichgültig ob dies von der Militärorganisation gewünscht wird oder nicht.[5] Ein solcher Habitus wirkt besonders auf Soldaten anziehend, die räumlich keine Distanz zum Kampfgeschehen haben, die unmittelbar mit extremen Gewalttaten konfrontiert werden und selber gewalttätig handeln (sollen), weil sie sich auf diese Weise besser emotional von einem Geschehen distanzieren können, das sie droht zu überwältigen und handlungsunfähig zu machen.

Allerdings: Weder äußere Zwänge noch die Selbstzwänge bieten den Soldaten eine Gewähr, dass sie im Verlauf ihrer Beteiligung an einer Militärintervention vom Gesehenen, Gehörten oder Empfundenen nicht ergriffen werden, in ihrem Empfin-

5 Bereits bei Bundeswehr-Soldaten, die in der 2. Hälfte der 90er Jahre in Bosnien-Herzegowina eingesetzt wurden, stellt Seiffert ein auseinanderdriften der militärischen und zivilen Sinn- und Wertewelten fest (Seiffert 2005: 231).

dungs-, Denk- und Handlungsvermögen keinen Schaden nehmen und kein Trauma erleiden.

Auch wenn oben herausgearbeitet wurde, dass die Bundeswehr letztlich die Fähigkeiten der Soldaten von Interventionstruppen zum Helfen, Vermitteln und Schlichten gegenüber der Fähigkeit zum Kämpfen als nachrangig einstuft, als überflüssig werden diese Fähigkeiten nicht eingeschätzt. Wie gerade die Kriege im Irak und Afghanistan eindrücklich zeigen, schützen Erfolge im Kampf mit militärisch auftretenden Gegnern nicht vor Niederlagen. Allein mit der Fähigkeit zu kämpfen sind die gegenwärtigen und für die Zukunft diskutierten Szenarien für militärische Interventionen kaum erfolgreich durchzuführen.

Für diese Einsätze müssen die Truppen in hohem Maße neben ihren militärischen auch über nicht-militärische, also zivile Kompetenzen verfügen. Selbst wenn diese Aneignung ziviler Kompetenzen von einigen Soldaten und Offizieren als ein Verstoß gegen ihr soldatisches Selbstverständnis erlebt wird, müssen sie fähig sein, Kontakt mit der Zivilbevölkerung aufzubauen, um Vertrauen in die von ihnen mitgeschaffene Ordnung zu schaffen. Sie müssen quasi als Technisches Hilfswerk wirken, wie bewaffnete Sozialarbeiter agieren und in anderen Situationen als Polizisten auftreten. Weitere Berufsbezeichnungen, die in diesem Zusammenhang immer wieder genannt werden, sind die des Diplomaten und des Vermittlers. Charakterisiert werden damit Verhaltens- und Handlungsweisen, die bis vor wenigen Jahren ausschließlich zivilen Berufen zugeordnet wurden. Weiter wird von verschiedenen AutorInnen hervorgehoben, dass die Soldaten für ihren Einsatz im Ausland über interkulturelle Kompetenzen verfügen müssen. Um interkulturell kompetent handeln zu können, müssten die Soldaten „Ambiguitätstoleranz, Einfühlungsvermögen, Rollendistanz, Kommunikations- und Empathiefähigkeit, Kontaktfreudigkeit, Verhaltensflexibilität, Unvoreingenommenheit, Toleranz, Respekt, Offenheit, Initiative, geringen Ethnozentrismus sowie eine hohe Frustrationstoleranz mit sich bringen“ (Tomforde 2008: 75f.).

Von den Soldaten werden damit ausgesprochen zivile Berufskompetenzen gefordert. Mit den neuen Aufgaben ändern sich zugleich die Bewertungsmaßstäbe nach denen ihr Verhalten beurteilt wird. Verhaltensweisen, die früher im Allgemeinen eher als ’unschönes Benehmen’ erachtet wurden, können nun als völlig inakzeptabel gelten. Sie werden nicht mehr als im Grunde harmlose Begleiterscheinungen eines Männerbundes angesehen, der „informell in größerem Maße Ausschweifungen im Verhalten duldet als die gemischte zivile Gesellschaft“ (Janowitz/Little

1965: 75), sondern sie können zu Irrungen werden, die geeignet sind, den gesamten Einsatz zu diskreditieren.[6]

An die Soldaten werden nur schwer einlösbare, wenn nicht paradoxe Anforderungen gestellt. Wie hoch die Anforderungen sind, wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass zur Charakterisierung der Anforderungen häufig Berufsbezeichnungen (Polizist, Sozialarbeiter u.a.) verwendet werden, die nur ausgeübt werden können, wenn die Betreffenden ein mehrjähriges Studium zumindest an einer Fachhochschule absolviert haben. Nun werden diese Anforderungen aber nicht nur an Offiziere gestellt, sondern grundsätzlich an alle im Ausland eingesetzten Soldaten. Personal, das den oben genannten umfangreichen Anforderungsprofilen gerecht wird, wird sich deshalb nicht leicht rekrutieren lassen, zumal Eigenschaften wie „Teamfähigkeit, kritische Loyalität, Reflexions- und Urteilsfähigkeit" (Haltiner/Kümmel 2008: 50) als Schlüsselqualifikationen auch in der Wirtschaft stark nachgefragt werden. Ein sicher nicht gering zu veranschlagendes weiteres Problem nicht nur bei der Rekrutierung rangniedriger Soldaten dürfte sein, dass ein basales Motiv, weshalb sich männliche und weibliche Jugendliche zumindest in der Vergangenheit für den Dienst bei der Bundeswehr entschieden, ihre Erwartung war, dass sie hiermit einen als langweilig empfundenen zivilen Alltag zeitweise unterbrechen können (vgl. Birckenbach 1985: 231). Und liegt die Geringschätzung gegenüber *soft skills* wie Interkultureller Kompetenz, die Tomforde in der Bundeswehr, aber auch in anderen Streitkräfte ausmacht (vgl. Tomforde 2008: 74), nicht zuletzt darin begründet, dass viele (männliche) Militärangehörige sich für den Dienst entscheiden, um sich solchen ubiquitär erhobenen, als weiblich geltenden Fähigkeiten – die ihnen bereits im Kindergarten und in den Schulen begegneten – zu entziehen? Auch aus der Vielzahl von Eigenschaften, über die, nach Auffassung von Tomforde, Soldaten verfügen müssen, um interkulturell handeln zu können, wird ersichtlich, dass es sich bei den genannten Eigenschaften nicht um ‚Jedermanns-Ressourcen' handelt. Sie sind, worauf Tomforde hinweist (vgl. 2008: 75), in der gesamten Ge-

6 Ein solcher Fall lag vor, als im Herbst 2006 Bilder in den Medien auftauchten, die zeigten, wie Bundeswehr-Soldaten mit menschlichen Totenschädeln in Afghanistan posierten. Ein Thema, das in diesen Zusammenhang immer wieder Kritik hervorruft, ist das Sexualverhalten von Soldaten. So wird kritisiert, dass in der Nähe von Stationierungsorten von UN-Soldaten, die Prostitution aufblüht und als besonders schwerwiegend gelten die Vorwürfe, dass UN-Soldaten einheimische Frauen und Kinder vergewaltigen und missbrauchen würden und damit diametral gegen die Politik der UN verstoßen. So veröffentlichte die britische Organisation Save the Children eine Studie in der vor allem sexuelle Übergriffe von UN- Soldaten dokumentiert werden (Save the Children (Hrsg.) 2008: 10f.).

sellschaft eher zu wenig als ausreichend anzutreffen. Es ist schwer vorstellbar, dass Militärangehörigen in naher Zukunft eine besondere Vorreiterrolle bei der Vermittlung von Eigenschaften wie Ambiguitätstoleranz zufallen wird.

4 Paradoxe Anforderungen an die soldatischen Subjekte

Als schwer umsetzbar muss auch die Anforderung an die Soldaten gelten, eine Rolle wie die des Schlichters zwischen Konfliktparteien einnehmen zu können und zum anderen möglicherweise gleichzeitig, oder doch zumindest zeitnah, selber für eine Konfliktpartei zu stehen. Problematisch hieran ist, dass damit gegen eine Voraussetzung für das Schlichten von Konflikten verstoßen wird. Denn wem es gelingen soll, Konflikte zu schlichten, der hält am besten eine Distanz zu allen am Konflikt Beteiligten, ist eben keine Konfliktpartei, sondern nimmt, bezogen auf den zu schlichtenden Konflikt, eine neutrale Position ein. Wenn die eigene Organisation als eine Konfliktpartei gilt, ist es auch für Soldaten von Verbänden, die mit kampffernen Aufgaben betraut sind, schwer – sei es bei der Vermittlung in sozialen Konflikten vor Ort oder der Koordination von zivilen Aufbauprojekten – ihre Aktivitäten als eine nicht auf den militärischen Kampf bezogene Tätigkeit darzustellen. Um dieses Problem an einem Beispiel zu illustrieren: Fragt ein Mitarbeiter einer NGO einen Dorfbewohner nach der Lage im Ort und nach Streitigkeiten zwischen den Bewohnern, kann diese Frage von dem Befragten prinzipiell als Ausdruck des Willens eingeschätzt werden, ihm und seinem sozialen Umfeld zu helfen. Stellen Soldaten die gleichen Fragen, wird immer der Verdacht im Raum stehen, dass hier gerade Aufklärung über den militärischen Gegner betrieben wird.

Letztlich laufen die mit der Funktionsausweitung verbundenen Anforderungen auf eine neue Paradoxie für den Beruf des Soldaten und seinem Selbstverständnis hinaus. Paradox sind die Anforderungen nun aber nicht mehr, weil von ihnen verlangt wird, dass sie sich auf einen Krieg vorbereiten sollen, den sie nicht führen dürfen. Die Paradoxie besteht vielmehr darin, dass sie Gegner militärisch bekämpfen und gleichzeitig quasi wie zivile Akteure auftreten sollen, die sich nicht aktiv am Kampfgeschehen beteiligen. Den Soldaten wird ein Spagat abverlangt, wenn sie innerhalb des gleichen Berufs und gleichzeitig, oder doch zumindest zeitnah, einerseits Menschen helfen sollen und andererseits fähig sein sollen, diese zu töten oder zu verletzen.

Problematisch an diesem Spagat ist nicht, dass die Individuen mit unterschiedlichen Rollenanforderungen konfrontiert werden. Abgesehen von sehr kleinen Kindern gehört jedes Individuum mehreren sozialen Einheiten an, die von ihm erwarten, sich den jeweils spezifischen Normenstrukturen anzupassen (vgl. Popitz 1961: 67). Dies ist keineswegs ein Ausdruck moderner Gesellschaften, denn die „soziale Plastizität des Menschen“ (ebd.: 63) ist auch in anderen Gesellschaften zu finden und läuft nicht unbedingt auf eine Überforderung des Individuums hinaus. Problematisch ist die Erwartung, dass die Soldaten innerhalb des gleichen Tätigkeitsfeldes, innerhalb des gleichen Berufs und zeitnah, ihr Handeln an Normen ausrichten sollen, die im Widerspruch zueinander stehen. In diesem Sinne wird den Soldaten im Kriegseinsatz eine Paradoxie auferlegt und möglicherweise ein Zuviel an Flexibilität abverlangt.

Das Übergewicht des Kampfes gegenüber den Paradigmen der Funktionsausweitung hebt die Paradoxie nicht auf, sondern verschärft sie. Um dies an einem Beispiel zu veranschaulichen: Wer beschossen wird, will zu allererst nicht verstehen, warum dies geschieht, sondern er wird dafür sorgen wollen, dass der Andere damit sofort aufhört.

5 Reaktionen militärischer Organisationen auf die Paradoxien

Für den einzelnen Soldaten wird es schwierig sein, sich auf die paradoxen Anforderungen einzustellen. Für militärische Organisationen ist es eher möglich, Wege zu finden, um die Gleichzeitigkeit von Helfen und Töten handhabbar zu machen. Wie für alle modernen Organisationen besteht auch für das Militär die Möglichkeit, auf Paradoxien mit funktionaler Ausdifferenzierung zu reagieren.

So lässt sich durch die Bildung von Verbänden, die mit sehr unterschiedlichen Aufgaben betraut werden, vermeiden, dass alle Soldaten den gleichen Anforderungen genügen und auf das gleiche Selbstverständnis verpflichtet werden müssen. Bei der Bundeswehr wird eine solche Ausdifferenzierung durch die Aufstellung von so genannten Eingreif- und Stabilisierungsverbänden angestrebt. Durch spezielle Ausbildungsprogramme für einzelne Truppenteile können die Soldaten auf bestimmte Einsätze vorbereitet werden. Den einzelnen Soldaten kann nahegelegt werden, dass sie ihr Selbstverständnis an den Spezifika ihres wahrscheinlichen Einsatzszenarios ausrichten. Der Optimismus mit dem die Sozialwissenschaftler Kümmel und Haltiner davon ausgehen, dass die ‚soldatische Identität‘ von einer Multifunktionalität

gekennzeichnet sei, die es ihm erlaube, zu wissen wie man kämpft und wie man Konfliktsituationen deeskaliert (vgl. Haltiner/Kümmel 2008: 50), kann sich auch darauf abstützen, dass die allermeisten Soldaten weder mit infanteristischen Kampfaufträgen noch mit der Schlichtung lokaler Konflikte beauftragt werden. Die allermeisten Soldaten gehören Verbänden an, die diese Soldaten unterstützen sollen. Gemeint sind damit Tätigkeiten in den Bereichen Instandsetzung der Technik, Versorgung, Aufklärung und ähnliches mehr. Die wenigsten Soldaten, die wiederum im Ausland eingesetzt werden, haben außerhalb der Stationierungsorte, den Lagern, Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung. Viele dieser Soldaten verlassen ihr Lager zum ersten Mal, wenn sie wieder zum Flughafen transportiert werden, um das Einsatzgebiet zu verlassen. Gefährlich bleiben Auslandseinsätze auch für diese Soldaten, da sie beim Transport vom Flughafen und zurück Opfer von Attentaten werden können.

Ein anderer Modus der funktionalen Differenzierung liegt vor, wenn die Aufgaben auf verschiedene miteinander verbündete Streitkräfte verteilt werden. Eine solche Differenzierung wurde von den US-Streitkräften in der Amtszeit des Präsidenten Bush jr. favorisiert. Die Streitkräfte wurden auf intensive Kampfhandlungen orientiert und den Verbündeten sollte die Aufgabe zufallen, nach einem militärischen Sieg die Region zu stabilisieren und Prozesse des *nationbuilding* voranzutreiben. So haben die US-Streitkräfte in Afghanistan nach dem Sturz des Taliban-Regimes ihre Aufgabe hauptsächlich im *War on Terror* gesehen. Ob sich mit der Amtsübernahme von Präsident Obama die Imperative des Einsatzes in Afghanistan ändern werden, wie dies vielfach erwartet wird, muss an dieser Stelle offen bleiben.

Wenn Interventionstruppen versuchen, im Einsatzgebiet Streitkräfte aus der einheimischen (männlichen) Bevölkerung zu rekrutieren, auszubilden und auszustatten, um auf diese Weise militärische Verbündete zu gewinnen, wird ebenfalls versucht, durch Arbeitsteilung die Erfolgsaussichten für die Militärintervention zu verbessern. Neben den offiziellen Streitkräften und der Polizei erhielten und erhalten im Irak und in Afghanistan viele Milizen Waffen- und Ausrüstungshilfe, damit sie an der Seite der Interventionstruppen kämpfen. In Afghanistan konnte 2001 durch die Aufrüstung der Nordallianz und deren Unterstützung durch Luftangriffe das Taliban-Regime gestürzt werden, ohne dass US-Bodentruppen mit großen Verbänden in die Kämpfe eingreifen mussten. Mit der Aufrüstung sunnitischer Milizen im Irak haben die USA begonnen, nachdem schiitischen Milizen im irakischen Machtgefüge das militärische Übergewicht gewonnen hatten.

Ein weiterer Fall dieses Modus der Differenzierung lässt sich im Bezug auf die Truppenkontingente beobachten, die der UN unterstellt werden. Wurde in der Bundesrepublik noch Anfang der 90er Jahre der so genannte Blauhelmeinsatz als das Exempel für Auslandseinsätze der Bundeswehr diskutiert, kann man heute feststellen, dass sich kein europäischer Staat und schon gar nicht die USA an den personalintensiven Blauhelm-Einsätzen in Afrika mit größeren Truppenkontingenten beteiligt. Die asiatischen Staaten Pakistan, Bangladesch und Indien stellen die größten Truppenverbände für die Peacekeeping-Operations der UN, die vor allem auf dem afrikanischen Kontinent personalintensiv sind. Im April 2009 stellten allein diese 3 Staaten knapp 26.000 bzw. fast 32,5 Prozent der Soldaten bereit, die der UN zur Verfügung standen. Von Seiten der Bundeswehr waren im gleichen Zeitraum 227 Soldaten im Einsatz. Sie stellte damit weniger als 0,3 Prozent des gesamten Truppenkontingents (vgl. United Nations Peacekeeping). Nicht durch die Bereitstellung von Bodentruppen sondern vor allem durch Beitragszahlungen an die UN unterstützen die USA und die europäischen Staaten die Peacekeeping-Einsätze.

Wenn die intervenierenden Staaten militärische und polizeiliche Aufgaben im Einsatzgebiet an private Unternehmen vergeben, führt dies zu einer Mischform der zuerst genannten Differenzierungstypen. Dieser Modus der Differenzierung lässt sich auch als ein Prozess der Privatisierung militärischer Leistungen beschreiben, der immer mehr an Bedeutung gewinnt. Private *Military Firms* arbeiten mit den Streitkräften in höchst unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen zusammen. Ihre Beschäftigten warten Computernetzwerke, rüsten als Zivilisten zum Beispiel Kampfflugzeuge mit Waffen aus, sind mit ihrem sozialen Knowhow als Berater und Ausbilder tätig, bewachen Gefängnisse, verhören Gefangene und führen mitunter auch Kampfeinsätze durch. Die meisten *Contractors* sind allerdings ehemalige Soldaten aus südamerikanischen, osteuropäischen oder asiatischen Staaten. Sie sind für Sicherheitsfirmen tätig, die sie vor allem in personalintensiven Bereichen wie Logistik und Objektschutz einsetzen und ihnen – gemessen an Sold und Versicherungsleistungen, die für Soldaten der Koalitionstruppen aufgewendet werden müssen – ein relativ geringes Entgelt zahlen. Die Auftragserteilung an diese privaten Sicherheitsfirmen senkt die Kosten für die Militärintervention und gleichzeitig werden die Folgen des Krieges privatisiert, wenn z.B. die Angestellten verletzt oder getötet werden. Dieses Kalkül spielt bei der Entscheidung, private Firmen mit verdeckten Operationen zu beauftragen, wohl kaum eine Rolle. Ausschlaggebend ist hier die Überlegung, dass durch eine solche Privatisierung die Gefahr verringert werden kann, politisch für die Folgen solcher Einsätze verantwortlich gemacht zu werden. Auffal-

lend ist, dass dort, wo das Outsourcing besonders weit vorangetrieben wurde, wie dies in den USA der Fall ist, das Militär dazu neigt, im militärischen Gefecht die ‚Kernkompetenz' der (staatlichen) Streitkräfte zu sehen. Für das Selbstverständnis der Angehörigen dieser Streitkräfte sind die Tätigkeiten innerhalb dieses Feldes deshalb von zentraler und prestigeträchtiger Bedeutung.

Es wäre freilich ein Irrtum zu glauben, durch Ausbildungsmaßnahmen und funktionale Differenzierung hätte man die Paradoxien aufgehoben. Sie bleiben virulent und prozessieren als Streitigkeiten innerhalb der Organisation oder als Konflikt mit anderen Organisationen.

6 Unaufgehobene Paradoxien

Obwohl die avancierten Militärmächte große Rüstungsanstrengungen unternehmen, um die verschiedensten unbemannten Vehikel einsetzen zu können, bleiben sie auf Soldaten angewiesen. Nicht die Ersetzbarkeit soldatischer Subjekte durch technische Artefakte ist zu prognostizieren, sondern allenfalls ihre weitere technische Aufrüstung und damit verbunden ein Zuwachs an Handlungsmacht. Die NCW zeigt an, dass Soldaten auch als Effektivitätsressource unverzichtbar bleiben. Sie bleiben insbesondere als Entscheidungsträger und Akteure vor Ort wichtig für den Verlauf einer Operation. Ihre an den Leib gebundenen Begabungen befähigen sie zu Leistungen, die von keiner Maschine erreicht werden. Eben diese Leiblichkeit der soldatischen Subjekte bedingt aber ihre Verletzbarkeit und bildet die Basis dafür, dass sie nachhaltig vom Erlebten emotional ergriffen werden. Die ‚Empfindsamkeit' der Soldaten, die ja gleichzeitig für die besondere und technisch nicht simulierbare Qualität der Soldaten steht, bildet die Schwachstelle der soldatischen Subjektivität. Aus Sicht militärischer Organisationen bleibt deshalb das Handeln der Soldaten stets eine Quelle für Friktionen.

Auch im Bezug auf das erweiterte Aufgabenfeld von Streitkräften lässt sich eine solche Paradoxie beobachten. Selbst wenn die Soldaten Ausbildungsprogramme durchlaufen haben, die sie auf ihren Einsatz jenseits des Gefechtsfeldes vorbereiten sollen, und selbst wenn die Verbände funktional differenziert eingesetzt werden, führt die Ausweitung des Aufgabenspektrums zu einem Spannungsfeld für die Soldaten. Wie scharf die widerstreitenden Paradigmen der Funktionsausweitung hervortreten, ist abhängig vom Verlauf des Einsatzes. Grundsätzlich ist jedoch festzustellen, dass die Ideale selbst gut ausgebildeter Soldaten durch die Belastungen im

Verlauf ihres Einsatzes Schaden nehmen. Bereits der Aufenthalt in einem Gebiet, in dem sich die Soldaten ständig und aus 360 Grad von der sie umgebenden Zivilgesellschaft bedroht fühlen, muss ihre Fähigkeit, sich für die Zivilgesellschaft empathisch zu öffnen, verringern. Auslandseinsätze, in denen die Soldaten ‚lediglich' in einem bedrohlichen Umfeld leben müssen, bedeuten für sie Stress und setzen ihre Vorstellung, wie man idealerweise handeln soll, unter Druck. Gerade dann, wenn eine Fähigkeit wie die der interkulturellen Handlungskompetenz am dringendsten benötigt wird, wird sie besonders schwer von den Soldaten einzufordern sein.

Je mehr Leid die Soldaten erleben und erfahren, je intensiver ihre Gewalterfahrungen sind, desto mehr werden die im Kampf gemachten Erfahrungen und nicht die Anforderungsprofile zum Gravitationszentrum für die Selbstentwürfe der Soldaten. Und auch die Identitäten derjenigen Soldaten, die fern vom Kampfgeschehen eingesetzt werden und nur indirekt, durch Handlungsketten, mit dem Geschehen verbunden sind, drohen in dieses Kraftfeld zu geraten. Wenn die Soldaten unter tödlichen Bedingungen handeln müssen, wird ihr Handeln von Empfindungen wie Schlaflosigkeit, Hunger, Schmerzen und von der Angst, verletzt oder getötet zu werden, geprägt sein. In zugespitzten Situationen können diese Soldaten ein Festhalten an den Paradigmen der Funktionsausweitung als Begehren einer ‚gierigen Institution' (vgl. Coser 1974: 6) wahrnehmen, die von ihnen zu viel verlangt.

Die paradoxen Anforderungen an die Soldaten lassen sich in Probleme der Ausbildung und der Organisationsstruktur verwandeln. Dadurch, dass sie auf andere soziale Ebenen verschoben werden, verlieren sie für die einzelnen Soldaten an Schärfe. Aber gerade wenn die Soldaten sich in extremen Situationen befinden – und was anderes sind Kampfeinsätze? – verstärken sich wieder die Widersprüche. Den einzelnen Soldaten wird dann die Aufgabe zufallen, mit den Paradoxien umzugehen. Scheitern sie, sehen sie sich möglicherweise mit dem Vorwurf konfrontiert, als Subjekte versagt zu haben.

Literatur

Alberts, David S./Garstka, John J./Stein, Frederick P. (2000): Network Centric Warfare. Developing and leveraging information superiority. CCRP publication series. In: http://www.dodccrp.org/files/Alberts_NCW.pdf (2.03.2009).

Anders, Günther (1956): Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. 1. Band. München: Beck.

Biehl, Heiko (2008): Von der Verteidigungs- zur Interventionsarmee. Konturen eines gehemmten Wandels. In: Kümmel (2008): 9-20.
Birckenbach, Hanne (1985): Mit schlechtem Gewissen. Wehrdienstbereitschaft von Jugendlichen zur Empirie der psychosozialen Vermittlung von Militär und Gesellschaft Demokratie, Sicherheit, Frieden. Baden-Baden: Nomos.
Bucurescu, Alexandra (2008): Heer: Übung „Three Block War" in Hammelburg. In: http://tinyurl.com/7f6ylu (11.07.2009).
Bundesministerium für Verteidigung (1993): Zentrale Dienstvorschrift 10/1. Innere Führung. Bonn: Bundesministerium für Verteidigung.
Bundesministerium für Verteidigung (2006): Weißbuch 2006 zur Sicherheitspolitik Deutschlands und der Zukunft der Bundeswehr. In: http://tinyurl.com/8vtpkv (11.07.2009).
Bundesministerium für Verteidigung (2008): Zentrale Dienstvorschrift 10/1. Innere Führung. Selbstverständnis und Führungskultur der Bundeswehr. In: http://tinyurl.com/94xkuh (11.07.2009).
Bundesministerium für Verteidigung, Presse- und Informationsstab (2008): Innere Führung weiterentwickelt. In: http://tinyurl.com/7ms76a (11.07.2009).
Bundeswehr (2009): Im Einsatz für den Frieden. In: http://tinyurl.com/a3ej9p (11.07.2009).
Clausewitz, Carl v. (1832): Vom Kriege. Hamburg: Dümmler.
Coser, Lewis A. (1974): Greedy Institutions: Patterns of Undivided Commitment. New York: The Free Press.
Gonzales, Daniel/Hollywood, John/Sollinger, Jerry M./McFadden, James/DeJarnette, John/Harting, Sarah/Temple, Donald (2007): Networked Forces in Stability Operations. 101st Airborne Division, 3/2 and 1/25 Stryker Brigades in Northern Iraq. Rand Corporation. In: http://www.rand.org/pubs/monographs/MG593 (05.03.2009).
Haltiner, Karl/Kümmel, Gerhard (2008): Die Hybridisierung des Soldaten: Soldatische Subjekte und Identitätswandel. In: Kümmel (2008): 47-53.
Hübner, Heico (2007): Vernetzte Operationsführung. Führungsverfahren und -organisation Erste Erfahrungen aus der ‚NetOpFü-Experimentserie'. In: Strategie und Technik. 4. 2. 20-24.
Janowitz, Morris/Little, Roger W. (1965): Militär und Gesellschaft. Boppard: Harald Boldt.
Joas, Hans (1996): Die Kreativität des Handelns. Frankfurt: Suhrkamp.
Krulak, Charles C. (1999): The Strategic Corporal: Leadership in the Three Block War. Marines Magazine. In: http://www.au.af.mil/au/awc/awcgate/usmc/strategic_corporal.htm (11.07.2009).
Kümmel, Gerhard (Hrsg.) (2008): Streitkräfte im Einsatz: Zur Soziologie militärischer Interventionen. Baden-Baden: Nomos.
Neckel, Sighard (2006): Kultursoziologie der Gefühle. In: Schützeichel (2006): 124-139.
Plessner, Helmuth (1928): Die Stufen des Organischen der Mensch. Berlin, New York. Gruyter. (1975)
Popitz, Heinrich (2006): Soziale Normen. Frankfurt: Suhrkamp.

Popitz, Heinrich (1992): Phänomene der Macht. Tübingen: Mohr.
Save the Children (Hrsg.) (2008): No One to Turn To. The under-reporting of child sexual exploitation and abuse by aid workers and peacekeepers. In: http://www.savethechildren.org.uk/en/docs/No_One_to_Turn_To.pdf (11.06.2009).
Schützeichel, Rainer (Hrsg.) (2006): Emotionen und Sozialtheorie. Frankfurt et al.: Campus-Verlag.
Seiffert, Anja (2005): Soldat der Zukunft. Wirkungen und Folgen von Auslandseinsätzen auf das soldatische Selbstverständnis. Berlin: Verlag Dr. Köster.
Tomforde, Maren (2008): Zu viel verlangt? Interkulturelle Kompetenz während der Auslandseinsätze der Bundeswehr. In: Kümmel (2008): 69-86.
United Nations Department of Economic and Social Affairs, Population Division (Hrsg.) (2008): Urban Population, Development and the Environment 2007. In: http://www.un.org/esa/population/publications/2007_PopDevt/Urban_2007.pdf (09.01.2009).
United Nations (2009): United Nations Peacekeeping: Contributors to United Nations peacekeeping operations. In: http://www.un.org/Depts/dpko/dpko/contributors/2009/apr09_1.pdf (11.06.2009).
Warburg, Jens (2008): Das Militär und seine Subjekte. Bielefeld: transcript.
YouTube (2009): Bundeswehr Training in Hammelburg, Germany. In: http://www.youtube.com/watch?v=FK_YG8axamQ&NR=1. (11.06.2009).

Der ‚digitale Soldat'
Eine Figur an der Front der Informationsgesellschaft

Stefan Kaufmann

1 Einleitung

Mitte 2003, nach dem erfolgreichen Feldzug im Irakkrieg, sprachen nicht wenige amerikanische Neokonservative triumphierend von einem *New American Way of War* (Boot 2003). Der Vergleich mit dem Golfkrieg von 1991 schien die Rede von einer neuen Form des Krieges zu rechtfertigen:

> „They achieved a much more ambitious goal – occupying all of Iraq, rather than just kicking the Iraqi army out of Kuwait – in almost half the time, with one-third the casualties, and at one-fourth the cost of the first war." (Boot 2003: 42)

Das Konzept, das dem Krieg seine neue Form gab, lautet *Network Centric Warfare*. Es handelt sich im Wesentlichen um die Idee, dass Kampfkraft sich weniger entlang klassischer Linien überlegener Waffen- und Mannschaftsstärke entfalte, sondern auf einem neuen Fundament beruhe:

> „the full power of megabites and gigabytes." (Ackerman 2003)

Von diesem neuen Fundament zeugt, dass die klassische C^2-Funktion (*command and control*) inzwischen als C^4ISTAR (*command and control, communications, computers, intelligence, surveillance, target acquisition, reconnaissance*) ausbuchstabiert wird. Dabei beschränkt sich die informationstechnische Rüstung nicht allein auf vernetzte und mit Informationssystemen gerüstete Führungsstellen, nicht nur auf mit Informationstechnik assoziierte Formen des Kriegs auf Distanz etwa mittels ‚intelligenter' Bombardements, vielmehr soll noch der klassische Soldat, der Infanterist, von der Kraft der Mega- und Gigabites profitieren. Wurde dieser in den Szenarien des Kalten Krieges eher als eine obsolete Figur angesehen, so brachte der neue Fokus auf Konflikte geringer Intensität den klassischen Infanteristen zurück in den Horizont der Planer. In aller Regel wird die gescheiterte US-Operation in Somalia von 1993 – als *Black Hawk Down* inzwischen zum multimedialen Spektakel geworden – als Initialzündung

von Überlegungen genannt, den Fußsoldaten informationstechnisch aufzurüsten (vgl. Adams 1998: 60-80, 108-111).

Die Frage nach der Formierung des Soldaten in der Gegenwart mit dem Begriff der ‚Informationsgesellschaft' zu verbinden, knüpft an die militärische Rede von einer *Revolution in Military Affairs* an. Diese spätestens seit dem Golfkrieg von 1991 im militärischen Denken prominent gewordenene Rede (vgl. Sloan 2002) postuliert einen tiefgreifenden Umbruch im Militärbereich, der inzwischen in fast allen westlichen Armeen zu Bemühungen um eine ‚Transformation' der Streitkräfte geführt hat (vgl. Helming/Schörnig 2008b). In diesen Transformationsprozessen nimmt die Netzwerkmetapher eine ähnliche Rolle ein, wie das Uhrwerk, als Prototyp mechanischer Maschinen, für die Rekonfiguration des Militärs im 17. und 18. Jahrhundert und energetische Maschinen für die im 20. Jahrhundert (vgl. DeLanda 1991). Schrieben sich diese militärischen Selbstbilder dem Zeitalter mechanischer Maschinen und dem der industrialisierten Moderne zu, so rekurrieren sie gegenwärtig auf das der Information. An diese Zuschreibungen gekoppelt ist der Entwurf jeweils eigener soldatischer Subjekte, jeweils spezifischer Typen von Kriegern: Das Uhrwerk, das sich aus Menschenleibern und Gewehren zusammensetzte, basierte auf dem mechanisch gedrillten Soldaten. Einem Soldat, der als rein physisch konditioniertes Rädchen auf akkurate Bewegungsformen gedrillt war. Das kampftechnische Gefüge der energetischen Maschinen, welche die Schlachtfelder des industrialisierten Krieges dominierten, brachte als profiliertesten Typus die Leitfigur der Stahlgestalt hervor. Einen Soldaten, der den heißen, instinktgeleiteten Urkrieger mit dem sachlich-kühlen Arbeiter verbinden sollte, ein Soldat, zu dessen Signien der Stahlhelm und die graue Uniform wurden (vgl. Kaufmann 2007: 317–319).

Ganz in dieser Logik, den technischen Stand der Dinge, den militärischen Gesamtkörper und die Gestalt des Soldaten auf eine gemeinsame Linie zu bringen, wird gegenwärtig – federführend bei der US-Army – daran gearbeitet, dem Fußsoldaten eine neue Gestalt zu verleihen. 1989 sind dort die ersten Vorstellungen aufgetaucht, Infanteristen mit tragbaren Computern auszustatten, um sie auf die Höhe des Informationszeitalters zu bringen (vgl. Zieniewicz et al. 2002: 30). Im Anschluss an die Operation in Somalia führten die angelaufenen Bemühungen, tragbare Computersysteme für das Gefechtsfeld zu entwickeln, zur Ausschreibung des *Land Warrior*-Projekts. Der in diesem Rahmen entworfene neue Soldat – auch als *electronic* oder *digital soldier* bezeichnet (vgl. Kohlhoff 1998; Schaab/Dressel 2003: 2) – trägt die Insignien des Informationszeitalters: in seinem Rucksack befindet sich ein *wearable computer*; sein Helm ist mit einem *heads-up display*, integriertem Kopfhörer und Mikrophon bestückt; Funkgerät und Antenne schließen ihn permanent an ein gefechtsfeldumfassendes Kommunikationsnetz an; die Waffe lässt sich mit zahlreichen optotroni-

schen Komponenten, wie Nachtsichtgerät und Videokamera, ausrüsten; GPS und andere *features* ergänzen die Rüstung. In der Tat lässt sich der *digital soldier* als eine Figur an der Front der Informationsgesellschaft begreifen. Dies spiegelt sich, wie ich im Folgenden zeigen möchte, in vier Aspekten wider. Erstens wird mit dem *digital soldier* ein epistemischer Wandel im Denken des Krieges auf die Ebene des Infanteristen übersetzt. Zweitens ist der neue Soldat als technisches Projekt entworfen, das auf die Fortschreibung gegenwärtiger Hightech-Entwicklungen setzt. Drittens ist der *digital soldier* in kultureller Hinsicht eine Figur an der Front des Informationszeitalters; er lässt sich in grundlegender Form als Produkt eines sich etablierenden *Military-Entertainment*-Komplexes verstehen. Viertens sind die Eigenschaften, Fertigkeiten und Überzeugungen, die den Soldaten auszeichnen sollen, auf seine Integration in ein militärisches Gefüge gerichtet, das in mehrfacher Hinsicht an Ideale netzwerkförmiger Vergesellschaftung anknüpft. Allerdings, und das greife ich in einem fünften Punk auf, ist dieses Projekt der Digitalisierung des Soldaten und der netzwerkförmigen Kriegführung nicht ohne innere Widersprüche zu denken.[1]

2 Ein epistemischer Wandel: *Revolution in Military Affairs* und *Network Centric Warfare*

Das ‚Land Warrior'-Projekt übersetzt die Rede von einer *Revolution in Military Affairs* auf die Ebene des Infanteristen. So schreibt Eliot O. Cohen in einem Artikel des *Journal of Strategic Studies*:

> „For nearly twenty years military analysts have talked, alternatively, of a 'military technical revolution', a 'revolution in military affairs' (RMA) and, most recently, 'military transformation'." (Cohen 2004: 395)

Im Laufe dieser 25 Jahre wurde die Rede von einer *Revolution in Military Affairs*, die zunächst auf einen technologischen Kern fokussiert war, zum Einen um immer neue Dimensionen erweitert, zum Anderen erhielt die Prognose eines revolutionären Wandels mit dem Ende der 90er Jahre ins Spiel gebrachten Konzept des *Network Centric Warfare* auch ihre theoretische Ausformulierung und eine handlungsleitende Programmatik (vgl. O'Hanlon 2000; Sloan 2002; Helmig/Schörnig 2008a; Kaufmann 2008).

1 Der Aufsatz bündelt verschiedene Veröffentlichungen zu diesem Thema und übernimmt auch Teile daraus; vgl. Kaufmann (2006, 2007, 2008).

Die *military technical revolution* stellt zunächst auf eine gewandelte technologische Struktur des Krieges ab. Das Mediale, das informations- und kommunikationstechnische Gefüge selbst, wird als revolutionäre Triebkraft begriffen, welche die Art und Weise, wie Kriege geführt werden und sich gewinnen lassen, ändere oder geändert habe. *Revolution* bedeutet dabei, dass eine zentrale Kompetenz, welche bisher militärische Dominanz begründen konnte, nämlich die Verfügung über schlagkräftige und mobile Feuerkraft, wie etwa Panzerarmeen, durch technologische Entwicklungen wie Satellitenaufklärung, computerbasierte ‚Battlemanagementsysteme' und weitreichende Präzisionswaffen entwertet ist. War dies zunächst ein Außenseitergedanke, so gewann dieser mit dem Golfkrieg von 1990/91 eine enorme Plausibilität. Nicht nur eine erstaunte Öffentlichkeit sah in der neuen präzisionsgeleiteten Munition, deren in die öffentlichen Medienkanäle eingespielten Videoclips die klassischen Kriegsbilder ersetzten, den Hauptagenten neuer kriegerischer Fähigkeiten. Auch in der Militärpublizistik wurde genau diese Form der Bombardierung als Signifikant eines radikalen Wandels der Kriegführung thematisiert. Damit wurden zwei technokratische Visionen im militärischen Denken prominent: die des *transparent battlespace* und die des *precision strike*. Satelliten-, Luft- und bodennahe Aufklärung durch unbemannte Flugobjekte würden – so die Voraussage – per Radar-, Thermal- und optischer Beobachtung alles sichtbar werden lassen, was gesehen werden kann. Zugleich könnten im *Command and Control*-Bereich Steuerungsleistungen erbracht werden, um alles, was gesehen werden kann, auch bekämpfen zu können. Kriegsführung bedeute damit, militärische Stärke nicht mehr in einzelnen überlegenen Waffensystemen zu suchen, sondern in ihrer informations- und kommunikationstechnischen Vernetzung, in ‚intelligenter Munition' und neuen Aufklärungstechnologien. Ganz ohne Frage sind solche Visionen auch ein Mittel im Kampf um Budgets und Mittelverteilungen: Informationstechnologien versprechen mehr zu leisten als herkömmliche Waffensysteme und dies mit weniger Aufwand (vgl. Adams 1998: 93-101, 122-137; Sloan 2002: 4-9, 46-48).

Schon in den 1990er Jahren verband sich der Begriff einer *Revolution in Military Affairs* nicht allein mit neuen militärischen Technologien. So ließ das Office of Chief of Staff der US-Army verlauten:

> „Today the Industrial Age has been superseded by the Information Age, the Third Wave, hard on the heels of the agrarian and industrial eras (…). We have begun to move into Third Wave Warfare, to evolve a new force for a new century – Force XXI (…). Force XXI will represent a new way of thinking for a new wave of warfare." (zit. n. Der Derian 2001: 16)

Mit dem Konzept des Informationszeitalters ist ein Erwartungshorizont verbunden, der sich in erster Linie auf die gesellschaftliche Makroebene richtet und einen grundlegenden Wandel sämtlicher gesellschaftlicher Bereiche prognostiziert. Die zentrale Referenz für die militärischen Vordenker sind die Arbeiten des Zukunftsforschers Alvin Toffler. *Third Wave* lautet bei Toffler (1980) die Metapher, mit der er eine dritte Welle epochalen Wandels beschreibt, welche einen ähnlichen Zivilisationswandel mit sich führe wie der Übergang zur Agrarwirtschaft und die Industrielle Revolution. Erst in diesem Kontext eines Epochenwandels gewinnt die Revolutionsmetapher ihre mobilisierende Kraft. Die Rhetorik des Zukunftweisenden, des radikalen und permanenten Wandels wird nun omnipräsent: Seit 1994 sprechen Autoren in den Verlautbarungen der US-Armee von einer *new force*, einem *new century*, einem *new way of thinking* oder der *Force XXI*. Später tauchen Konzepte wie *Army after next* und *Future Army* als Leitlinien für einen Organisationsumbau auf. Streitkräfteübergreifend wird 1996 die Zukunftsprogrammatik Joint Vision 2010 ausgegeben, vier Jahre später die Joint Vision 2020 (vgl. CJCS 1996, 2000). Die sich seit der Jahrtausendwende durchsetzende Programmatik eines *Network Centric Warfare* (vgl. Kaufmann 2008; Boemcken 2008; Warburg in diesem Band) stellt die informationstechnische Vernetzung dann auch in einen weitaus breiteren Kontext militärischen Wandels. Information, Netzwerk und Vernetzung werden zu zentralen Metaphern, welche die Restrukturierung des Militärs auf allen Ebenen anleiten: *Network Centric Warfare* – so heißt es in einer Referenzschrift – „is not narrowly about technology, but broadly about an emerging military response to the Information Age" (Alberts/Garstka/Stein 1999: 88). Das Konzept sei primär als ein *network-centric thinking* (ebd.) aufzufassen. Dieses Denken setzt auf vier Ebenen neue Maßstäbe.

Erstens wird auf strategischer Ebene im Kontext eines *network-centric thinking* ein Wandel der *international security environment* (vgl. CJCS 2000: 1) konstatiert. In den militärischen Sicherheitsanalysen taucht seit den 1990er Jahren der Begriff ‚asymmetrische Bedrohung' auf. Mit diesem Begriff wird das, was im Sicherheitsdenken bis dahin getrennt war, der Kriminelle und der Feind, auf einem Kontinuum versammelt: Von Immigration über Drogenschmuggel und Terrorismus bis zum klassischen Krieg entstehen zumindest teilweise neue Begründungen und Operationsziele für militärische Einsätze. Entsprechend weitet sich das Einsatzspektrum aus, das zahlreiche *military operations other than war* kennt, die von *huminitarian assistance* über *counterdrug* bis zu *counterterrorism* (CJCS 2000: 7) reichen.

Zweitens funktioniert der Netzwerkbegriff als eine Art Denkwerkzeug, das vor allem mit Metaphern operiert, die dem komplexitätstheoretischen Denken naturwissenschaftlicher Herkunft entspringen. So wird *nonlinearity*, ein zentra-

ler Begriff der Chaos-Theorie, in der militärischen Übersetzung zur Metapher, welche die gesteigerte Unsicherheit im sicherheitspolitischen Feld seit Ende des Kalten Krieges zum Ausdruck bringt (vgl. Kaufmann 2008: 755–758). In diesem Bild werden die klassischen Planungs- und Entscheidungsinstrumente in Frage gestellt, da sie nicht auf asymmetrische Bedrohungen, sondern auf einen Gegner abstellen, der in gleicher Weise operiere wie man selbst. Die gesteigerte Unsicherheit im Zeichen asymmetrischer Bedrohung erfordere – dies die Folgerung – einen radikalen Wandel militärischer Konzepte. Ein Wandel, der als „coevolution of organization, doctrine, and technology in the warfighting ecosystem" (Alberts/Garstka/Stein 1999: 3) zu denken sei.

Drittens verweist dieses Denken in seiner organisationsstrukturellen Programmatik auf ökonomische Leitbilder. Es verweist auf die Überlegenheit von sogenannten *Network Centric Enterprises*, die das komplette Programm eines neuen Unternehmertums beherrschen: dezentrale Organisation, flache Hierarchien, modulare, aufgabenorientierte Kooperationen, virtuelle Zusammenarbeit, *lean production*, präzise Logistik usw. (vgl. ebd.: 25– 52). In Anlehnung an diese Leitbilder soll nun auch das Militär als *Network Centric Enterprise* rekonfiguriert werden (ebd.: 89). Die projektspezifische Flexibilität der Ökonomie gelte es, auf das Militär zu übertragen: Wo bisher die strikten Bereichstrennungen, hierarchischen Gliederungen und rigiden Verfahrensweisen, die ‚Industrial age organizing principles and processes' herrschten (vgl. Alberts/Hayes, 2003: 37-70), solle nun mit flexiblem, aufgabenspezifischem Prozedere und ad-hoc zusammengestellten Einheiten operiert werden.

Viertens adaptiert *Network Centric Warfare* in seiner organisationskulturellen Ausrichtung Prinzipien einer kommunitaristischen Internetkultur. Den Vordenkern gilt der informationstechnische Wandel lediglich als Vorbedingung des eigentlichen Wandels, eines Wandels des militärischen Kommunikationsverständnisses und militärischer Handlungsprinzipien, letztlich eines umfassenden Wandels der Militärkultur. Die neuen Leitvorstellen sprechen nicht mehr von Befehl und Gehorsam, sondern von Interoperabilität und Interkonnektivität, von gemeinsamen Lagebildern anstelle hierarchischer Informationsverteilung, von kollektivem Bewusstsein anstelle aufgabenspezifischer Selbstverständnisse und von kollektiven Entscheidungsfindungen anstelle von Kommandeursentscheidungen. Als Zielvision einer neuen Handlungsfähigkeit gilt die Fähigkeit zur selbstorganisierten Anpassung von unteren Ebenen. ‚Power to the Edge' (Alberts/Hayes 2003) lautet das Schlagwort – beschleunigte Reaktionsfähigkeit auf veränderte Lagen ist der Sinn dieses *Empowerments* unterer Ränge (Libicki 1999: 71–93; Alberts/Hayes 2003: 74–82; Kaufmann 2008: 758–762).

Das *Land Warrior* Projekt taucht folglich im Kontext einer radikalen Umstellung des militärischen Denkens auf. Die Redefinition der Feindlage, die neue

Organisationsrationalität und der damit eingeforderte Wandel der Organisationskultur formulieren den Anspruch, auch den Soldaten radikal anders zu entwerfen als bisher. Im Horizont netzwerkzentrischer Kriegführung entstehen nicht nur neue Leitbilder für die Führung, auch der Infanterist wird – von der technischen Rüstung der Sinne bis zur Formierung seiner Fertigkeiten, Eigenschaften und Überzeugungen – in neuer Weise gedacht.

3 *Land Warrior*: Der Soldat als technologisches Projekt

Die Selbstorganisationsvisionen des *Network Centric Warfare* basieren darauf, den Infanteristen, den Fußsoldaten, technisch ans gemeinsame Lagebild anzuschließen, ihn permanent *online* zu halten. Das Projekt, den Infanteristen als soziotechnische Einheit zu entwerfen, in der Körper und Maschine unmittelbar verkoppelt sind (vgl. Sterk 1997: 69; Schaprian/Rather 1997), wurde lange Zeit mit einem enormen futuristischen Duktus propagiert. So beschrieb General Gorman anlässlich einer im Jahre 2001 im Auftrag des Pentagon organisierten Tagung die Vision, den Soldaten mit Spitzentechnologien aufzurüsten:

> „The soldier of today is thrust far forward. He is the point of the Army spear. It is very lethal and very lonely out there. The soldier of tomorrow will never be alone and he will advance on his enemy shielded by dominant information. His leaders will be able to say this to him: 'Soldier, you are the master of your battlespace. You will shape the fight. The network will enable you to see all that can be seen. You will out think, out maneuver and out shoot your enemy. The Force is with you. You are one with the Force.'"[2]

Die frühen Veröffentlichungen und Expertisen zu *Land Warrior* sind in aller Regel mit Bildanleihen bei Hollywoods Zukunftskriegern wie dem 1992 produzierten *Universal Soldier* bestückt (vgl. Sterk 1997; Kaufmann 2007), Gorman zitiert den Kultspruch der *Star Wars* Serie („may the force be with you"): die Rüstung des Infanteristen wurde mit einem stark mobilisierenden Gestus vorangetrieben, *Land Warrior* mit einem Sprung in ein neues technisches Zeitalter enkodiert.

Land Warrior ist ein Projekt, in dem drei generelle Erwartungen an das Forschungsfeld des *wearable computing* militärisch ausbuchstabiert werden (vgl. Baumeler 2005: 10-15). Zunächst wird das, was der traditionelle Soldat bestenfalls durch Gespür erfahren konnte, durch automatisierte *context sensiti-*

2 Die Unterlagen der Konferenz sind inzwischen nicht mehr im Internet zu finden. Gorman's Zitat findet sich noch bei Stouder (2003).

vity geleistet: In den Kampfanzug integrierte und anderswo verteilte Sensoren sollen chemisch, atomar oder biologisch verseuchte Umwelten erkennen und automatische Warnungen auslösen. Auch das Gespür für den Gegner, für verborgene oder nächtliche Bewegungen, wird durch präzise technische Sichtbarmachung, wie z.B. Wärmebildbeobachtungen, überlagert. Darüber hinaus versorgt das Netz den Soldaten mit einer *augmented reality*. Von der Fremdsprachenhilfe bis zur Karte mit der Freund- und Feindlage sollen ihm alle möglichen ergänzenden Informationen zur Verfügung stehen. Er kann regelrecht in diese erweiterte Realität eintauchen, sofern ihm über ein *see-through display* Informationen, etwa in Form von Entfernungslinien, Sperrzonen oder Zielpunkten, direkt in das optische Feld eingespielt werden. Schließlich soll *Land Warrior* mit der Fähigkeit zu *autonomem und proaktivem* Handeln versehen werden. Das System soll etwa automatisch die Position des Soldaten erkennen und entsprechende Meldungen absetzen. Körperfunktionen (Pulsschlag, Körpertemperatur) werden automatisch überwacht und eventuelle Unregelmäßigkeiten gemeldet. Noch längst bevor eine 1.0 Version von *Land Warrior* existierte, wurden Vorstellungen der Integration von Nano-Technologien entwickelt: Textilien, die klimaregulierend aktiv werden, die Blutverlust registrieren und sich automatisch komprimieren, die ihre Umgebung erkennen und sich ihr wie ein Chamäleon anpassen (vgl. Wehrtechnischer Bericht 2003: 31-35; Erwin 2003; Rötzer 2003; Shachtman 2004).

Die neue Gestalt lässt den Soldaten als durch und durch wissenschaftlich-technisches Projekt erscheinen, das bewusst an den Cyborg-Topos anknüpft. Ursprünglich im Kontext der Raumfahrtforschung ins Spiel gebracht sollte die (bio-)technische Aufrüstung den menschlichen Körper für ein Leben im Weltraum tauglich machen (vgl. Gray 1989). Auch wenn die konkreten Projekte lediglich an der technischen Rüstung der Sinne ansetzen und nicht wie in den ursprünglichen Visionen am Umbau des Körperinneren arbeiten, wird die Imagination einer radikal transformierbaren anthropologischen Grundausstattung aufgegriffen. Zwar spannt sich das Netz von Technischem und Sozialem schon längst am Körper auf, aber erst gegenwärtig wird auf breiter Basis – von zukunftsgewandten Computer- und Nanowissenschaftlern bis zu avantgardistischen Zeitgenossen, wie etwa dem Performance Künstler Stelarc – davon gesprochen, dass die Zeit jetzt angebrochen sei, „um die Menschen neu zu gestalten, um sie besser mit ihren Maschinen kompatibel zu machen“ (Stelarc zit. n. Rötzer 1998: 609). Vilem Flusser (1994) hat im Kontext solcher Visionen von einem Übergang ‚vom Subjekt zum Projekt’ gesprochen. Die Kraft wissenschaftlicher Analyse sei inzwischen so weit vorangeschritten, so der zugrunde liegende Gedanke, dass sie jede Einheit dekonstruiere. Sie führe zu einem radikalen Verlust an Sicherheit und Orientierung, eröffne aber zugleich unabsehbare

kombinatorische Entwurfsmöglichkeiten: Die Welt lasse sich in all ihren Facetten, einschließlich der physischen Natur des Körpers, neu entwerfen. Mit *Land Warrior* wird diese Vision zum militärischen Programm.

Schon auf technologischer Ebene wird mit der radikalen Technisierung von Körpern und Sinnen ein utopisches Telos postuliert, das unvermeidlich zu einer überwindbaren Kluft zwischen Vision und Realität führt. Zum Einen scheint dies der Anreiz immer neuer Projektemacherei: Es wird nicht nur auf informationstechnische Rüstung gesetzt sondern auch auf Exoskeleton-Verstärkung der Körperkräfte oder chemisches Doping (etwa gegen Schlafbedürfnis, Mutmacher, Kraftverstärker)(vgl. Singer 2008). Andererseits kann diese Kluft zu erheblichen Enttäuschungen führen. So sollten auf der Grundlage eines Budgets von 6 Mrd. Dollar bis im Jahr 2000 ca. 10.000 *Land Warrior* Systeme einsatzbereit sein. Jahrelang aber konnten vor allem Probleme der Gewichtsreduktion bei der Batterieleistung und der Funkverbindung nicht in befriedigender Weise gelöst werden. Erst im Juni 2007 wurden die ersten Systeme im Irak eingesetzt: was die technischen Ausstattung angeht allerdings in abgespeckter Variante gegenüber den ursprünglichen Planungen. Zugleich wird von erheblichen Akzeptanzproblemen bei den Truppen berichtet, das Entwicklungsprogramm wurde zumindest vorübergehend gestoppt und seine Fortsetzung scheint finanziell noch nicht gesichert (vgl. Shachtman 2007a; Army-technology 2009; Gasparre 2009).

4 Der Infanterist: Ausbildung an der *Military Entertainment* Front

Die in jüngster Zeit aufgekommene Rede von einem *military entertainment complex* lässt sich recht präzise auf zwei Phänomene beziehen.[3] Zum einen – so betonen nicht wenige Kulturkritiker – sei seit Mitte der 1980er Jahre zu beobachten, dass das US-Militär immer stärker Einfluss auf die Filmproduktion nehme. Wenn nach dem Vietnamtrauma der Krieg wieder ein zunehmend attraktives Sujet für Filmproduktionen im Hollywoodmaßstab geworden sei, so werde nicht zuletzt aus Kostengründen die Infrastruktur und Technologie des US-Militärs für die Produktionen in Anspruch genommen. Dies schließe auch Beratung und als Gegenleistung inhaltliche Mitsprache in der Filmproduktion

3 Ob die darüber hinaus ausgreifende These vom ‚Krieg als Massenkultur' (vgl. Holert/Terkessidis 2002), die Phänomene wie hollywoodreife Fernsehauftritt von Generälen, über den Boom von Kriegsfilmen bis zu Trends wie modischen Accessoires oder Kleidung im Military-Look erfasst, von großem diagnostischen Wert ist, kann durchaus hinterfragt werden.

ein (vgl. Bürger 2005). Von den Entwicklungen in der Unterhaltungsindustrie profitiert das Militär vor allem aber im Bereich der Simulation, der zunehmend durch die Spieleindustrie bestimmt wird. Von einem *military entertainment complex* lässt sich hier in einem sehr präzisen Sinn sprechen (vgl. Lenoir 2000): Simulationstechnologien oder Spiele werden für den Zweck adaptiert, Soldaten auszubilden. Auch infanteristisches Training basiert zunehmend – ähnlich wie die Ausbildung von Piloten – auf Simulationen konkreter Kampfsituationen. Nicht mehr nur das Einüben technischer Fertigkeiten, sondern das Erleben von Kriegseinsätzen durch visuelle Erfahrung steht in der Simulation im Vordergrund. Diese Form der visuellen Erfahrung zog Ende der 1960er Jahre ins militärische Training ein, als die Besatzungen von Flug- und Panzersimulatoren mit *Head-Mounted Displays* versehen wurden. Die Kopplung von Maschinensteuerung und sinnesphysiologischem Erleben der Körper-Maschine-Bewegung, die schon ältere Flugsimulatoren boten, wurde durch die Erfahrung erweitert, sich durch einen computersimulierten 3-D-Raum zu bewegen. Die militärisch initiierte graphische Revolution, das Display zum Fenster zu machen, „through which the user looks at a virtual *conceptual* 3-D universe" (Lenoir 2000: 295), zeitigte recht schnell ‚Spin-Off-Effekte' in den Unterhaltungssektor. Wurde mit *Battlezone* im Jahr 1983 das erste Ego-Shooter Spiel auf den Markt gebracht, in dem ein Panzerschütze sich seinen Weg durch einen noch recht dürftig präsentierten dreidimensionalen Raum freischießt, so sollte 1997 eine offizielle Studie feststellen, dass die Computerspielindustrie in punkto Szenarien, Charaktermodellierung, graphischer und akustischer Qualität den militärischen Simulationen den Rang abgelaufen hatte. Im gleichen Jahr sollten dann auch die US-Marines das als Shareware erhältliche Ego-Shooter Spiel *Doom II* für die Ausbildung ihrer Squad-Führer fortentwickeln und im Jahr 2002 wurde im Auftrag der US-Army ein als Rekrutierungsinstrument gedachtes Spiel herausgegeben, *America's Army: Operations*, das kostenlos aus dem Internet geladen werden kann. Mit *Full Spectrum Warrior* entwickelte das mit Geldern der US-Army gegründete Institute for Creative Technologies (ICT) schließlich ein Videospiel, das zugleich als Marktprodukt wie als Medium für die Infanterieausbildung eingesetzt wird. Die Simulation des Kriegserlebnisses zieht in unterschiedlichste Ebenen taktischer Ausbildung ein (vgl. Lenoir 2000, 2003; Korris 2004).

Simulationstechnische Innovationen und neue Anforderungen an soldatische Profile greifen in der Ausbildung Hand in Hand. Die medientechnisch inspirierte, aus der Form der Wissens- und Informationsorganisation des Internets in die militärische Organisationsstruktur übertragene Konfiguration lässt ‚*bottom-up*-Prozesse' und Selbstorganisation zum zentralen Moment militärischen Operierens, vor allem auf taktischer Ebene, werden. Dies heißt aber, jeden Soldaten nicht allein mit neuen technischen Fertigkeiten *(digital skills)* auszu-

statten (vgl. Schaab/Dressel/Moses 2004; Baxter 2004), sondern ihn generell mit erweiterten Kompetenzen zu versehen.

In diesem Sinn wird beim Army Research Institute for Behavioral and Social Sciences (ARI) in systematischer Weise daran gearbeitet, neue Anforderungsprofile für Soldaten präzise zu bestimmen und Modelle für gewandelte Ausbildungsformen auszuloten. Auf einer ersten Ebene untersucht eine Forschungsserie des ARIs, wie sich das neue geostrategische Aufgabenfeld und die Technisierungsschübe auf die Bedingungen auswirken, unter denen Dienst und Ausbildung des Soldaten stattfinden. Das ARI macht sechs zentrale Transformationen ausfindig (vgl. HRRO 2005: 2-4). Die Organisation sei als „learning environment" zu verstehen und nicht mehr als Organisation mit stabilen Positionsbeschreibungen. Sie besitze eine „transformed Army culture (…) [because] every soldier is trained and equipped to be a decision maker". Sie ist durch neue Kommunikationsmethoden und eine enorme Kommunikationshäufigkeit gekennzeichnet. Erst nach diesen drei Punkten, die neu in den Kriterienkatalog militärischer Anforderungen aufgenommen sind, werden alte Momente, wie Handeln unter Stress und Lebensgefahr, als charakteristische Momente militärischen Operierens aufgeführt. Bereits bei der Rekrutierung, so die Vorstellungen des Forschungsinstituts, müssten daher auch andere *KSA's* (Knowledge, Skills and Attributes) gefordert und geprüft werden: Adaptionsfähigkeit, Kommunikationsfähigkeit und kulturelle Toleranz firmieren auf den vorderen Rängen. Die Ausbildungsziele definieren ein neues Bild des Soldaten – dies bedeutet auch, einen anderen Typus von Rekruten, einen weitaus besser gebildeten, für das Militär gewinnen zu können. *Intelligence* wird als zentrale Voraussetzung bestimmt.

Als generelles Ziel der Ausbildung selbst schlägt das ARI das Konzept des *Multi-Skilled Soldiers* vor, das explizit von traditionellen Ausbildungsformen abgegrenzt wird (vgl. Nelsen/Akman 2002). Anstelle hochgradig spezialisierter Ausbildungsgänge sollen in jede Ausbildung bereichsübergreifende Momente integriert werden. Teamarbeit und Selbständigkeit sollen gestärkt werden, die Jobgrenzen gelten als flexibel und die Jobs selbst als im Wandel begriffen. Von daher gilt nun auch für jeden Soldaten, dass Weiterbildung Pflicht ist. Mehr noch wird, was bisher erst auf Führungsebene unverdächtig war, nun von jedem Soldaten kreative Problemlösungsfähigkeit gefordert.

> „The focus of the training would be to instill in the soldier the mindset of adaptability, self-education, and problem solving as defining attributes." (Nelsen/Akman 2002: 6)

In dem Computerspiel *America's Army* werden diese Anforderungen in mehrfacher Hinsicht adressiert. *America's Army* bringt die Grenzen zwischen kommerziellem Spiel und militärischer Simulation zum Verschwinden. Von der Army wurde es als Spiel auf den Markt geworfen, das anders als andere Spiele exakt den US-Doktrinen folgt:

> „The Army did have a requirement: that the game be played absolutely straight, as an honest representation of the service, especially regarding ethics, codes of conduct, and professional expectations, and extendings to accurate depiction of hierarchy, missions, weapons, equipment, uniforms, settings, discipline, tactics, procedures – in short, this was to be a game a plaaton sergeant could play without wincing." (Davis 2004: 9)

Das Spiel kann, wie Nieborg (2004) herausarbeitet, vier Funktionen einnehmen, die je nach Rezeptionsweise aufgerufen werden. Erstens funktioniert es als Rekrutierungsinstrument. Die Army verkauft sich mit diesem Spiel als Marke. Sie erreicht damit ein großes Segment populärer Kultur, nicht nur mit dem Spiel selbst, sondern auch mit Berichten über das Spiel in Magazinen (vgl. Davis 2004: 7). Rekrutierung ist nicht die einzige Kommunikationsfunktion. Warum das Spiel auch außerhalb der USA herunterzuladen ist, beantwortet eine offizielle Seite der Army:

> „we want the whole world to know how great the US Army is." (zit. n. Nieborg 2004: 6)

Neben Rekrutierung und Propaganda dient *America's Army* vor allem zur Ausbildung. Eine Version, die einige zusätzliche Elemente gegenüber der öffentlich verbreiteten beinhaltet, wird für die Rekrutenausbildung eingesetzt. Simulationen ermöglichen Selbststudium, unbegrenzte Wiederholungen, sie vermitteln explizite Kenntnisse wie auch *tacit-knowledge*, vom Laden des Gewehrs bis zur Interaktion im Team, da die meisten Aufgaben nicht im Single-, sondern nur im Multiplayer Modus zu bewerkstelligen sind. Und *America's Army* kann selbst zum ‚epistemischen Ding' werden, zum Experimentierfeld für Modellierungsfragen und Simulationsforschung, etwa beim Einbau neuer Aufgaben und Prozesse, bei der Modellierung von individuellen Charakteren oder dem Bau emotional stimulierender Umgebungen usw.. In dem Spiel sind folglich der Zwang, neue Rekruten, vor allem neue Schichten von Rekruten, anzusprechen, die Ausbildung von *digital skills*, taktische Kampfausbildung und Simulationsentwicklung ineinander geschrieben.

Freilich fokussiert die Ausbildung nicht mehr nur auf Kampfausbildung. Die ‚lernende Organisation' stellt sich ebenso auf neue Aufgaben ein, wie die

Soldaten auf das gewandelte Umfeld und einen permanenten Wandel eingestellt werden sollen. General Krulaks häufig zitiertes Konzept des *Three Block Wars* reflektiert das neue sicherheitspolitische Feld, die neue Bedrohungswahrnehmung aus der Perspektive taktischer Einsätze: Von Flüchtlingshilfe über Friedenssicherung zwischen zwei befeindeten Gruppen bis zu hochintensiven Kämpfen können die Situationen innerhalb kürzester Zeit und auf engstem Raum („Three Blocks") umschlagen. Die Ausweitung dessen, was als militärisches Einsatzfeld gilt, wird zur Grundlage neuer Anforderungen an soldatische Leistungsfähigkeiten. Sie ist das Negativ, auf dem sich das Positiv geforderter soldatischer Eigenschaften und Fertigkeiten abzeichnet. Die Bedingungen militärischen Operierens haben sich radikal gewandelt.

> „The lines separating the levels of war, and distinguishing combatant and non-combatant will blur." (Krulak, 1999: 32)

Die Lage kann es erfordern, blitzschnell von Völkerverständigung auf Feindbekämpfung umzustellen. Dies gilt sowohl für die innere Einstellung als auch etwa für die Fertigkeit, auf dem Display von der Fremdsprachenhilfe zum Feindlagebild umzuschalten.

Auch für Einsätze *other than war* werden Ausbildungsschritte inzwischen per Videospiel vollzogen. Charakteristisch ist für solche Trainings das Ziel, realitätsnahe Inhalte zu schaffen. Ob lokale Militärkommandeure auf Verhandlungen bei Friedensmissionen im Irak, ob Infanteristen auf Hausdurchsuchungen in Afghanistan oder auf Zwischenfälle bei Friedensmissionen auf dem Balkan vorbereitet werden sollen: Die Modellierungen setzen im Mikrobereich an, in dem es um die Darstellung von Handlungen einzelner Personen, von kleinen Gruppen oder von zusammengelaufenen Mengen geht. Sozial plausible, emotional ausdrucksfähige Agenten sind auf dieser Ebene zu simulieren, was nur auf der Basis eines sozial-, kultur-, kognitions-, lern- und verhaltenspsychologisch hochgradig informierten Hintergrundes möglich ist (vgl. Morie 2002; Hill et al. 2004). „We need agility and adaptive training" (Erwin 2005: 1), so zieht eine für technologische Trends zuständige Beraterin des Pentagons die Lehre aus dem Irakkrieg. Mit Spielen wie *Stability Operations Winning Peace*, in dem es um politische, militärische, ökonomische, soziale und Aufklärungsmaßnahmen geht, sollen lokalen Kommandeure folglich auch kulturelles Knowhow entwickeln (vgl. ebd.). Das amerikanische Militär scheint sich das, woran es ihm vielleicht am meisten mangelt, zunehmend aus virtuellen Welten aneignen zu wollen. So etwa verspricht das Programm für *Asymmetric Warfare-Virtual Training Technology*, soziale Interaktionen bis zum mimischen Ausdruck zu modellieren.

> „These representations can be accurately tailored to represent characterists unique to different cultures or religions.“ (Sottilare 2005: 32)

Dergestalt sollen die Soldaten, die im Irak oder in Afghanistan eingesetzt werden, bereits in amerikanischen Kasernen entsprechende *cultural experiences* (vgl. ebd.) durchlaufen. Mit den Anforderungen des *low-intensity warfares* scheinen in allen Bereichen neue Formen des Trainings einzuziehen, von den feinen Mechanismen kulturell empfindsamer Kommunikation bis zur emotional stimulierenden Simulation des Häuserkampfes in islamisch geprägten Ländern im Großformat. So werden im Rahmen weiterer Programme, wie dem JFETS Programm der Army, mit unterschiedlichen Modulen Einsätze von Wüstenkämpfen bis zu Häuserkämpfen im Großformat modelliert: Der Soldat befindet sich in einem virtuell geöffneten Raum. In Fenster oder eingerissene Mauern eingelassene Großbildschirme geben den Blick auf arabische Stadtstrukturen frei, durch die feindliche Kämpfer huschen, deren Feuer nicht nur optisch, sondern auch in Form durch den Raum peitschender Schüsse simuliert wird.

Eingeübte Befehls- und Gehorsamsstrukturen, Spezialisierungen und mechanische Routinen – die Art von Disziplin, die Max Weber im Sinn hatte, wenn er vom ‚stahlharten Gehäuse der Hörigkeit' sprach – können ebenso wenig wie große Manöver in den vielschichtigen Lagen der neuen Kriege hinreichen, um adäquat Dienst zu leisten. Dementsprechend äußert sich eine Beraterin des Pentagon:

> „Large-scale exercises are not suitable for fighting this enemy.“ (zit. n. Erwin 2005: 1)

Man benötige die vielen kleinen variierbaren und anpassbaren Übungen, wie sie die Computersimulationen ermöglichen. Das Regime des Flüssigen, des Transformatorischen, das die soziologische Diagnostik als zentrales Charakteristikum des Informationszeitalters bestimmt (vgl. Urry 2000; Bauman 2003), diktiert die militärische Lagebestimmung – an ihr orientiert sich das Profil eines neuen Soldaten. Zum kampftechnischen Knowhow treten Anpassungsfähigkeit, selbstständiges Lernen, Problemlösungsfähigkeit und kulturelle Kompetenz als neue Anforderungen hinzu. Wo einst auf Gehorsam Wert gelegt wurde, ist inzwischen von *Empowerment* die Rede. *Network Centric Warfare* „involves the empowerment of Individuals at the edge of an organization“ (Alberts/Hayes, 2003: 5). Simulationsgestützte Ausbildungsgänge gelten als wesentliche Elemente des vorbereitenden *Empowerments*, *Land Warrior* als ein wesentliches Instrument, um im Einsatz die Hierarchie abzuflachen und die Kraft der Organisation nach unten zu verlagern (vgl. Adams 2000: 55). Noch in jeden Gefreiten soll der Geist eines Generals gepflanzt werden. Krulak (1999) bezeichnet die

neue Schlüsselfigur, die dem Regime eines Sicherheitskontinuums entspringt, denn auch als *strategic corporal*.

5 Der Infanterist als Figur einer netzwerkförmigen Vergemeinschaftung

Die Protagonisten des *Network Centric Warfare* orientieren sich an gemeinschaftsstiftenden Visionen der Internetkultur, sie verbinden die Netzkultur mit einer Kultur des Kollektiven. Damit stellt sich auch für das Militär das Problem, vor dem jede soziale Netzwerkorganisation steht: Wenn Selbstorganisation die Hierarchie tendenziell ersetzen soll, wird Vertrauen zur zentralen Ressource der Kooperation (vgl. Weyer 2000: 11-14). Die Joint Vision 2020 spricht von einem Geist der *Jointness*, der Streitkräfte von der Kleingruppe bis zu streitkräfteübergreifenden Verbänden, vom Soldaten bis zum *leader* zusammenhalten soll. Theoretiker des *Network Centric Warfare* sprechen davon, dass „interoperability" auch in einer *cognitive* und *social domain*, (vgl. Alberts/Hayes, 2003: 107-114) herrschen, also in tiefgehenden emotionalen und normativen Bindungen gründen solle. *Network Centric Warfare* erfordert die Suche nach gestärkten Formen der Kohäsion. Dabei wird die Lösung für das Problem der Vertrauensbildung in zwei unterschiedlichen Strategien gesucht. Die eine setzt auf traditionelle Linien militärischer Selbstdefinition, die andere auf die Effekte der Virtualisierung sozialer Kontrolle.

Militärische Disziplinierung zielte traditionell nicht allein auf die Ausbildung der soldatischen Eigenschaften und Fertigkeiten, sondern auch auf die ethische Formung der Soldaten. Soziologisch handelt es sich um den Gegensatz von Funktions- und Haltungsdisziplin (vgl. Heiseler 1966). Wurde im Zeitalter atomarer Bedrohung die Haltungs- zunehmend durch die Funktionsdisziplin verdrängt, so scheint dies gegenwärtig als Problem wahrgenommen zu werden. In den Überlegungen, wie man die Maßnahmen zum Sieg im globalen Krieg gegen den Terror bündeln könne, nennt die US-Army denn auch an erster Stelle von 16 konkreten Initiativen:

> „The Soldier – Develop flexible, adaptive and competent Soldiers with a Warrior Ethos." (U.S. Army 2004: 15)

Ein solches *Warrior Ethos* wurde von einer im Rahmen des Transformationsprogramms der Army eigens eingerichteten Task Force entwickelt. Das Ergebnis ist ein Glaubensbekenntnis, dessen Kurzversion lautet:

> „The Soldier's Creed": „I am an American Soldier. I will always place to mission first. I will never accept defeat. I will never quit. I will never leave a fallen comrade. I am an American Soldier. I live by this creed." (ebd.: 13)

Die Kurzfassung stellt die horizontale Bindung unter den Soldaten in den Vordergrund. Die Langfassung hingegen bezieht sämtliche Formen normativer und emotionaler Bindungen ein, welche die sozialwissenschaftliche Forschung als soldatische Motivationsstützen ins Feld führte:

> „vertical bounding with leaders, organizational cohesion with the service institution, and societal cohesion with the nation." (Sando 2004: 6; vgl. auch Nuciari 2003: 63-67)

Das Ethos, dessen Verankerung in die einzelnen Ausbildungsschritte integriert ist, soll nicht allein soldatisches Verhalten anleiten, es soll vielmehr eine kollektive, verschiedene Einheiten und Teilstreitkräfte übergreifende Identität stiften. Neben dieser Initiative arbeiten zahlreiche Diskussionen und Programme an der Frage, wie ein Geist der *Jointness* zu entwickeln sei. Vorgeschlagen wird, Erhebungen zum „command climate" durchzuführen, um die Fähigkeit von Offizieren, Vertrauen zu schaffen, zu bewerten (Jones 2003). Es wird dafür plädiert, das Beförderungssystem stärker auf die organisatorische Einheit statt auf die individuelle Karriere abzustellen (vgl. Smith/Corbin/Hellman 2001: 106-110), und damit experimentiert, die Grundausbildung zwecks kollektiver Identitätsprägung zu verlängern (vgl. Nelson/Akman 2002: 12).

Außer Ethos und Doktrin kennt der *Network Centric Warfare* freilich noch ein spezifisches Medium, Vertrauen zu gewährleisten: Das gemeinsame Lagebild. Zu den Techniken, Soldaten zu formieren, zählen auch charakteristische Formen, auf der Ebene des Sichtbaren wirksame Kontrollinstanzen zu errichten. Die Idee, den Infanteristen informationstechnisch zu stärken, basiert darauf, ein permanent aktualisiertes Lagebild zu erzeugen, auf dem er selbst wie auch alle anderen sichtbar sind. Das Kernelement, um das sich netzwerkförmiges Operieren dreht, ist folglich das *Common Operational Picture* (COP). Medial, so die Erwartung, soll mit diesem COP eine neue Form von Kollektivität entstehen:

> „Shared battlespace awareness emerges when all relevant elements of the warfighting ecosystem are provided with access to the COP. This means that battlespace awareness must be viewed as a collective property (a type of collective consciousness)." (Alberts/Garstka/Stein 1999: 135)

Der Anschluss ans *Common Operational Picture* erweitert die Wahrnehmung. Noch der einzelne Infanterist kennt die Lage von Freund und Feind, ihm stehen

Sensordaten zur Verfügung, er steht mit Soldaten von Nachbareinheiten im Mail-Kontakt und kann Verhaltenshilfen übers Netz abrufen. Zugleich erhält jeder einzelne Soldat ein ‚Datendoppel'. Der Infanterist wird in Zukunft stets online sein, seine Bewegungen werden registriert und ins Lagebild eingespeist. Er selbst wird dieses Bild permanent aktualisiert auf einem Headup-Display eingespielt bekommen. Die Soldaten agieren somit als ihre eigenen Beobachter, die ihre Handlungen am Bildschirm repräsentiert sehen. Sie können zu virtuellen Kommandeuren ihrer selbst werden, weil sie am Bildschirm die eigene Lage auf eine allgemeine Lage beziehen können. Sie agieren immer schon unter der Beobachtung der anderen, für die dasselbe gilt. Das Netz wird zum verallgemeinerten Kontrollraum. Das Kollektivbewusstsein, bei Durkheim bekanntlich in vielen Regeln, Normen und Instanzen gesellschaftlich gestreut und innerlich verankert, wäre hier eine mediale Installation.

Dabei wäre mit dem COP weniger eine Kontrolle im Sinne einer zeitlich nachgeordneten Überprüfung installiert, noch würde die Durchführung eines Plans überwacht. Vielmehr konvergiert die ganze Sequenz von *command and control* – also Planen, Überwachen, Beurteilen, Entscheiden, Befehlen, Überprüfen – in einem gleichzeitigen Prozedere. Das Optimum an Führung ist erreicht, wenn die permanente Selbstadaption an veränderte Lagebilder in Gang gehalten wird. Daher – so die Erwartung der Protagonisten – sei auch *Leadership* nicht mehr eine Eigenschaft, die einer Personen oder einer Positionen zugeordnet wird, sondern ein emergentes Phänomen, das sich aus der Situation heraus entwickelt (vgl. Alberts/Hayes 2003: 184–186).

Das Problem, Vertrauen und Verlässlichkeit herzustellen, wird somit in doppelter Weise angegangen: Zum einen über die traditionelle Form rigider Normbildung, zum anderen über eine Form funktionaler Adaption an schnell wechselnde Lagen, die durch gemeinsame Problemdefinitionen und medial hergestellte Durchsichtigkeit kalkulierbar werden. Liest man das COP im Sinne von Foucaults Panopticon, dann scheint das Militär mit zwei Optionen zugleich zu operieren. Die erste setzt noch auf die normativ geleitete Disziplin, die sich panoptisch überprüfen ließe, die zweite eher auf eine neoliberale Form des Regierens, auf das *Empowerment* der einzelnen, damit diese ihr Handeln selbst den allgemeinen Systemerfordernissen anpassen. Man setzt damit auf die Tendenz zur wechselseitigen Beobachtung, weg vom ‚top-down Modell' hin zu einer generellen Streuung des panoptischen Blicks. Die Frage, in welche Richtung soziale Kontrolle hier ausschlägt, lässt sich allerdings anhand von Programmatiken nicht allein beantworten. Konstatieren kann man lediglich, dass sich hier das zentrale Problem in nuce stellt, das die *surveillance studies* für die Transformation sozialer Kontrolle in vernetzten Gesellschaften aufsteigen sehen (vgl. Haggerty/Ericson 2000; Lyon 2001).

6 Zu den Aporien netzwerkzentrischer Kriegführung

Das Konzept netzwerkzentrischer Kriegführung ist bisher weitgehend Programm. Von einer Aufarbeitung der Erfahrungen mit diesem Konzept kann in den gegenwärtigen Kriegen keine Rede sein. Unklar ist auch, welche der gegenwärtigen dysfunktionalen und kontraproduktiven Phänomene und Entwicklungen tatsächlich Mängeln des Konzepts, oder Mängeln seiner Verwirklichung, grundlegenden Problemen oder nur unzureichenden Umsetzungen zuzuschreiben sind. Dennoch möchte ich hier einige Probleme herausstellen, die systematischer Natur zu sein scheinen (vgl. Shachtman 2007b).

Was die epistemologische Wende und die mit ihr verbundene Transformation der Organisationsstruktur angeht, liegt ein Widerspruch im Anspruch, in smarter, flexibler und ökonomischer Form Gewalt zu produzieren und zugleich Sicherheit für Pazifizierungs- und Nationenbildungsprozesse zu leisten. Straßenbarrikaden zu errichten, Marktplätze zu kontrollieren, Infrastrukturen aufzubauen und zu kontrollieren benötigt schon in Städten, ganz abgesehen vom Land, enorme personelle Kräfte. Berichte, dass es im Irak oder Afghanistan überall an Kräften mangelt, gibt es reichlich. *Network Centric Warfare* als schlanke Produktion von Gewalt mag funktionieren, dauerhafte Aufbauprogramme zur Friedenssicherung sind aber auch vernetzt kaum im Modus der *lean production* zu erzielen.

Wenn eine netzwerkzentrierte Kriegsführung die Trennung zwischen Friedensmissionen und Kriegseinsatz einreißt, entstehen für die Disziplinierung und Führung von Soldaten grundsätzliche Widersprüche, die sich in den unterschiedlichen Fokussierungen, wie soldatische Vergemeinschaftung zu erzielen ist, manifestieren. Da ist zum einen der Widerspruch zwischen den Attributen eines warriors und eines *peacemakers*, der sich etwa in der Dichotomie von *to be fit for action* vs. *empathy*, von *decisiveness* vs. *expertise*, von *obedience* vs. *cooperativeness* (Nuciari 2003: 75) äußert. Zum anderen existiert der Widerspruch zwischen einem professionsspezifischen Ethos, das Soldatsein von allen anderen Tätigkeiten abzuheben versucht, und einer Organisation, welche an gesellschaftlichen und nicht zuletzt technologischen Qualifikationsprofilen orientiert das Berufsbild des Soldaten demjenigen anderer Erwerbsarbeit angleicht (vgl. ebd.: 76-80). Drittens erscheint es als Widerspruch, den Soldaten einerseits eng auf tradierte militärische Normen und Werte zu verpflichten und zugleich an Selbstorganisation, Flexibilität und Anpassungsfähigkeit zu appellieren. Beide, der Krieger und der Friedensstifter, der gehorsame Soldat und der selbstverantwortliche Experte, sollen zugleich gestärkt werden. *Network Centric Warfare* erhebt somit kontradiktorische Anforderungen zum Programm. Der neue Soldat soll zugleich Friedensstifter und Krieger sein, er soll fähig sein,

selbstverantwortlich, kreativ und anpassungsfähig zu handeln, dabei aber stets dem Befehl gegenüber gehorsam, dem militärischen Kollektiv untergeordnet und der Nation verpflichtet bleiben. Das flexible Subjekt als Signum der Gegenwart würde im Soldaten möglicherweise seinen größtmöglichen inneren Widerspruch erfahren.

Wenn eine netzwerkzentrische Kriegführung auf dezentrale Formation, auf Selbstorganisation und Selbstsynchronisation von Kleingruppen setzt, scheint damit auch die Gefahr einer Radikalisierung des Konflikts gegeben. Netzwerke galten der staatlichen Gewaltorganisation stets als Schreckensbild, weil sie Organisationen am Rande formalen Zusammenhalts, am Rande des Zerfalls sind. Nicht selten laufen die Kämpfer davon, wenn sie sehen, dass es brenzlig wird. Als Schreckensbild galten Netzwerke aber auch, weil sie stets am Rande des Überschreitens von Regeln operieren. Netzwerke jedenfalls waren immer auch eine Metapher des Kriminellen, des Untergründigen und Radikalen. Eben in dieser doppelten Form am Rande zu operieren, besteht die Radikalität und die Ambivalenz des Unterfangens, das ‚stahlharte Gehäuse', in das Weber den Menschen in der Moderne gepresst sah, durch die Mobilisierung der Kraft des *Land Warriors* aufzusprengen. Die Interviews mit amerikanischen Soldaten, die von ihrem Alltag im Irak berichten (vgl. Der schmutzige Krieg 2007; Greiner 2007), zeigen, wie weit programmatische Ansprüche an soldatische Eigenschaften und Fähigkeiten von dem, was die Regel und auch von dem, was erwartbar ist, entfernt sind: Eine permanent bedrohliche Lage, in der kein Feind zu sehen ist, keine Front existiert. Die Basen sind abgeschottet und die Soldaten schwirren von diesen aus, um den Gegner aufzuspüren. Die waffentechnisch hochgerüstete Truppe ist machtlos und schlägt zugleich oder genauer deswegen wahllos um sich und tötet zahllose Zivilisten. Die Führung ist an der Strafverfolgung desinteressiert und missachtet das Kriegsrecht. Es gibt manche Anzeichen, die berechtigterweise davon sprechen lassen, dass der Irak ein zweites Vietnam sei – auch wenn die Gewaltexzesse sicher nicht von gleichem Ausmaß und gleicher Radikalität sind. Dabei ist es gerade der dezentral geführte Krieg in kleinen Gruppen, der solche Radikalisierungen begünstigt.

Wenn der ‚digitale Soldat' hier im Vordergrund steht, dann lässt sich schließlich noch auf Aporien verweisen, die aus der Technostruktur netzwerkzentrischer Kriegführung resultieren. Bereits in das führungstechnische Telos einer ständigen Optimierung und Feinjustierung der eigenen Kräfte scheinen Technikutopien einzugehen. Gorman's Diktum, „the network will enable you to see all that can be seen" (Stouder 2003) schließt an Vorstellungen von einem *transparent battlefield* an und nicht wenige sehen im Netz *god's-eyes view* zirkulieren. Genau darin liegt die technologische Utopie: Gottes Erkenntnis ist unmittelbar, Soldaten hingegen sind auf mediale Vermittlung, auf Daten verwie-

sen. Genau hier kommt eben der ganze informations- und kommunikationstechnische Apparat, vom *Global Information Grid* bis zum Display des *Land Warriors*, ins Spiel, die ganzen Verfahrensweisen, mit denen die Realität medial ganz wörtlich ‚In-Formation' gebracht wird, die Lektüren, an denen mit *digital skills* gearbeitet wird. Dass diese ganze Maschinerie in reiner Medialität aufgeht, weil sie friktionslos funktioniert, ist utopisch. Diese Vorstellung blendet z.B. die Dialektik aus, dass es zu Gegenbewegungen führt, wenn man den Krieg fast gänzlich in eine andere Sphäre, in die der Information, verlagert. So wird die militärinterne Kritik nicht müde, auf die Empfindlichkeit von Informationstechnologien gegen Gegenschläge hinzuweisen (vgl. Mey/Krüger, 2005: 32-33, 36 u.a.). Die Vorstellung blendet auch die ‚Friktionen' – um diesen Clausewitzschen Begriff ins Spiel zu bringen – im eigenen Getriebe aus, die durch interne Komplexitätssteigerungen entstehen. Diskutiert wird daher stets, wie das Problem der ‚Informationsüberflutung', das auf sämtlichen Ebenen existiere, zu bewältigen sei. Vor allem stellt sich die Frage, ob gerade auf unterer Ebene der Ausbildungsstand tatsächlich den Anforderungen entsprechend angehoben werden könne (vgl. ebd.: 34).

Mehr noch aber fragt sich, ob, von solchen Widersprüchen einmal abgesehen, vernetzte Kriegführung tatsächlich zu einem *Empowerment* an den neuralgischen Punkten der neuen Kriege führen kann. Noah Shachtman (2007b) berichtet, dass die netzwerktechnische Rüstung in einigen Städten im Irak weit fortgeschritten sei; die US-Streitkräfte verfügten schon im Jahr 2007 über hervorragende Kommunikationsnetze und Datengrundlagen – etwa über 3-D-Karten aus Fahrerperspektive für die Planung von Patrouillen oder Transporten. Alle Widerstandsaktivitäten sind mit Uhrzeit und Ort, jeder einzelne US-Panzer und LKW ist durch ein blaues Icon repräsentiert und vieles andere mehr ist auf den digitalen Karten erfasst. Vor allem ist das aktuelle Lagebild in allen Kommandoposten abrufbar. Abseits der zentralen Orte, wie auch auf unteren Kommandoebenen, herrscht allerdings Bandbreitenmangel, im Einsatz waren Infanteristen bis 2007 weitgehend von diesem Netz abgekoppelt. Mehr noch: Inzwischen sind Blogs und nichtautorisierter E-Mail-Verkehr aus Sicherheitsgründen verboten. Dieser Grund scheint durchaus plausibel: zwischen offener Internetkommunikation, wie das *Network Centric Warfare* Konzept sie propagiert, und militärischer Sicherheit scheint ein grundsätzlicher Widerspruch zu bestehen. Genau deshalb kennt das Kommunikationsnetz Zugangsgrenzen auch genau dort, wo die sozialen Netze bedeutsam sind: in der Zusammenarbeit mit einheimischen Sicherheitskräften, Behörden und Gewährspersonen. Gerade an den Stellen, an denen sich die Kraft der Netzwerke entfalten sollte – *Power to the Edge* – existieren strukturelle Begrenzungen sowohl technischer als auch sozialer Natur. Der Glaube, dass sich mit *Network Centric Warfare* und digital ge-

rüsteten Soldaten alle Formen der Kriegführung und Friedenssicherung abdecken ließen, scheint illusorisch.

Literatur

Ackerman, Robert K. (2003): Iraq War Operations Validate Hotly Debated Theories. In: http://www.afcea.org/signal/articles/templates/SIGNAL_Article_Template.asp?articleid=105&zoneid=57 (30.07.2009).

Adams, James (1998): The Next World War. Computers are the Weapons and the Front Line is Everywhere. London: Hutchinson.

Alberts, David S./Garstka, John J./Stein, Frederick P. (1999): Network Centric Warfare. Developing and Leveraging Information Superiority. Washington D.C.: CCRP Publication Series.

Alberts, David S./Hayes, Richard E. (2003): Power to the Edge. Command and Control in the Information Age. Washington D.C.: CCRP Publication Series.

Army-technology (2009): Land Warrior Integrated Modular Fighting System. In: http://www.army-technology.com/projects/land_warrior/ (01.07.2009)

Bauman, Zygmunt (2003): Flüchtige Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Baumeler, Carmen (2005): Von kleidsamen Computern und unternehmerischen Universitäten. Eine ethnographische Organisationsstudie. Münster: Lit.

Baxter, Holly C. et al. (2004): Mindprint. Developing the Soldiers and Leaders of Objective Force and Beyond (research Report 1816), Alexandria: U.S. Army Research Institute for the Behavioral and Social Sciences.

Boemcken, Marc von (2008): Network Centric Warfare oder die Automatisierung des Krieges. In: Helmig et al. (2008a): 81-101.

Boot, Max (2003): The New American Way of War. In: Foreign Affairs 84. 4. 41-58.

Bürger, Peter (2005): Kino der Angst. Terror, Krieg und Staatskunst aus Hollywood. Stuttgart: Schmetterling-Verlag.

Caforio, Guiseppe (Hrsg.) (2003): Handbook of the Sociology of the Military. New York: Kluwer.

Chairman Joint Chiefs of Staff (1996): Joint Vision 2010. America's Military. Preparing for Tomorrow. Washington D.C.: CJCS.

Chairman Joint Chiefs of Staff (2000): Joint Vision 2020. America's Military. Preparing for Tomorrow. Washington D.C.: CJCS.

Cohen, Eliot O. (2004): Change and Transformation in Military Affairs. In: The Journal of Strategic Studies 27. 3. 395-407.

Davis, Margaret (Hrsg.) (2004): America's Army PC Game. Vision and Realization. In: http://www.movesinstitute.org/~zyda/pubs/YerbaBuenaAABooklet2004.pdf (30.07.2009).

DeLanda, Manuel (1991): War in the Age of Intelligent Machines. New York: Swerve.

Der Derian, James (2001): Virtous War. Mapping the Military-Industrial-Media-Entertainment Network. Bolder: Westview.

Der schmutzige Krieg (2007): US-Soldaten berichten aus ihrem Alltag im Irak. In: Mittelweg 36 5. 17-52.
Dülmen, Richard von (Hrsg.) (1998): Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500-2000. Wien: Böhlau.
Erwin, Sandra I. (2003): Army Redrafts Roadmap for "Land Warrior". In: http://www.nationaldefensemagazine.org/issues/2003/Jul/Army_Redrafts.html (30.07.2009).
Erwin, Sandra I. (2005): Virtual maneuvers: games are gaining ground, but how far can they go? In: http://www.allbusiness.com/public-administration/national-security-international/851817-1.html (22.08.09).
Flusser, Vilém (1994): Vom Subjekt zum Projekt. Menschwerdung. Bensheim: Bollmann.
Gasparre, Richard B. (2009): Obama – Putting People, Not Technology, First. In: http://www.army-technology.com/features/feature48425 (01.07.2009).
Gray, Chris Hables (1989): The Cyborg Soldier. The US military and the post-modern warrior. In: Levidov et al. (1989): 43-72.
Greiner, Bernd (2007); Aus gegebenem Anlass. Ein Krieg, der mit einer Lüge begann und im Desaster enden musste. In: Mittelweg 36 5. 4-16.
Haggerty, Kevin D. / Ericson, Richard V. (2000): The surveillant assemblage. In: British Journal of Sociology 51.4. 605–622.
Heil, Reinhard et al. (Hrsg.) (2007): Tensions and Convergences. Technological and Aesthetic Transformations of Society. Bielefeld: transcript.
Heiseler, Johannes Henrich von (1966): Militär und Technik. Arbeitssoziologische Studien zum Einfluß der Technisierung auf die Sozialstruktur des modernen Militärs In: Picht (1966): 66-158.
Helmig, Jan/Schörnig, Niklas (Hrsg.) (2008a): Die Transformation der Streitkräfte im 21. Jahrhundert. Militärische und politische Dimensionen der aktuellen „Revolution in Military Affairs". Frankfurt/Main: Campus.
Helmig, Jan/Schörnig, Niklas (2008b): Die Transformation der Streitkräfte im 21. Jahrhundert. Eine kritische Bestandsaufnahmen. In: Helmig et al. (2008a): 11-31.
Human Resources Research Organization (2005): Future Army-Wide Soldier Performance Requirements (Research Product 2005-05).Alexandria: U.S. Army Research Institute for the Behavioral and Social Sciences.
Hill, Randall W. et al. (2004): Learning the Lessons of Leadership Experience: Tools for Interactive Case Method Analysis. Marina del Rey. In: http://www.ict.usc.edu/ publications/hill-learningthelessons-asc.pdf (30.07.2009).
Holert, Tom/Terkessidis (2002): Entsichert. Krieg als Massenkultur im 21. Jahrhundert, Köln: Kiepenheuer und Wietsch.
Jones, Steven M. (2003): Improving Accountability for Effective Command Climate. A Strategic Imperative. Carlisle: U.S. Army War College.
Kaufmann, Stefan (2006): Land Warrior. The Reconfiguration of the Soldier in the "Age of Information". In: Science, Technology & Innovation Studies 2. 81-102.
Kaufmann, Stefan (2007): Soldiers on the Screen. Visual Orders and Modern Battlefields. In: Heil et al. (2007): 317-326.
Kaufmann, Stefan (2008): Der neue Geist des Krieges. Natur als Referenz im *Network Centric Warfare*. In: Rehberg (2008): 752–767.

Kohlhoff, Jürgen (1998): Der elektronische Soldat. In: Soldat und Technik.1. 248–250.
Korris, James H. (2004): Full Spectrum Warrior: How the Institute for Creative Technologies built a cognitive Training Tool for the X-Box. ICT. Marina del Rey. In: http://www.ict.usc.edu/ publications/ korris-fsw-asc.pdf (01.07.2009).
Krulak, Charles C. (1999): Strategic Corporal. Leadership in the Three Block war. In: Marines Magazine 83. 1. 29-34.
Latham, Robert (Hrsg.) (2003): Bombs and Bandwidth. The Emerging Relationship between Information Technology and Security. New York: The New Press.
Lenoir, Timothy (2000): All but War Is Simulation: The Military-Entertainment Complex. In: Configurations 8. 289-335
Lenoir, Timothy (2003): Programming Theaters of War: Gamemakers as Soldiers. In: Latham (2003): 175-198.
Levidov, Les/Robins, Kevin (Hrsg.) (1989): Cyborg Worlds. The military informations Society. London: Free Association.
Libicki, Martin (1999): Illuminating Tomorrow's War. Washington D.C.: CCRP Publication.
Lyon, David (2001): Surveillance Society. Monitoring everyday life. Philadelphia: Open University Press.
Mey, Holger H./Krüger, Michael K.-D (2005): Vernetzt zum Erfolg? „Network-Centric Warfare" – zur Bedeutung für die Bundeswehr. Frankfurt/Main: Report-Verlag.
Morie, Iyer Valanejad et al. (2002): Emotionally Evocative Environments for Training. Marina del Rey. In: http://www.ict.usc.edu/ publications/ASC-Morie-2002.pdf (30.07.2009).
Nelsen, John T./Allan Akman (2002): The Multi-Skilled Soldier Concept: Considerations for Army Implementation. Alexandria: U.S. Army Research Institute for the Behavioral and Social Sciences.
Nieborg, David B. (2004): America's Army: more than a game? In: http://www.gamespace.nl/content/ISAGA_Nieborg.PDF (30.07.2009).
Nuciari, Marina (2003): Models and Explanations for Military Organisation: An Updated Reconsideration. In: Cafario (2003): 61-85.
O'Hanlon, Michael (2000): Technological Change and the Future of Warfare. Washington D.C.: Brookings Institution.
Picht, Georg (Hrsg.) (1966): Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr. 2. Folge. Bonn et al.: Eckart Verlag.
Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.) (2008): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Frankfurt/Main: Campus-Verlag.
Rötzer, Florian (1998): Posthumanistische Begehrlichkeiten. Selbstbestimmung oder Selbstzerstörung. In: Dülmen (1998): 609-632.
Rötzer, Florian (2003): Nanotechnologie für das Militär. In: http://www.heise.de/tp/r4/artikel/14/14870/1.html (30.07.2009).
Sando, Donald M. (2004): Band of Brothers. Warrior Ethos, Unit Effectiveness and the Role of Initial Entry Training. Carlisle: U.S. Army War College.
Schaab, Brooke B./Dressel, Douglas J. (2003): Training the Troops: What Today's Soldiers Tell Us About Training For Information-Age Digital Competency (Research

Report 1805). Alexandria: U.S. Army Research Institute for the Behavioral and Social Sciences.
Shachtman, Noah (2004): Army Reboots GI's Tired Fatigues. In: http://www.wired.com/news/technology/0,1282,63581,00.html (30.07.2009).
Shachtman, Noah (2007a): The Army's new Land Warrior Gear: Why Soldiers Don't Like It. In: http://www.popularmechanics.com/technology/military_law/4215715.html (30.07.2009)
Shachtman, Noah (2007b): How Technology Almost Lost the War: In Iraq, the Critical Networks are Social – Not Electronic. In: http://www.wired.com/politics/security/magazine/15-12/ff_futurewar (30.07.2009).
Singer, Peter W. (2008): How to be All That You Can Be: A Look at the Pentagon's Five Step Plan For Making *Iron Man* Real. In: http://www.brookings.edu/articles/2008/0502_iron_man_singer.aspx (30.07.2009).
Sloan, Elinor C. (2002): The Revolution in Military Affairs. Montrealet al..: McGill-Queen's UP.
Smith, Daniel/Corbin, Marcus/Hellman, Christopher (2001): Reforging the Sword. Forces for a 21st Century Security Strategy. Washington D.C.: Center for Defense Information.
Sottilare, Robert A. (2005): Improving Soldier Learning and Performance Through Simulation and Training Technologies. In: Army AL&T Magazine. 3. 31-35.
Sterk, Richard (1997): Tailoring the Techno-Warrior. In: Military Technology 4-5. 21. 69-72.
Stouder, Richard L. (2003): Inventing the 21st-Century Soldier. In: http://www.worldandi.com/specialreport/warrior/warrior.html (30.07.2009).
Toffler, Alvin (1980): The Third Wave. New York: Random House.
Urry, John (2000): Sociology beyond Society. Mobilities for the twenty-first century. London: Routledge.
U.S. Army (2004): The Way Ahead. Our Army at War. Relevant and Ready Booklet. In: http://www.army.mil/thewayahead/focus.html (30.07.2009).
Wehrtechnischer Report (2003): Infanterist der Zukunft. Führen, bewegen, überleben, durchsetzen. Nr. 2. Bonn: Report Verlag.
Zieniwicz, Matthew J./Johnson, Douglas C./Wong, Douglas C./Flatt, John D. (2002): The Evolution of Army Wearable Computers. In: Pervasive Computing 1. 1. 30-40.

Die AutorInnen

Apelt, Maja, PD Dr.: Soziologin, Professurvertreterin an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg, Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Interessenschwerpunkte: Organisations-, Militärsoziologie, Geschlechterforschung. Wichtige Publikationen: Sozialisation in „totalen" Institutionen. In: Hurrelmann, Klaus et al. (Hrsg.): Handbuch für Sozialisationsforschung. Weinheim 2008: Beltz. 372-383. Zusammen mit Cordula Dittmer: „Under Pressure" – Das Militär im Zeichen veränderter Geschlechterverhältnisse und neuer Kriege. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.): Dimensionen von Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster 2007: Westfälisches Dampfboot. 68-83. Zusammen mit Christiane Bender und Jens-Rainer Ahrens (Hrsg.): Frauen und Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte. Wiesbaden 2005: VS.

Biehl, Heiko, Dr.: Sozialwissenschaftler, Leiter der Forschungsschwerpunkte ‚Multinationale Streitkräftestrukturen/Europäische Streitkräfte' und ‚Sozialwissenschaftliche Begleitung der Auslandseinsätze der Bundeswehr' am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr, Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft, Soziologie und Military Studies an der Universität Potsdam. Interessenschwerpunkte: Parteienforschung, Militärsoziologie. Wichtige Publikationen: Zusammen mit Sabine Jaberg/Günter Mohrmann/Maren Tomforde (Hrsg.): Auslandseinsätze der Bundeswehr. Sozialwissenschaftliche Analysen, Diagnosen und Perspektiven. Berlin 2009: Duncker & Humblot. Von der Verteidigungs- zur Interventionsarmee. Konturen eines gehemmten Wandels. In: Kümmel, Gerhard (Hrsg.): Streitkräfte im Einsatz. Zur Soziologie militärischer Interventionen. Baden-Baden 2008: Nomos Verlag. 9-20. Soziale Entwurzelung und Repräsentationsverlust der Parteien. In: Jun, Uwe/Niedermayer, Oskar/Wiesendahl, Elmar (Hrsg.): Zukunft der Mitgliederpartei. Opladen 2009: Budrich. 111-128.

Dittmer, Cordula, Dr. phil.: 2002-2005 Wiss. Mitarb. HSU-Hamburg, DFG-Forschungsprojekt ‚Geschlecht und Organisation am Beispiel der Bundeswehr', 2005-2007 Promotionsstipendiatin der Deutschen Stiftung Friedensforschung, Zentrum für Konfliktforschung Philipps-Universität Marburg. Interessenschwerpunkte: Genderforschung, Friedens- und Konfliktforschung. Wichtige Publikationen: Gender Trouble in der Bundeswehr. Eine Studie zu Identitätskonstruk-

tionen und Geschlechterordnungen unter besonderer Berücksichtigung von Auslandseinsätzen. Bielefeld 2009: Transcript. Zusammen mit Maja Apelt: About Intervening in Vulnerable Societies: Gender in Military Peacekeeping of the Bundeswehr. In: Carreiras, Helena/Kümmel, Gerhard (Hrsg.): Women in the Military and in Armed Conflict. Wiesbaden 2008: VS-Verlag. 63-80. Soldat, Kämpfer, Sozialarbeiter? Männlichkeit und Militär in Peacekeeping-Einsätzen, In: Freiburger Frauenstudien 20 (2007). 159-174. Zusammen mit Maja Apelt: "Under pressure" - Militärische Männlichkeiten im Zeichen neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse, In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael /Scholz, Sylka (Hrsg.): Dimensionen von Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster 2007: Westfälisches Dampfboot. 68-83.

Kaufmann, Stefan, PD Dr.: zur Zeit Vertretungsprofessur für Medientheorie an der Universität Siegen und Leiter von Forschungsprojekten zu ziviler Sicherheit an der Universität Freiburg; seit 1995 Lehraufträge an den Universitäten Freiburg i. Br., Basel, Leipzig, Fellow und DFG-Stipendiat an der ETH Zürich (2002-2005), Vertretungsprofessur für Kultursoziologie an der Universität Freiburg i. Br. (2006-2007). Interessenschwerpunkte: Kultur-, Technik-, Raumsoziologie und Soziologie des Krieges. Wichtige Publikationen zum Thema Krieg und Militär: Rationalitätsformen der Kriegführung: Krieg in Vietnam und im „Network Centric Warfare“. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 35. 1. 2009. 53-73. Der neue Geist des Krieges. Natur als Referenz im Network Centric Warfare. In: Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg. Frankfurt a.M. 2008: Campus. 752-767. Kommunikationstechnik und Kriegführung 1815-1945. Stufen telemedialer Rüstung. München 1996: Fink.

Kruse, Volker, Prof. Dr.: seit 2006 Außerplanmäßiger Professor an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld im Bereich Soziologische Theorie/ Geschichte der Soziologie, 1988 Promotion, 1995 Habilitation, 1996-2004 Vertretungsprofessuren (Wirtschaftssoziologie, Sozialstrukturanalyse) und Mitarbeit im DFG-Forschungsprojekt über Kreditgenossenschaften in Deutschland und Taiwan, seit 2004 Wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Lehrkraft für besondere Aufgaben. Interessenschwerpunkte: Soziologische Theorie, insbesondere Kriegsgesellschaftstheorie, Historische Soziologie, Geschichte der Soziologie, Wirtschaftssoziologie. Wichtige Publikationen: Soziologie und „Gegenwartskrise“. Wiesbaden 1990: Deutscher Universitätsverlag. Historisch-soziologische Zeitdiagnosen in Westdeutschland nach 1945. Frankfurt 1994: Suhrkamp. „Geschichts- und Sozialphilosophie“ oder „Wirklichkeitswissenschaft“? Die deut-

sche historische Soziologie im Licht der Kategorien René Königs und Max Webers. Frankfurt 1999: Suhrkamp. Mobilisierung und kriegsgesellschaftliches Dilemma. Beobachtungen zur kriegsgesellschaftlichen Moderne. In: Zeitschrift für Soziologie 38. 3. 2009. 198-214.

Kümmel, Gerhard, Dr. phil.: Studium der Politikwissenschaft, Soziologie und Geschichte in Marburg. Promotionsstipendiat der Naumann-Stiftung (1991-94). Forschungsstipendiat des DHI, Washington, D.C. (1992). Promotion 1994. Postdoc-Stipendiat der DFG (1995-97). Dissertationspreis der Fulbright-Kommission (1996). Short-Term Lecturer des DAAD an der University of Victoria, Canada (Wintersemester 1997). Seit Herbst 1997 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am SOWI. Derzeit daselbst Wissenschaftlicher Direktor. Lehrbeauftragter im Masterstudiengang "Military Studies" an der Universität Potsdam. Vize-Präsident des ISA-Research Committees „Armed Forces and Conflict Resolution". Vorsitzender des Arbeitskreises Militär und Sozialwissenschaften. Associate Editor der Zeitschrift „Armed Forces and Society". Mitglied des Beirats der „Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik". Interessenschwerpunkte: Kriegs- und Militärsoziologie, Geschlechterforschung, Internationale Beziehungen. Wichtige Publikationen: Truppenbild mit Dame. Eine Sozialwissenschaftliche Begleituntersuchung zur Integration von Frauen in die Bundeswehr. Strausberg 2008: SOWI. Zusammen mit Helena Carreiras (Hrsg.): Women in the Military and in Armed Conflict. Wiesbaden 2008: VS.

Spreen, Dierk, PD Dr. phil.: derzeit Vertretung der Professur für Mediensoziologie am Institut für Medienwissenschaften der Universität Paderborn. Studium der Wissenschaftlichen Politik, Soziologie und Psychologie in Freiburg im Breisgau, 1998 Promotion in Soziologie, 1999-2000 Postdoktorand am Graduiertenkolleg „Technisierung und Gesellschaft" der TU Darmstadt, 2001-2008 Assistent am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie der Universität Paderborn, 2008/2009 Vertretung der Professur für Allgemeine Soziologie in Paderborn, seit 2009 Lehraufträge an der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Bielefeld. Interessenschwerpunkte: Soziologie des Krieges und der Gewalt, Mediensoziologie und -theorie, Körper- und Raumsoziologie, Sciences Fiction Studies. Wichtige Publikationen: Tausch, Technik, Krieg, Hamburg/Berlin: Argument Sonderband 261 1998; Cyborgs und andere Techno-Körper, Passau 1998; Referenzgemetzel – Geschlechterpolitik und Biomacht (hrsg. mit Barbara Ossege und Stefanie Wenner), Tübingen 1999; Technologien als Diskurse (hrsg. mit Andreas Lösch, Dominik Schrage, Markus Stauff), Heidelberg 2001; Spurensuche im All. Perry Rhodan Studies (hrsg. mit Klaus Bollhöfener, Klaus Farin), Berlin 2003; Krieg und Gesellschaft, Berlin 2008.

Tomforde, Maren, Dr. phil.: Dozentin für Ethnologie an der Führungsakademie der Bundeswehr, Promotion über kulturelle Räumlichkeit bei den Hmong inklusive zweijähriger Feldforschung im Nordwesten Thailands, 2003-2007 Wissenschaftliche Mitarbeiterin des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr und Durchführung ethnographischer Forschungen in den Einsatzgebieten der Bundeswehr. Interessenschwerpunkte: Kulturtheorien, ethnologische Friedens- und Konfliktforschung, kulturelle Räumlichkeit, Migration/ Diaspora, Religion. Wichtige Publikationen: Zusammen mit Jaberg, Sabine/ Biehl, Heiko/Mohrmann, Günther (Hrsg.): Auslandseinsätze der Bundeswehr. Sozialwissenschaftliche Analysen, Diagnosen und Perspektiven. Berlin 2009: Duncker & Humblot. Ethnologie und Militär: Ein Widerspruch? In: Beer, Bettina/Klocke-Daffa, Sabine/Lütkes, Christiana (Hrsg.): Berufsorientierung für Kulturwissenschaftler. Berlin 2009: Reimer. Die Menschenbilder in der Ethnologie und die Konstruktion des Gegenmenschen. In: Bayer, Stefan/Stümke, Volker (Hrsg.): Mensch. Anthropologie in sozialwissenschaftlichen Perspektiven. Berlin 2008: Duncker & Humblot. 135-152.

Virchow, Fabian, Dr.: Mitglied des Zentrums für Konfliktforschung der Philipps-Universität Marburg. Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Hamburg, Promotion an der FU Berlin mit einer Arbeit zu den militärpolitischen Konzeptionen der extremen Rechten in der Bundesrepublik Deutschland, zuletzt Professurvertretung am Zentrum für Konfliktforschung, lehrt derzeit an der Universität Köln. Interessenschwerpunkte: Medien und Militär; kulturelle und mediale Repräsentationen des Militärischen. Wichtige Publikationen: Zusammen mit Rikke Schubart/ Debra White-Stanley/Tanja Thomas (Hrsg.): War isn't Hell, it's Entertainment. War in Modern Culture and Visual Media. Jefferson u.a. 2009: McFarland. Zusammen mit Tanja Thomas: Militär und Krieg in einer Medienkultur. Perspektivierungen aus Sicht der Cultural Studies und Politischer Kulturforschung. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 32. 4. 2007. 40-65. Das Militär als Deutungsinstanz. In: Korte, Barbara/Tonn, Horst: Kriegskorrespondenten. Deutungsinstanzen in der Mediengesellschaft. Wiesbaden 2007: VS. 93-112.

Vollmer, Hendrik, Dr.: Wissenschaftlicher Angestellter an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld und Redakteur der Zeitschrift für Soziologie. Studium der Soziologie und Science and Technology Studies in Bielefeld und Edinburgh, Promotion 2002 in Bielefeld. Interessenschwerpunkte: Soziologische Theorie, Organisationssoziologie, Mikrosoziologie. Wichtige Publikationen: Zusammen mit Andrea Mennicken/Alex Preda: Tracking the Numbers: Across Accounting and Finance, Organizations and Markets. In: Accounting,

Organizations and Society 34. 5. 2009. 617-639. Zahlenspiele und Regierungsphantasien. In: WestEnd - Neue Zeitschrift für Sozialforschung 5. 1. 2008. 102-115. How to Do More With Numbers. Elementary Stakes, Framing, Keying, and the Three-Dimensional Character of Numerical Signs. In: Accounting, Organizations and Society 32. 6. 2007. 577-600. Zusammen mit Andrea Mennicken (Hrsg.): Zahlenwerk. Kalkulation, Organisation und Gesellschaft. Wiesbaden 2007: VS. Folgen und Funktionen organisierten Rechnens. Zeitschrift für Soziologie 33. 6. 2004. 450-470.

Warburg, Jens, Dr. rer. soc.: Publizist und Wissenschaftler. Studium der Soziologie und Volkswirtschaft in Frankfurt am Main, Soziologiediplom in Frankfurt 1994, Promotion 2008 in Gießen. Interessenschwerpunkte: Soziologie des Krieges, Militärsoziologie, Sozialpsychologie, Sozial- und Kulturtheorie. Wichtige Publikationen: Maschinen der Vernichtung. Das industrialisierte Schlachtfeld. In: Neckel, Sighard/Schwab-Trapp, Michael (Hrsg.): Ordnungen der Gewalt. Beiträge zu einer politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges. Opladen 1999: Leske und Budrich. 97–117. Industrialisierung und Gewalt. In: Armanski, Gerhard/Warburg, Jens (Hrsg.): Der gemeine Unfrieden der Kultur. Europäische Gewaltgeschichten. Würzburg 2001: Königshausen & Neumann. 161 –182. Zusammen mit Volker Heins (Hrsg.): Kampf der Zivilisten. Bielefeld 2004: Transcript. Das Militär und seine Subjekte, Bielefeld 2008: Transcript. Soldatische Subjekte und Desertion. In: jour fixe initiative berlin (Hrsg.): Krieg. Münster 2009: Unrast. 131-153.